00100430

BOMBAY BRANCH

OF THE

ROYAL ASIATIC SOCIETY.

TOWN HALL, BOMBAY.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018

H. Heine's

ämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Fünfter Band.
Über Deutschland. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Über Deutſchland

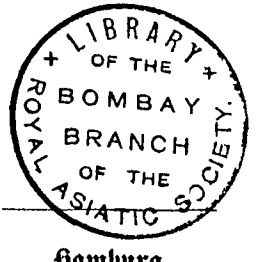
von

100430

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland.



Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

00100430

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Über Deutschland.

Vorrede zur französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland“ 3

Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.

Vorrede zur ersten Auflage 15
Vorrede zur zweiten Auflage 17
Erstes Buch. Deutschland bis Luther 29
Zweites Buch. Von Luther bis Kant 105
Drittes Buch. Von Kant bis Hegel 179

Briefe über Deutschland 271

Vorwort des Herausgebers.

Die Überschau deutscher Geistesvorgänge, welche Heinrich Heine in französischer Sprache unter dem Gesammttitel „De l'Allemagne“ erscheinen ließe wird jetzt zum ersten Male dem deutschen Publikum als ein geschlossenes Ganzes vorgelegt. Der Verfasser hat in den Vorreden zu den einzelnen Partien seines Werkes mehrfach die Gründe angedeutet, welche ihn nöthigten, dasselbe in Deutschland bruchstückweise zu veröffentlichen. Diese Gründe waren von äußerlichster, aber nichtsdestoweniger zwingender Art. Einerseits musste er sich beeilen, die in französischer Sprache für französische Journale geschriebenen Aufsätze dem vaterländischen Publikum mitzutheilen, damit kein unberufener Dritter aus einer Übersetzung der Heine'schen Arbeiten Gewinn zöge. Es mangelte zu jener Zeit nicht bloß an einem

internationalen Vertrage, der dem Schriftsteller das Eigenthums- und Übersetzungsrecht seiner im Ausland veröffentlichten Werke sicherte, sondern ein Bundesbeschluss vom 5. Juli 1832 hatte obendrein verfügt, dass keine im Ausland in deutscher Sprache erschienene, weniger als zwanzig Bogen betragende Druckschrift politischen Inhalts in einem deutschen Bundesstaat ohne vorgängige Erlaubnis der Regierung zugelassen und verkauft werden dürfe. — Andererseits nahmen die Censurhindernisse damals von Jahr zu Jahr einen immer bedrohlicheren Charakter an, bis durch Wolfgang Menzel's Denunciation jener Bundesbeschluss v. 10. December 1835 veranlasst ward, der mit den Schriften des sogenannten „jungen Deutschlands" sämmtliche Werke Heinrich Heine's in Acht und Bann that, und seinem Verleger gar ein Verbot seines ganzen Verlages in mehren Bundesstaaten zuzog. Ein Buch Heine's mit dem Gesammttitel: „Über Deutschland" wäre jedenfalls eher von der Censur und den fortschrittsfeindlichen Regierungen unterdrückt worden, als eine bunt durcheinander gewürfelte Anzahl philosophischer, kunst- und literaturgeschichtlicher oder novellistischer Fragmente, wie „der Salon" sie enthielt. Dass Heine übrigens auch diese bruchstückweis veröffentlichten Partien seines Werkes von der Censurschere

auf ärgſte verſtümmelt, ja ihre eigentliche Tendenz bis zur Unkenntlichkeit entſtellt ſah, iſt bekannt. Wenn der Leſer die vorſtehenden, nach dem Originalmanuſkript und den franzöſiſchen Ausgaben ergänzten Bände nur aufs flüchtigſte mit den früheren deutſchen Ausgaben vergleicht, wird er ſofort wahrnehmen, daſs Heine, trotz der wachſenden Schwierigkeit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Lage, ſich auch in ſeinem Buche über Deutſchland niemals zu unwürdigen, die Idee preisgebenden Konceſſionen verleiten ließ. „Ich beſchwöre Sie," ſchreibt er zur Zeit der Menzel'ſchen Denunciationen (am 25. November 1835) ſeinem Freunde Heinrich Laube, — „ich beſchwöre Sie bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutſchland jetzt führt, wo nicht Partei zu faſſen, doch wenigſtens eine ſehr ſchützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte dieſe Jugend anzutaſten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwiſchen politiſchen und religiöſen Fragen. In den politiſchen Fragen können Sie ſo viel' Konceſſionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politiſchen Staatsformen und Regierungen ſind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratiſche oder ariſtokratiſche Inſtitutionen ſind gleichgültige Dinge, ſolange der Kampf um erſte Lebensprincipien, um die Idee des Lebens ſelbſt,

noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich, ich sage das religiöse Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleisch ist, Eins und Dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben."

Die von Heine selbst getroffene Anordnung der französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland" ist von mir fast unverändert beibehalten worden. Nur habe ich dem letzten Abschnitt des dritten

Buches der „Romantischen Schule," welcher die Vorrede zur ersten Auflage der französischen Ausgabe bildete, den Platz gelassen, den er in der bisherigen deutschen Ausgabe einnahm. Ferner habe ich den „Geständnissen," welche der neuesten französischen Ausgabe des Buches als Nachwort dienen, aus inneren und äußeren Gründen eine andere Stelle angewiesen. Der siebente Band der vorliegenden Gesammtausgabe wäre nämlich im Verhältnis zu den übrigen Bänden zu stark geworden, hätte ich ihm die „Geständnisse" angefügt; — wichtiger indeſs war mir der innere Grund, daſs jener Aufsatz, der seiner Abfassungszeit und seinem Inhalte nach den Endabschluſs der literarischen Thätigkeit des Dichters bildet, einen viel geeigneteren Platz im letzten Band der prosaischen Schriften zu finden schien. Die Auslassungen und Milderungen einzelner Stellen, von denen Heine in der Vorrede zur französischen Ausgabe spricht, sind endlich viel zu unwesentlicher Natur, als daſs zu ihrer Würdigung eine gleichzeitige oder gar vorherige Lektüre der „Geständnisse" erforderlich wäre.

Die Abhandlung „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland," welche zuerst in

französischer Sprache unter dem Titel „De l'Allemagne depuis Luther“ in der Revue des deux mondes v. 1. März, 15. November und 15. December 1834 veröffentlicht ward, erschien bald darauf (zu Anfang des Jahres 1835) in deutscher Ausgabe als zweiter Band des „Salon,“ — jedoch in so willkürlich verstümmelter und verkürzter Gestalt, daſs mindestens die patriotische Tendenz des Buches gänzlich verloren ging. Bei der zweiten Auflage, im Jahre 1852, wurden die beträchtlichsten Lücken von dem Verfasser nach der französischen Version ergänzt, da Heine des Glaubens war, daſs sein früher nach Hamburg gesandtes Originalmanuskript bei dem großen Brande der Stadt im Jahre 1842 verloren gegangen. Letzteres hat sich indeſs unter den wenigen damals geretteten Papieren des Verlegers wiedergefunden, und ist bei Veranstaltung der vorliegenden Ausgabe Behufs weiterer Ergänzungen benutzt worden.

Diese Ergänzungen aus dem Originalmanuskript sind folgende:

S. 117 Ja, es ist dort — daſs auch Deutsche diese Blätter lesen.

S. 134 Nicht bloß die römischen — zur Unterdrückung der Völker.

S. 134 den sieben Blutsäufern,

S. 135 denn sie wissen, wir lieben dieses Gift.

S. 135 Da ist wahrlich nicht mehr die Rede davon — wird der alten Schmach entlastet.

S. 138 Die politische Revolution — S. 139 geschöpft haben.

S. 140 Er erhält sich dort nur — wie so manches Andere.

S. 154 Sobald die Religion — keine Riesen aufrecht erhalten.

S. 167 In der Trübnis der Gegenwart — die Sonne aus dem Morgenroth."

S. 193 Wie ich höre, beschäftigt sich — S. 194 nützliches wie wichtiges Buch.

S. 198 und vernichtet werden die übrigen Luftgebilde der Deisten.

S. 244 Lasst uns wieder von Philosophie reden!

S. 266 — und Das ist sein schönstes Verdienst —

Aus den französischen Ausgaben habe ich außerdem noch ergänzt:

S. 85 verrätherisch

S. 94 und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächstens die alten geharnischten Worte:

S. 207 Wie es in Frankreich Leute gab, welche behaupteten, daſs Robespierre nur ein Agent Pitt's ſei,

S. 261 eine gewiſſe Tugend,

Zur bequemeren Vergleichung ſind vom vorliegenden fünften Bande an die Abweichungen der franzöſiſchen Ausgaben ſämmtlich gleich unter dem Text, ſtatt im Vorworte, aufgeführt. — Die in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe aus Milderungsgründen geſtrichenen oder veränderten Stellen finden ſich einzig auf S. 43, 200—202 und 203. Außerdem hat nur die Anſpielung auf Victor Couſin, S. 261—262, eine weſentliche Umänderung erlitten.

Über Deutſchland.

LIBRARY OF THE BOMBAY BRANCH OF THE ROYAL ASIATIC SOCIETY.

Vorrede

zur französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland."

Der beschränkte Raum einer Vorrede würde mir nicht gestatten, hier alles Das ausführlich zu berichten, was ich gleich Anfangs dem Publikum mittheilen möchte. Ich habe es daher vorgezogen, diese Geständnisse des Verfassers in dem letzten Theil meines Werkes als ein Ganzes darzubieten*), und ich gestehe sogar, dass der liebe Leser wohl daran thäte, seine Lektüre mit diesem letzten Theil zu beginnen. Das ist ein wichtiger Rath. Diejenigen, welche zufällig die erste Ausgabe meines Buches kennen, werden auf den ersten Blick wahrnehmen, dass die neue Ausgabe um mehr als die Hälfte erweitert,

*) Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

und daſs eine große Anzahl von Stellen darin gestrichen worden, so daſs dies Buch „über Deutschland“ ein ganz anderes Aussehn gewonnen hat und nicht mehr dasselbe Buch ist.

In mehreren neuen Abschnitten, die ich hinzugefügt, besonders in denjenigen, welche den ganzen zweiten Theil bilden, habe ich mir die Aufgabe gestellt, den Augen des französischen Publikums die geheimsten und nationalsten Besitzthümer des deutschen Volkes zu entschleiern, in welchen sich, so zu sagen, sein ganzes träumerisches und zugleich starkes Gemüth ausspricht. Ich rede von jenen Traditionen und Sagen, die im Munde der armen Leute fortleben, und von denen die besten und originellsten niemals aufgezeichnet worden sind. Ich theile hier mehr als eine derselben mit, die ich selbst am Herd niederer Hütten gesammelt, wo irgend ein herumstreichender Bettler, irgend eine alte und blinde Großmutter sie erzählten; aber den geheimnisvoll seltsamen Wiederschein, welchen die flackernden Äste manchmal auf das Gesicht des Erzählers warfen, und das Herzklopfen der Zuhörer, welche ihm mit feierlicher Stille lauschten, vermochte ich nicht wiederzugeben, und diese ländlichen, fast barbarischen Erzählungen entbehren dadurch ihres wunderbarsten heimatlichen Zaubers.

Ich enthalte mich jeder Bemerkung in Betreff der Auslaſſungen, welche mein Buch erfahren hat. Ich habe ſo wenigſtens die Gefahr vermieden, mich eines Mangels an Takt ſchuldig zu machen. Ich habe bittere Ausfälle unterdrückt, welche einſtmals einer jugendlichen und ungerechten Malice entfloſſen, und ich habe es ebenſo mit den huldigenden Zueignungsworten*) gemacht, die heut zu Tage ein

*) Die Widmung der erſten Ausgabe lautete:

An Proſper Enfantin
in Ägypten.

Sie haben gewünſcht, den Fortſchritt der Ideen in Deutſchland während der jüngſten Zeit und die Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geiſtige Bewegung dieſes Landes zu der Syntheſe der Doktrin ſteht.

Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mich erſuchten, Ihnen über dies Thema Auskunft zu geben, und es freut mich, daß ich dieſe Gelegenheit finde, über den Raum weg mit Ihnen zu verkehren.

Geſtatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, daß es dem Bedürfnis Ihres Denkens zu entſprechen vermag. Wie Dem auch ſei, ich bitte Sie, es als ein Zeugnis achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen.

Heinrich Heine.

Über die ſonſtigen Auslaſſungen vergleiche man das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.

Der Herausgeber.

Anachronismus ſein würden, und deren unzeitgemäße Form namentlich jetzt eine Wirkung hervorbringen würde, ganz entgegengeſetzt derjenigen, welche der Verfaſſer im Auge hatte, als die erſte Ausgabe ſeines Buches erſchien. Zu jener Zeit war der Name, welchem ich dieſe Huldigungen darbrachte, ſo zu ſagen ein Schiboleth, und bezeichnete die fortgeſchrittenſte Partei im Befreiungskampfe der Menſchheit, welche ſo eben von den Gendarmen und Höflingen der alten Geſellſchaft niedergeſchmettert worden war. Durch Begünſtigung der Beſiegten ſchleuderte ich ihren Gegnern eine ſtolze Herausforderung zu, und ich bekannte offen meine Sympathien für die Märtyrer, welche man damals beſchimpfte, und in den Journalen wie in der Geſellſchaft erbarmungslos ſchmähte. Ich fürchtete nicht, mich der Lächerlichkeit auszuſetzen, mit welcher ihre gute Sache, wie ſich nicht leugnen läſſt, ein wenig behaftet war. Die Dinge haben ſich ſeitdem geändert; die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, ſie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion iſt; ſie durchlaufen nicht mehr barfüßig die Wüſten Arabiens, um dort das freie Weib zu ſuchen — dieſe Befreier vom Gattenjoch, dieſe Zerbrecher der ehelichen Bande haben ſich bei ihrer

Rückkehr aus dem Orient verheirathet und ſind die unerſchrockenſten Eheliebhaber (épouseurs) von der Welt geworden, und ſie tragen Stiefel. Die meiſten dieſer Märtyrer ſitzen jetzt in der Wolle; einige von ihnen ſind neugebackene Millionäre, und mehr als Einer iſt zu der ehrenvollſten und einträglichſten Stellung gelangt — man reiſt ſchnell mit den Eiſenbahnen. Dieſe ehemaligen Apoſtel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menſchheit geträumt, haben ſich damit begnügt, das ſilberne Zeitalter, die Herrſchaft jenes Geld-Gottes (dieu-argent) fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem iſt — es iſt vielleicht derſelbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles iſt in ihm, Nichts iſt außer ihm, ohne ihn iſt Nichts. — Aber Das iſt nicht der Gott, welchen der Schreiber dieſer Zeilen verehrt, ich ziehe ihm ſogar jenen armen Gott von Nazareth vor, der keinen Heller beſaß, und der Gott der Bettler und Leidenden war. Da ich ein wenig zu dieſer letzten Klaſſe gehöre, würde ich einen Akt großer Thorheit begehen, wenn ich durch veraltete Komplimente die hochmüthigen Sieger, die Glücklichen des Tages lobpreiſen wollte, die ihrer wohl entrathen können.

Ich kann nicht eindringlich genug hervorheben, daſs ich nicht die Abſicht gehabt, ein vollſtändiges

Bild von Deutſchland zu liefern. Ich wollte nur an verſchiedenen Stellen den Schleier lüpfen, welcher dies geheimnisvolle Land bedeckt; und wenn der Leſer nicht Alles geſehen oder nur einen kleinen Theil geſehen hat, ſo hat er wenigſtens dieſen kleinen Theil in ſeiner natürlichen Wahrheit geſehen, während er ſich nur ſehr dürftig oder gar nicht durch die Bücher unterrichten wird, in denen man ihm die vollſtändigſte Belehrung verſpricht, und die ſchließlich Nichts als eine trockne und unfruchtbare, wenn ſchon richtige und gewiſſenhafte, Aufzählung und Nomenklatur geben. Was die deutſche Literatur betrifft, ſo umfaſſt mein Buch nur die Geſchichte der ſogenannten romantiſchen Schule, und indem ich mir vornahm, die genaueſte Nachricht über die Schriftſteller zu geben, welche zu dieſer gehören, war ich genöthigt, von ihnen ausführlicher zu reden, als ich es von deutſchen Dichtern höheren Ranges gethan habe, die mit weit größerem Talente begabt, aber keine Mitglieder der romantiſchen Schule ſind. Ich habe ſogar mehrere große Schriftſteller mit Stillſchweigen übergangen, die man bisweilen zu den Anhängern dieſer Schule zählt, die aber nach meiner Meinung keineswegs dazu gehören, wie z. B. Heinrich von Kleiſt und meine verſtorbenen Freunde Karl Immermann und Chriſtian Grabbe,

alle Drei Männer von großem Genie. Sie sind Riesen, wenn man sie mit jenen Schriftstellern der romantischen Schule vergleicht, von denen ich in meinem Buche gesprochen, und sie können ohne Widerrede als die ausgezeichnetsten Dichter Deutschlands während der Goethe'schen Periode betrachtet werden. Jedenfalls sind sie seither nicht übertroffen worden, obgleich das deutsche Theater der Gegenwart zwei Dichter von seltenstem Verdienst in der Person meiner Freunde Friedrich Hebbel, Verfasser der „Judith," und Alfred Meißner, Verfasser der Tragödie „Das Weib des Urias," besitzt. Der Erstere ist ein Geistesverwandter Kleist's und Grabbe's, und ein banaler Kritiker vermöchte nicht sein Genie zu würdigen; der Andere, Alfred Meißner, ist dem Verständnis der Massen weit zugänglicher, sein Publikum ist größer; er ist ein leidenschafterfülltes Gemüth, und ich bin überzeugt, dass es ihm gelingen wird, sich einst die Popularität Friedrich Schiller's zu erobern, dessen präsumtiver Erbe er in Deutschland ist.

Ich habe so eben bemerkt, dass ich in meinem Buche von mehreren unserer großen deutschen Dichter nicht habe reden können, weil sie in den Rahmen meiner Schrift nicht passten, die ausschließlich der romantischen Schule gewidmet war. Unter diesen

großen Dichtern befinden sich auch einige lyrische Dichter, welche sich durch die Richtung ihres mit Romantik getränkten Geistes der genannten Schule nähern. Auch nennt man sie irrthümlicher Weise zuweilen Romantiker. Zu dieser Zahl gehören Vier, deren Talent dem unserer größten Dichter gleichkommt; es sind: mein verstorbener Freund Adelbert von Chamisso, von Geburt ein Franzose; ferner der treffliche Friedrich Rückert, dessen Phantasie von einer üppigen, orientalischen Fülle ist; der Dritte ist mein Freund der Graf Auersperg, bekannt unter dem Namen Anastasius Grün, ein lyrischer Dichter, der sehr reich, fast allzu reich an Bildern ist und eine große und edle Seele besitzt; endlich der Vierte, Zuletztaufgetretene ist Ferdinand Freiligrath, ein Talent ersten Ranges, ein kräftiger Koloritmaler und begabt mit einer großen Originalität.

In einem anderen Werke, das ich noch zu vollenden hoffe, werde ich Gelegenheit haben, ausführlich von vielen deutschen Schriftstellern zu reden, die meine Zeitgenossen gewesen sind, und von denen ich in meinem Buch „über Deutschland“ keinen Bericht gegeben. Ich werde dann reichlich die Lücken dieses letzteren Werkes ausfüllen, und ich stehe dafür ein, dass weder das Publikum, noch die Schriftsteller,

mit welchen ich mich jetzt nicht habe beschäftigen können, Etwas dabei verloren haben sollen, daſs sie gewartet.

Paris, den 15. Januar 1855.

Heinrich Heine.

Aus der Vorrede zur ersten Auflage der französischen Ausgabe.

In den ersten drei Abschnitten dieses Buches habe ich ziemlich ausführlich von den Kämpfen zwischen der Religion und Philosophie in Deutschland geredet; ich hatte jene geistige Revolution meines Vaterlandes zu erklären, über welche Frau von Staël ihrerseits so viele Irrthümer in Frankreich verbreitet hat. Ich erkläre es offen: ich hatte das Buch dieser Großmutter der Doktrinäre fortwährend im Auge, und in berichtigender Absicht habe ich dem meinigen denselben Titel: „Über Deutschland" ertheilt.

Paris, den 8. April 1835.

Heinrich Heine.

Zur

Geſchichte der Religion

und

Philoſophie

in

Deutſchland.

(1834.)

Vorrede zur ersten Auflage.

Ich muſs den deutschen Leſer darauf beſonders aufmerkſam machen, daſs dieſe Blätter urſprünglich für eine franzöſiſche Zeitſchrift, die Revue des deux mondes, und zu einem beſtimmten Zeitzweck abgefaſſt worden. Sie gehören nämlich zu einer Überſchau deutſcher Geiſtesvorgänge, wovon ich bereits früher dem franzöſiſchen Publikum einige Theile vorgelegt, und die auch in deutſcher Sprache als Beiträge „zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ erſchienen ſind*). Die Anforderungen der periodiſchen Preſſe, Übelſtände in der Ökonomie derſelben, Mangel an wiſſenſchaft-

*) Vgl. Betreffs dieſer und der nachfolgenden Angaben das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande.
Der Herausgeber.

lichen Hilfsmitteln, französische Unzulänglichkeiten, ein neulich in Deutschland promulgiertes Gesetz über ausländische Drucke, welches nur auf mich seine Anwendung fand, und dergleichen Hemmungen mehr erlaubten mir nicht, die verschiedenen Theile jener Überschau in chronologischer Reihenfolge und unter einem Gesammttitel mitzutheilen. Das gegenwärtige Buch, trotz seiner inneren Einheit und seiner äußerlichen Geschlossenheit, ist also nur das Fragment eines größeren Ganzen.

Ich grüße die Heimath mit dem freundlichsten Gruße. —

Geschrieben zu Paris, im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als die erste Auflage dieses Buches die Presse verließ, und ich ein Exemplar desselben zur Hand nahm, erschrak ich nicht wenig ob den Verstümmelungen, deren Spur sich überall kund gab. Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Übergänge, so daſs nicht bloß der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Viel mehr die Furcht Cäsar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen, und während sie alles politisch Verfängliche ängstlich ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieses Buches, welche eine patriotisch-demokratische war, verloren, und unheimlich starrte mir daraus ein ganz fremder Geist entgegen, welcher

an ſcholaſtiſch-theologiſche Klopffechtereien erinnert, und meinem humaniſtiſch-toleranten Naturell tief zuwider iſt.

Ich ſchmeichelte mir Anfangs mit der Hoffnung, daſs ich bei einem zweiten Abdruck die Lakunen dieſes Buches wieder ausfüllen könne; doch keine Reſtauration der Art iſt jetzt möglich, da bei dem großen Brand zu Hamburg das Original-Manuſkript im Hauſe meines Verlegers verloren gegangen *). Mein Gedächtnis iſt zu ſchwach, als daſs ich aus der Erinnerung nachhelfen könnte, und außerdem dürfte eine genaue Durchſicht des Buches mir wegen des Zuſtandes meiner Augen nicht erlaubt ſein. Ich begnüge mich damit, daſs ich nach der franzöſiſchen Verſion, welche früher als die deutſche gedruckt worden, einige der größern ausgelaſſenen Stellen aus dem Franzöſiſchen zurücküberſetze und interkaliere. Eine dieſer Stellen, welche in unzähligen franzöſiſchen Blättern abgedruckt, diskutiert und auch in der vorjährigen franzöſiſchen Deputiertenkammer von einem der größten Staatsmänner der Franzoſen, dem Grafen Molé, beſprochen worden, iſt am Ende dieſer neuen Ausgabe

*) Daſſelbe hat ſich ſpäter wiedergefunden, und iſt bei Veranſtaltung der vorliegenden Ausgabe benutzt worden.
Der Herausgeber.

befindlich und mag zeigen, welche Bewandtnis es hat mit der Verkleinerung und Herabsetzung Deutschlands, deren ich mich, wie gewisse ehrliche Leute versicherten, dem Auslande gegenüber schuldig gemacht haben soll. Äußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, officielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland, — das aber keinen Goliath, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat, — so wusste man Das, was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnisvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souveränen, mit dessen Scepter und Krone die Meerkatzen spielen. Solche Insinuation ward den ehrlichen Leuten noch dadurch erleichtert, dass jede Kundgabe meiner wahren Gesinnung mir während einer langen Periode schier unmöglich war, besonders zur Zeit als die Bundestagsdekrete gegen das „junge Deutschland" erschienen, welche hauptsächlich gegen mich gerichtet waren und mich in eine exceptionell gebundene Lage brachten, die unerhört in den Annalen der Preßknechtschaft. Als ich späterhin den Maulkorb etwas lüften konnte, blieben doch die Gedanken noch geknebelt.

Das vorliegende Buch ist Fragment, und soll auch Fragment bleiben. Ehrlich gestanden, es wäre

mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich dieſes Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben ſo falſch wie unbeſonnen iſt. Ebenſo unbeſonnen wie falſch iſt die

Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daſs er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern*) todt geſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich

*) Die betreffende Kritik über „Heinrich Heine und ſeine Zeit" findet ſich in erweiterter Ausführung abgedruckt in Arnold Ruge's „geſammelten Schriften," zweiter Band. Mannheim, J. P. Grohe. 1846.

Der Herausgeber.

umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständnis machte, daſs ich die fürchterlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes, und war so übermüthig wie der König Nebukadnezar vor seinem Sturze.

Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beher-

zigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viele ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigt ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder, was Dasſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daſs die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie von dem lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daſs ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stamm-Mutter ſo vieler künftigen Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil

es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſowie das Weib zum denkenden Selbſtbewuſſtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe.

Ich habe mich bereits in meinem jüngſten Buche, im „Romancero“ *), über die Umwandlung ausgeſprochen, welche in Bezug auf göttliche Dinge in meinem Geiſte ſtattgefunden. Es ſind ſeitdem mit chriſtlicher Zudringlichkeit ſehr viele Anfragen an mich ergangen, auf welchem Wege die beſſere Erleuchtung über mich gekommen. Fromme Seelen ſcheinen darnach zu lechzen, daſs ich ihnen irgend ein Mirakel aufbinde, und ſie möchten gerne wiſſen, ob ich nicht wie Saulus ein Licht erblickte auf dem Wege nach Damaskus, oder ob ich nicht wie Balaam, der Sohn Beor's, einen ſtätigen Eſel ge-

*) Vgl. das Nachwort Heine's zum „Romancero“ und die ſpäteren „Geſtändniſſe.“

Der Herausgeber.

ritten, der plötzlich den Mund aufthat und zu ſprechen begann wie ein Menſch? Nein, ihr gläubigen Gemüther, ich reiſte niemals nach Damaskus, ich weiß Nichts von Damaskus, als daſs jüngſt die dortigen Juden beſchuldigt worden, ſie fräßen alte Kapuziner, und der Name der Stadt wäre mir vielleicht ganz unbekannt, hätte ich nicht das Hohe Lied geleſen, wo der König Salomo die Naſe ſeiner Geliebten mit einem Thurm vergleicht, der gen Damaskus ſchaut. Auch ſah ich nie einen Eſel, nämlich keinen vierfüßigen, der wie ein Menſch geſprochen hätte, während ich Menſchen genug traf, die jedesmal, wenn ſie den Mund aufthaten, wie Eſel ſprachen. In der That, weder eine Viſion, noch eine ſeraphitiſche Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder ſonſt ein Wunderſpuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches — Eines Buches? Ja, und es iſt ein altes, ſchlichtes Buch, beſcheiden wie die Natur, auch natürlich wie dieſe; ein Buch, das werkeltägig und anſpruchslos ausſieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das ſo traulich, ſo ſegnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche lieſt, mit den lieben, beben-

den Lippen, und mit der Brille auf der Naſe — und dieſes Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man dieſe auch die heilige Schrift; wer ſeinen Gott verloren hat, Der kann ihn in dieſem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, Dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche ſich auf Koſtbarkeiten verſtehen, wuſſten ſehr gut, was ſie thaten, als ſie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und ſilbernen Opfergeſchirre, die Leuchter und Lampen, ſogar den hohenprieſterlichen Bruſtlatz mit den großen Edelſteinen im Stich ließen, und nur die Bibel retteten. Dieſe war der wahre Tempelſchatz, und derſelbe ward, Gottlob! nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Veſpaſianus, des Böſewichts, der ein ſo ſchlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdiſcher Prieſter, der zweihundert Jahr' vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jeruſalem lebte und Joſua Ben Siras Ben Eliezer hieß, hat in einer Gnomenſammlung, Meſchalim, in Bezug auf die Bibel den Gedanken ſeiner Zeit ausgeſprochen, und ich will ſeine ſchönen Worte hier mittheilen. Sie ſind ſacerdotal-feierlich und doch zugleich ſo erquickend friſch, als wären ſie

erſt geſtern einer lebenden Menſchenbruſt entquollen, und ſie lauten, wie folgt:

„Dies Alles iſt eben das Buch des Bundes, mit dem höchſten Gott gemacht, nämlich das Geſetz, welches Moſe dem Hauſe Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit gefloſſen iſt, wie das Waſſer Piſon, wenn es groß iſt, und wie das Waſſer Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verſtand gefloſſen iſt, wie der Euphrates, wenn er groß iſt, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demſelben iſt hervorbrochen die Zucht, wie das Licht, und wie das Waſſer Nilus im Herbſt. Er iſt nie geweſen, der es ausgelernt hätte, und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn ſein Sinn iſt reicher weder kein Meer und ſein Wort tiefer denn kein Abgrund.“

Geſchrieben zu Paris, im Wonnemond 1852.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Deutſchland bis Luther.

Die Franzoſen glaubten in der letzten Zeit, zu einer Verſtändnis Deutſchlands zu gelangen, wenn ſie ſich mit den Erzeugniſſen unſerer ſchönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben ſie ſich aber aus dem Zuſtande gänzlicher Ignoranz nur erſt zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugniſſe unſerer ſchönen Literatur bleiben für ſie nur ſtumme Blumen, der ganze deutſche Gedanke bleibt für ſie ein unwirthliches Räthſel, ſo lange ſie die Bedeutung der Religion und der Philoſophie in Deutſchland nicht kennen.

Indem ich nun über dieſe beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen ſuche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieſes iſt für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächſt die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt iſt. Und doch habe ich weder

die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphyſik ſo tief ergründet, daſs ich im Stande wäre, Dergleichen nach den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums ganz einfach und ganz kurz zu formulieren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutſchen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre ſociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beſchränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Faſſungsvermögen des franzöſiſchen Leſers berückſichtigen.

Große deutſche Philoſophen, die etwa zufällig einen Blick in dieſe Blätter werfen, werden vornehm die Achſeln zucken über den dürftigen Zuſchnitt alles Deſſen, was ich hier vorbringe. Aber ſie mögen gefälligſt bedenken, daſs das Wenige, was ich ſage, ganz klar und deutlich ausgedrückt iſt, während ihre eignen Werke zwar ſehr gründlich, unermeſsbar gründlich, ſehr tiefſinnig, ſtupend tiefſinnig, aber eben ſo unverſtändlich ſind. Was helfen dem Volke die verſchloſſenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüſſel hat? Das Volk hungert nach Wiſſen und dankt mir für das Stückchen Geiſtesbrot, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es iſt nicht Talentloſigkeit, was die meiſten deutſchen Gelehrten davon abhält, über

Religion und Philoſophie ſich populär auszuſprechen. Ich glaube, es iſt Scheu vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht dieſe Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich ſelber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre nicht zu den ſiebenhundert Weiſen Deutſchlands. Ich ſtehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und iſt da irgend eine Wahrheit durchgeſchlüpft, und iſt dieſe Wahrheit bis zu mir gelangt, dann iſt ſie weit genug: — ich ſchreibe ſie mit hübſchen Buchſtaben auf Papier und gebe ſie dem Setzer; Der ſetzt ſie in Blei und giebt ſie dem Drucker; Dieſer druckt ſie, und ſie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutſchland erfreuen, iſt das Chriſtenthum. Ich werde alſo zu erzählen haben, was das Chriſtenthum iſt, wie es römiſcher Katholicismus geworden, wie aus dieſem der Proteſtantismus, und aus dem Proteſtantismus die deutſche Philoſophie hervorging.

Indem ich nun mit Beſprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, ſich bei Leibe nicht zu ängſtigen*). Fürchtet Nichts,

*) In der Revue des deux mondes findet ſich, ſtatt des obigen, folgender Eingang:

fromme Seelen! Keine profanierenden Scherze ſollen euer Ohr verletzen. Dieſe ſind allenfalls noch nütz-

---

„Indem ich es unternehme, von Deutſchland und der deutſchen Literatur zu reden, muſs ich zuerſt bei der Religion verweilen, um ein beſſeres Verſtändnis dieſer Literatur anzubahnen. Nicht nur in der Vergangenheit hat die Religion die Form und Richtung unſeres ſocialen und politiſchen Lebens beſtimmt, ſondern auch auf die Gegenwart übt ſie noch den erheblichſten Einfluſs. Ich muſs daher vom Chriſtenthum im Allgemeinen und insbeſondere vom Proteſtantismus reden, ich werde ſodann zeigen, wie unſere ganze heutige Literatur, Wiſſenſchaften und Künſte, daraus hervorgegangen."

In den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben lautet der Eingang, wie folgt:

„Nachdem ich lange Zeit hindurch mich bemüht habe, Frankreich in Deutſchland verſtändlich zu machen, jene nationalen Vorurtheile zu zerſtören, welche die Deſpoten ſo gut zu ihrem Vortheil auszubeuten wiſſen, unternehme ich heut eine ähnliche und nicht minder nützliche Arbeit, indem ich Deutſchland den Franzoſen erkläre.

„Die Vorſehung, welche mich zu dieſer Aufgabe berufen hat, wird mir auch die nöthige Erleuchtung geben. Ich vollbringe ein Werk, das beiden Ländern zu Statten kommt, und ich habe vollen Glauben an meine Sendung.

„Bisher herrſchte in Frankreich die vollſtändigſte Ignoranz in Betreff der geiſtigen Zuſtände Deutſchlands, eine Ignoranz, die in Kriegszeiten höchſt verderblich ward. Heut zu Tage dagegen verbreiten ſich ein Halbwiſſen, eine irrthümliche Auffaſſung des deutſchen Geiſtes, eine Konfuſion altdeutſcher

lich in Deutschland, wo es gilt, die Macht der Religion für den Augenblick zu neutralisieren. Wir sind nämlich dort in derselben Lage wie ihr vor der Revolution, als das Christenthum im untrennbarsten Bündnisse stand mit dem alten Regime. Dieses konnte nicht zerstört werden, so lange noch jenes seinen Einfluss übte auf die Menge. Voltaire

---

Doktrinen, welche in Friedenszeiten furchtbar und höchst gefährlich sind.

„Die meisten Franzosen bildeten sich ein, um den deutschen Gedanken zu verstehen, genüge es, sich mit den Meisterwerken der deutschen Kunst bekannt zu machen; aber die Kunst ist nur eine Seite dieses Gedankens, und auch diese lässt sich nur verstehen, wenn die beiden anderen Seiten des deutschen Gedankens, die der Religion und der Philosophie, uns bekannt sind.

„Nur aus der Geschichte der von Luther verkündeten religiösen Reform kann man erfahren, wie sich die Philosophie bei uns zu entwickeln vermocht, und nur durch eine ausführliche Darlegung unserer philosophischen Systeme wird man in den Stand gesetzt, jene große literarische Revolution zu würdigen, welche mit der Theorie, mit den Grundsätzen einer neuen Kritik begann, und die von euch so sehr bewunderte Romantik hervorrief. Ihr habt Blumen bewundert, deren Wurzeln ihr so wenig kanntet wie ihre symbolische Sprache. Ihr habt nur die Farben erblickt, nur die Düfte eingeathmet.

„Um den deutschen Gedanken zu entschleiern, muss ich also zuerst von der Religion sprechen. Diese Religion ist das Christenthum.“ Der Herausgeber.

mußte ſein ſcharfes Gelächter erheben, ehe Samſon ſein Beil fallen laſſen konnte. Jedoch wie durch dieſes Beil, ſo wurde auch durch jenes Lachen im Grunde Nichts bewieſen, ſondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Chriſtenthums verletzen können. Alle ſeine Späße, die aus der Kirchengeſchichte geſchöpft, alle ſeine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieſes heiligſte Buch der Menſchheit, über die Jungfrau Maria, dieſe ſchönſte Blume der Poeſie, das ganze Diktionär philoſophiſcher Pfeile, das er gegen Klerus und Prieſterſchaft losſchoß, verletzte nur den ſterblichen Leib des Chriſtenthums, nicht deſſen inneres Weſen, nicht deſſen tieferen Geiſt, nicht deſſen ewige Seele.

Denn das Chriſtenthum iſt eine Idee, und als ſolche unzerſtörbar und unſterblich, wie jede Idee. Was iſt aber dieſe Idee?

Eben weil man dieſe Idee noch nicht klar begriffen und Äußerlichkeiten für die Hauptſache gehalten hat, giebt es noch keine Geſchichte des Chriſtenthums. Zwei entgegengeſetzte Parteien ſchreiben die Kirchengeſchichte und widerſprechen ſich beſtändig, doch die eine eben ſo wenig wie die andere wird jemals beſtimmt ausſagen, was eigentlich jene Idee iſt, die dem Chriſtenthum als Mittelpunkt dient, die ſich in deſſen Symbolik, im Dogma, wie im

Kultus, und in deſſen ganzer Geſchichte zu offenbaren ſtrebt, und im wirklichen Leben der chriſtlichen Völker manifeſtirt hat. Weder Baronius, der katholiſche Kardinal, noch der proteſtantiſche Hofrath Schröckh entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn ihr alle Folianten der Manſiſchen Concilienſammlung, des Aſſemanniſchen Kodex der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Sacarelli durchblättert, werdet ihr doch nicht einſehen, was eigentlich die Idee des Chriſtenthums war. Was ſeht ihr denn in den Hiſtorien der orientaliſchen und der occidentaliſchen Kirchen? In jener, der orientaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr Nichts als dogmatiſche Spitzfindigkeiten, wo ſich die altgriechiſche Sophiſtik wieder kundgiebt; in dieſer, in der occidentaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr Nichts als disciplinariſche, die kirchlichen Intereſſen betreffende Zwiſte, wobei die altrömiſche Rechtskaſuiſtik und Regierungskunſt mit neuen Formeln und Zwangsmitteln ſich wieder geltend machen. In der That, wie man in Konſtantinopel über den Logos ſtritt, ſo ſtritt man in Rom über das Verhältnis der weltlichen zur geiſtlichen Macht; und wie etwa dort über ὁμουσιος, ſo befehdete man ſich hier über Inveſtitur. Aber die byzantiniſchen Fragen: ob der Logos dem Gott-Vater ὁμουσιος ſei? ob Maria

Gottgebärerin heißen ſoll oder Menſchengebärerin? ob Chriſtus in Ermangelung der Speiſe hungern muſſte, oder nur deſswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle dieſe Fragen haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Löſung davon abhängt, was in den Gemächern des sacri palatii geziſchelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia fällt oder Pulcheria; — denn dieſe Dame haſſt den Neſtorius, den Verräther ihrer Liebeshändel, Jene haſſt den Cyrillus, welchen Pulcheria beſchützt, Alles bezieht ſich zuletzt auf lauter Weiber- und Hämmlingsgeklätſche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Partei verfolgt oder befördert. Eben ſo geht's im Occident; Rom wollte herrſchen; „als ſeine Legionen gefallen, ſchickte es Dogmen in die Provinzen;“ alle Glaubenszwiſte hatten römiſche Uſurpationen zum Grunde; es galt die Obergewalt des römiſchen Biſchofs zu konſolidieren. Dieſer war über eigentliche Glaubenspunkte immer ſehr nachſichtig, ſpie aber Feuer und Flamme, ſobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er diſputierte nicht Viel über die Perſonen in Chriſtus, ſondern über die Konſequenzen der Iſidor'ſchen Dekretalen; er centraliſierte ſeine Gewalt durch kanoniſches Recht, Einſetzung der Biſchöfe, Herabwürdigung der fürſtlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. ſ. w.

Aber wär Dieſes das Chriſtenthum? Offenbart ſich uns aus der Lektüre dieſer Geſchichten die Idee des Chriſtenthums? Was iſt dieſe Idee?

Wie ſich dieſe Idee hiſtoriſch gebildet und in der Erſcheinungswelt manifeſtiert, ließe ſich wohl ſchon in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geſchichte der Manichäer und der Gnoſtiker vorurtheilsfrei nachforſchen. Obgleich Erſtere verketzert und Letztere verſchrien ſind und die Kirche ſie verdammt hat, ſo erhielt ſich doch ihr Einfluſs auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte ſich die katholiſche Kunſt, und ihre Denkweiſe durchdrang das ganze Leben der chriſtlichen Völker. Die Manichäer ſind ihren letzten Gründen nach nicht ſehr verſchieden von den Gnoſtikern. Die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem böſen, die ſich bekämpfen, iſt Beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten dieſe Lehre aus der altperſiſchen Religion, wo Ormuzd, das Licht, dem Ahriman, der Finſternis, feindlich entgegenſetzt iſt. Die Anderen, die eigentlichen Gnoſtiker, glaubten vielmehr an die Präexiſtenz des guten Princips, und erklärten die Entſtehung des böſen Princips durch Emanation, durch Generationen von Äonen, die, jemehr ſie von ihrem Urſprung entfernt ſind, ſich deſto trüber verſchlech-

tert. Nach Cerinthus war der Erſchaffer unſerer Welt keineswegs der höchſte Gott, ſondern nur eine Emanation Deſſelben, Einer von den Äonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählich ausgeartet iſt, und jetzt als böſes Princip dem aus dem höchſten Gott unmittelbar entſprungenen Logos, dem guten Princip, feindlich gegenüber ſtehe. Dieſe gnoſtiſche Weltanſicht iſt urindiſch, und ſie führte mit ſich die Lehre von der Inkarnation Gottes, von der Abtödtung des Fleiſches, vom geiſtigen Inſichſelbſtverſenken, ſie gebar das ascetiſch beſchauliche Mönchsleben, welches die reinſte Blüthe der chriſtlichen Idee. Dieſe Idee hat ſich in der Dogmatik nur ſehr verworren und im Kultus nur ſehr trübe ausſprechen können. Doch ſehen wir überall die Lehre von den beiden Principien hervortreten; dem guten Chriſtus ſteht der böſe Satan entgegen; die Welt des Geiſtes wird durch Chriſtus, die Welt der Materie durch Satan repräſentiert; Jenem gehört unſere Seele, Dieſem unſer Leib; und die ganze Erſcheinungswelt, die Natur, iſt demnach urſprünglich böſe, und Satan, der Fürſt der Finſternis, will uns damit ins Verderben locken, und es gilt allen ſinnlichen Freuden des Lebens zu entſagen, unſern Leib, das Lehn Satan's, zu peinigen, damit die Seele ſich deſto

herrlicher emporſchwinge in den lichten Himmel, in das ſtrahlende Reich Chriſti.

Dieſe Weltanſicht, die eigentliche Idee des Chriſtenthums, hatte ſich unglaublich ſchnell über das ganze römiſche Reich verbreitet, wie eine anſteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abſpannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Iſt auch Mancher von uns ſchon geneſen, ſo kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt ſich unglücklich als der einzig Geſunde unter lauter Siechen. Einſt, wenn die Menſchheit ihre völlige Geſundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwiſchen Leib und Seele wieder hergeſtellt, und ſie wieder in urſprünglicher Harmonie ſich durchdringen, dann wird man den künſtlichen Hader, den das Chriſtenthum zwiſchen beiden geſtiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und ſchöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die ſich aller Genüſſe dieſer ſchönen Erde trübſinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit faſt zu kalten Geſpenſtern verblichen ſind! Ja, ich ſage es beſtimmt, unſere Nach-

kommen werden ſchöner und glücklicher ſein als wir. Denn ich glaube an den Fortſchritt, ich glaube, die Menſchheit iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, und ich hege alſo eine größere Meinung von der Gottheit als jene frommen Leute, die da wähnen, ſie habe den Menſchen nur zum Leiden erſchaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politiſcher und induſtrieller Inſtitutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erſt am jüngſten Tage im Himmel ſtattfinden ſoll. Jenes iſt vielleicht eben ſo wie Dieſes eine thörichte Hoffnung, und es giebt keine Auferſtehung der Menſchheit, weder im politiſch moraliſchen, noch im apoſtoliſch katholiſchen Sinne*). Die Menſchheit iſt vielleicht zu ewigem Elend beſtimmt, die Völker ſind vielleicht auf ewig verdammt, von Deſpoten zertreten, von den Spießgeſellen Derſelben exploitiert, und von den Lakaien verhöhnt zu werden. Ach! in dieſem Falle müſſte man das Chriſtenthum, ſelbſt wenn man es als Irrthum erkannt, dennoch zu erhalten ſuchen, man müſſte in der Mönchskutte und barfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter und Entſagung

*) „weder im politiſchen, noch im religiöſen Sinne," ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

predigen, und den gegeißelten und verspotteten Menschen das tröstende Kruzifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode dort oben alle sieben Himmel versprechen.

Vielleicht eben weil die Großen dieser Erde ihrer Obermacht gewiss sind, und im Herzen beschlossen haben, sie ewig zu unserem Unglück zu missbrauchen, sind sie von der Nothwendigkeit des Christenthums für ihre Völker überzeugt, und es ist im Grunde ein zartes Menschlichkeitsgefühl, dass sie sich für die Erhaltung dieser Religion so viele Mühe geben*)!

Das endliche Schicksal des Christenthums ist also davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen**). Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was sie der Civilisation genützt, indem sie die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was sonst noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird,

*) Dieser Satz fehlt in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) „Die Dauer der Religionen war immer davon abhängig, ob wir ihrer noch bedurften." heißt es in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Das ist sogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung, die sie durch sich selbst den Menschen angedeihen lassen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze System von Symbolen, die sich ausgesprochen in der Kunst und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche kolossale Konsequenz in der christlichen Kunst, namentlich in der Architektur! Diese gothischen Dome, wie stehen sie im Einklang mit dem Kultus, und wie offenbart sich in ihnen die Idee der Kirche selber! Alles strebt da empor, Alles transsubstanziert sich: der Stein sprosst aus in Ästen und Laubwerk und wird Baum; die Frucht des Weinstocks und der Ähre wird Blut und Fleisch; der Mensch wird Gott; Gott wird reiner Geist! Ein ergiebiger, unversiegbar kostbarer Stoff für die Dichter ist das christliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Christenthum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so kecke Kontraste, so bunte Schmerzen und so abenteuer-

liche Schönheiten enthalten, daſs man meinen ſollte, Dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit exiſtiert, und das Alles ſei ein koloſſaler Fiebertraum, es ſei der Fiebertraum eines wahnſinnigen Gottes. Die Natur ſelber ſchien ſich damals phantaſtiſch zu vermummen; indeſſen, obgleich der Menſch, befangen in abſtrakten Grübeleien, ſich verdrießlich von ihr abwendete, ſo weckte ſie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die ſo ſchauerlich ſüß, ſo entſetzlich liebevoll, ſo zaubergewaltig war, daſs der Menſch unwillkürlich aufhorchte, und lächelte, und erſchrak, und gar zu Tode erkrankte. Die Geſchichte von der Baſeler Nachtigall kommt mir hier ins Gedächtnis, und da ihr ſie wahrſcheinlich nicht kennt, ſo will ich ſie erzählen.

Im Mai 1433, zur Zeit des Koncils, ging eine Geſellſchaft Geiſtlicher in einem Gehölze bei Baſel ſpazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und ſie disputierten über theologiſche Streitigkeiten, und diſtinguierten und argumentierten, oder ſtritten über Annaten, Exſpektativen und Reſervationen, oder unterſuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philoſoph ſei als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatiſchen und abſtrakten Diskuſſionen, hielten ſie inne, und blieben wie angewurzelt ſtehen

vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall saß, die in den weichsten und zärtlichsten Melodien jauchzte und schluchste. Es ward den gelehrten Herren dabei so wunderselig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die scholastisch verklausulierten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterschlaf, sie sahen sich an mit staunendem Entzücken; — als endlich Einer von ihnen die scharfsinnige Bemerkung machte, dass Solches nicht mit rechten Dingen zugehe, dass diese Nachtigall wohl ein Teufel sein könne, dass dieser Teufel sie mit seinen holdseligen Lauten von ihren christlichen Gesprächen abziehen und zu Wollust und sonstig süßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorcieren, wahrscheinlich mit der damals üblichem Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieser Beschwörung, sagt man, habe der Vogel geantwortet: „Ja, ich bin ein böser Geist!“ und sei lachend davon geflogen; Diejenigen aber, die seinen Gesang gehört, sollen noch selbigen Tages erkrankt und bald darauf gestorben sein.

Diese Geschichte bedarf wohl keines Kommentars. Sie trägt ganz das grauenhafte Gepräge einer Zeit, die Alles, was süß und lieblich war, als Teufelei verschrie. Die Nachtigall sogar wurde ver-

leumdet, und man ſchlug ein Kreuz, wenn ſie ſang. Der wahre Chriſt ſpazierte mit ängſtlich verſchloſſenen Sinnen, wie ein abſtraktes Geſpenſt, in der blühenden Natur umher. Dieſes Verhältnis des Chriſten zur Natur werde ich vielleicht in einem ſpäteren Buche weitläufiger erörtern, wenn ich, zum Verſtändnis der neuromantiſchen Literatur, den deutſchen Volksglauben gründlich beſprechen muſs. Vorläufig kann ich nur bemerken, daſs franzöſiſche Schriftſteller, miſsleitet durch deutſche Autoritäten, in großem Irrthume ſind, wenn ſie annehmen, der Volksglauben ſei während des Mittelalters überall in Europa derſelbe geweſen. Nur über das gute Princip, über das Reich Chriſti, hegte man in ganz Europa dieſelben Anſichten; dafür ſorgte die römiſche Kirche, und wer hier von der vorgeſchriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böſe Princip, über das Reich Satan's, herrſchten verſchiedene Anſichten in den verſchiedenen Ländern, und im germaniſchen Norden hatte man ganz andere Vorſtellungen davon, wie im romaniſchen Süden. Dieſes entſtand dadurch, daſs die chriſtliche Prieſterſchaft die vorgefundenen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngeſpinnſte verwarf, ſondern ihnen eine wirkliche Exiſtenz einräumte, aber dabei behauptete, alle dieſe Götter ſeien lauter Teufel und Teu-

kennen gewesen, die durch den Sieg Christi ihre Macht über die Menschen verloren und sie jetzt durch Lust und List zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine lustige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechischen Göttergeschichten noch so schön besang, so sah der fromme Christ darin doch nur Spuk und Teufel. Der düstere Wahn der Mönche traf am härtesten die arme Venus; absonderlich Diese galt für eine Tochter Beelzebub's, und der gute Ritter Tanhüser sagt ihr sogar ins Gesicht:

O Venus, schöne Frau'e mein,
Ihr seid ein' Teufelinne!

Den Tanhüser hatte sie nämlich verlockt in jene wunderbare Höhle, welche man den Venusberg hieß und wovon die Sage ging, daſs die schöne Göttin dort mit ihren Fräulein und Gespousen unter Spiel und Tänzen das liederlichste Leben führe. Die arme Diana sogar, trotz ihrer Keuschheit, war vor einem ähnlichen Schicksal nicht sicher, und man ließ sie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt sich noch ganz die gnostische Ansicht von der Verschlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieser Umgestaltung des

früheren Nationalglaubens manifeſtiert ſich am tiefſinnigſten die Idee des Chriſtenthums.

Der Nationalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheiſtiſch, ſeine Myſterien und Symbole bezogen ſich auf einen Naturdienſt, in jedem Elemente verehrte man wunderbare Weſen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erſcheinungswelt war durchgöttert; das Chriſtenthum verkehrte dieſe Anſicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heiteren, durch die Kunſt verſchönerten Gebilde der griechiſchen Mythologie, die mit der römiſchen Civiliſation im Süden herrſchte, hat man jedoch nicht ſo leicht in häſsliche, ſchauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germaniſchen Göttergeſtalten, woran freilich kein beſonderer Kunſtſinn gemodelt hatte, und die ſchon vorher ſo miſsmüthig und trübe waren wie der Norden ſelbſt. Daher hat ſich bei euch, in Frankreich, kein ſo finſterſchreckliches Teufelsthum bilden können wie bei uns, und das Geiſter- und Zauberweſen ſelber erhielt bei euch eine heitere Geſtalt. Wie ſchön, klar und farbenreich ſind eure Volksſagen in Vergleichung mit den unſrigen, dieſen Miſsgeburten, die aus Blut und Nebel beſtehen und uns ſo grau und grauſam angrinſen. Unſere mittel-

alterlichen Dichter, indem sie meistens Stoffe wählten, die ihr, in der Bretagne und in der Normandie, entweder ersonnen oder zuerst behandelt habt, verliehen ihren Werken, vielleicht absichtlich, so Viel als möglich von jenem heiter altfranzösischen Geiste. Aber in unseren Nationaldichtungen und in unseren mündlichen Volkssagen blieb jener düster nordische Geist, von dem ihr kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, eben so wie wir, mehre Sorten von Elementargeistern, aber die unsrigen sind von den eurigen so verschieden wie ein Deutscher von einem Franzosen. Die Dämonen in euren Fabliaux und Zauberromanen, wie hellfarbig und besonders wie reinlich sind sie in Vergleichung mit unserer grauen und sehr oft unfläthigen Geisterkanaille. Eure Feen und Elementargeister, woher ihr sie auch bezogen, aus Cornwallis oder aus Arabien, sie sind doch ganz naturalisiert, und ein französischer Geist unterscheidet sich von einem deutschen, wie etwa ein Dandy, der mit gelben Glacéhandschuhen auf dem Boulevard Coblence flaniert, sich von einem schweren deutschen Sackträger unterscheidet. Eure Nixen, z. B. die Melusine, sind von den unsrigen eben so verschieden wie eine Prinzessin von einer Wäscherin. Die Fee Morgana, wie würde sie erschrecken, wenn sie etwa einer deutschen Hexe be-

gegnete, die nackt, mit Salben beschmiert, und auf einem Besenstiel, nach dem Brocken reitet. Dieser Berg ist kein heiteres Avalon, sondern*) ein Rendezvous für Alles, was wüst und häßlich ist. Auf dem Gipfel des Bergs sitzt Satan in der Gestalt eines schwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht sich ihm mit einer Kerze in der Hand und küsst ihn hinten, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schwesterschaft um ihn herum und singt: Donderemus, Donderemus! Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahüt. Es ist ein böses Omen für die Hexe, wenn sie bei diesem Tanze einen Schuh verliert; Das bedeutet, daſs sie noch im selbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angst übertäubt die tolle, echt berliozische Sabbathmusik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauschung erwacht, liegt sie nackt und müde in der Asche neben dem verglimmenden Herde.

Die beste Auskunft über diese Hexen findet man in der „Dämonologie" des ehrenfesten und hochgelahrten Doktors Nicolai Remigii, des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen Kriminalrichter. Dieser scharfsinnige Mann hatte fürwahr die beste Gelegenheit, das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da

*) „Dieser Berg ist ein Rendezvous" ꝛc, steht in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

er in ihren Processen instruierte, und zu seiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen bestiegen, nachdem sie der Hexerei überwiesen worden. Diese Beweisführung bestand meistens darin: man band ihnen Hände und Füße zusammen und warf sie ins Wasser. Gingen sie unter und ersoffen, so waren sie unschuldig; blieben sie aber schwimmend über dem Wasser, so erkannte man sie für schuldig, und sie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehen wir, dass alles Idealische von ihnen abgestreift, dass in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts ist unheimlicher als unsere Poltergeister, Kobolde und Wichtelmännchen. Prätorius in seinem Anthropodemus enthält in dieser Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck*) hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeistern halten können, als dass es rechte Menschen sein müssen, in der Gestalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche

*) Fr. L. F. v. Dobeneck, des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen ꝛc. Berlin, 1815.

Der Herausgeber.

ſetzen dazu, daſs ſie theils Meſſer in den Rücken haben ſollen, theils noch anders und gar greulig geſtaltet wären, nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrument, vorzeiten umgebracht ſeien. Denn die Abergläubiſchen halten dafür, daſs es derer vorweilen im Hauſe ermordeten Leute Seelen ſein ſollen. Und ſchwatzen ſie von vielen Hiſtorien, daſs, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hauſe gute Dienſte gethan und ſich ihnen beliebt gemacht haben, daſs manches Menſch daher gegen die Kobolde eine ſolche Affektion bekommen, daſs ſie ſolche Knechtchen auch zu ſehen inbrünſtig gewünſcht und von ihnen begehrt haben; worin aber die Poltergeiſter niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daſs man ſie nicht ſehen könne, ohne ſich darüber zu entſetzen. Doch wenn dennoch die lüſternen Mägde nicht haben nachlaſſen können, ſo ſollen die Kobolde Denen einen Ort im Hauſe benannt haben, wo ſie ſich leibhaft präſentieren wollen; aber man müſſe zugleich einen Eimer kaltes Waſſer mitbringen. Da habe es ſich denn begeben, daſs ein ſolcher Kobold etwa auf dem Boden in einem Kiſſen nackt gelegen, und ein großes Schlachtmeſſer im Rücken ſteckend gehabt habe. Hierüber manche Magd ſo ſehr erſchrocken war, daſs ſie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding als-

bald aufgesprungen ist, das Wasser genommen, und das Mensch damit über und über begossen hat, damit sie wieder zu sich selbst kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Lust verloren, und lieb Chimchen niemals weiter zu schauen begehrt haben. Die Kobolde nämlich sollen auch Alle besondere Namen führen, insgemein aber Chim heißen. So sollen sie auch für die Knechte und Mägde, welchen sie sich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die Pferde striegeln, füttern, den Stall ausmisten, Alles aufscheuern, die Kühe sauber halten und, was sonsten im Hause zu thun ist, sehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh soll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müssen die Kobolde auch von dem Gesinde karessiert werden, dass sie ihnen nur im Geringsten Nichts zu Leide thun, weder mit Auslachen oder Versäumung im Speisen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehilfen einmal im Hause angenommen, so muss sie täglich um eine gewisse Zeit und an einem bestimmten Ort im Hause sein bereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen und ihren Weg wieder gehen; sie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig schlafen gehen, sie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beschickt finden. Vergisst sie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speise unterlassend, so

bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und sie hat allerhand Missgeschick: dass sie sich entweder im heißen Wasser verbrennt, die Töpfe und das Geschirr zerbricht, das Essen umgeschüttet oder gefallen ist u. s. w., dass sie also nothwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgescholten wird; worüber man auch zum öftern den Kobold soll kichern oder lachen gehört haben. Und so ein Kobold soll stets in seinem Hause verblieben sein, wenngleich sich das Gesinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold rekommandieren und aufs beste anbefehlen müssen, daß Jene seiner auch also wartete. Hat Diese nun nicht gewollt, so hat es ihr auch an kontinuierlichem Unglück nicht gemangelt, und sie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müssen."

Vielleicht zu den grauenhaftesten Geschichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unsichtbaren Hausgeist bei sich am Herde sitzen, wo sie ihm ein eignes Stättchen eingeräumt, und wo sie sich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn also hieß sie den Geist, er solle sich doch einmal sehen lassen, wie er von Natur gestaltet sei. Aber das Heinzlein weigerte sich Dessen. Endlich aber

willigte es ein und sagte, sie möchte in den Keller hinabgehen, dort solle sie ihn sehen. Da nimmt die Magd ein Licht, steigt hinab in den Keller, und dort in einem offenen Fasse sieht sie ein todtes Kindlein in seinem Blute schwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Fass gesteckt.

Indessen, wie die Deutschen nun einmal sind, sie suchen oft im Grauen selbst ihren besten Spaß, und die Volkssagen von den Kobolden sind manchmal voll ergötzlicher Züge. Besonders amüsant sind die Geschichten von Hüdeken, einem Kobold, der im zwölften Jahrhundert zu Hildesheim sein Wesen getrieben, und von welchem in unseren Spinnstuben und Geisterromanen so viel die Rede ist. Eine schon oft abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik*) giebt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erschien ein böser Geist eine lange Zeit hindurch vielen Menschen im Bisthum Hildesheim in der Gestalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe, weshalb die Bauern ihn in sächsischer Sprache Hüdeken nannten. Dieser Geist fand ein Vergnügen daran, mit Menschen umzu-

*) „aus der Chronik des Klosters Hirschau vom Abt Trithemus," steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

gehen, ſich ihnen bald ſichtbar, bald unſichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte Niemanden ohne Urſache. Wenn man ihn aber auslachte oder ſonſt beſchimpfte, ſo vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Hermann von Wieſenburg erſchlagen wurde, und das Land des Letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, ſo weckte der Hüdeken den Biſchof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafſchaft Wieſenburg iſt durch Mord verlaſſen und erledigt, und wird alſo leicht von dir beſetzt werden können. Der Biſchof verſammelte ſchnell ſeine Krieger, fiel in das Land des ſchuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaiſers, mit ſeinem Stift. Der Geiſt warnte den genannten Biſchof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte ſich beſonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienſte erwies. Da man allmählich mit dem Hüdeken vertraut geworden war, ſo wagte es ein Küchenjunge, ihn, ſo oft er erſchien, zu necken und ihn ſogar mit unreinem Waſſer zu begießen Der Geiſt bat den Hauptkoch oder den Küchenmeiſter, daſs er dem unartigen Knaben ſeinen Muthwillen

unterſagen möchte. Der Meiſterkoch antwortete: Du biſt ein Geiſt, und fürchteſt dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiderte: Weil du den Knaben nicht ſtrafen willſt, ſo werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie ſehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher ſaß der Bube, der den Geiſt beleidigt hatte, ganz allein ſchlafend in der Küche. In dieſem Zuſtande ergriff ihn der Geiſt, erdroſſelte ihn, zerriſs ihn in Stücke, und ſetzte dieſe in Töpfen ans Feuer. Da der Koch dieſen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geiſt, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße geſteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausſchüttete. Die Rache veranlaſſte den Koch zu neuen Beſchimpfungen, nach welchen der Geiſt ihn endlich über eine falſche, vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben ſtürzte. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beſtändigen Wachſamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, ſagte einſt, als er verreiſen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: Guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte ſie ſorgfältig! Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecheriſche Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ Keinen zu ihr

ſondern warf ſie Alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von ſeiner Reiſe zurückkam, da ging ihm der Geiſt weit entgegen und ſagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich ſehr über deine Ankunft, damit ich von dem ſchweren Dienſt frei werde, den du mir auferlegt haſt. Ich habe deine Frau mit unſäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daſs du ſie mir nie wieder anvertrauen mögeſt. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachſenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen ſucht.“

Der Genauigkeit wegen muſs ich bemerken, daſs Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Koſtüme der Kobolde abweicht. Dieſe ſind meiſtens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigſtens ſieht man ſie ſo im Däniſchen, wo ſie heut zu Tage am zahlreichſten ſein ſollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deſshalb ſo gern in Dänemark, weil ſie am liebſten „rothe Grütze“ äßen. Aber ein junger däniſcher Dichter, Herr Anderſen, den ich das Vergnügen hatte, dieſen Sommer hier in Paris zu ſehen, hat mir ganz beſtimmt verſichert, die Niſſen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebſten „Brei“ mit Butter. Wenn dieſe Kobolde ſich mal in einem

Hause eingenistet, so sind sie auch nicht sobald geneigt, es zu verlassen. Indessen, sie kommen nie unangemeldet, und wenn sie irgend wohnen wollen, machen sie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: sie tragen des Nachts allerlei Holzspäne ins Haus und in die Milchfässer streuen sie Mist von Vieh. Wenn nun der Hausherr diese Holzspäne nicht wieder wegwirft, oder wenn er mit seiner Familie von jener beschmutzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bei ihm. Dieses ist Manchem sehr missbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende so verdrießlich über die Genossenschaft eines solchen Kobolds, dass er sein Haus selbst aufgeben wollte, und seine Siebensachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächsten Dorfe fuhr, um sich dort niederzulassen. Unterwegs aber, als er sich mal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: Wi flütten! (wir ziehen aus.)

Ich habe mich vielleicht zu lange bei diesen kleinen Dämonen aufgehalten, und es ist Zeit, dass ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle diese Geschichten illustrieren den Glauben und den Charakter des deutschen Volks. Jener Glaube war in den verflossenen Jahrhunderten eben so gewaltig

wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doktor Remigius sein großes Buch über das Hexenwesen beendigt hatte, glaubte er seines Gegenstandes so kundig zu sein, daſs er sich einbildete, jetzt selber hexen zu können; und ein gewissenhafter Mann, wie er war, ermangelte er nicht, sich selber bei den Gerichten als Hexenmeister anzugeben, und in Folge dieser Angabe wurde er als Hexenmeister verbrannt.

Diese Greuel entstanden nicht direkt durch die christliche Kirche, sondern indirekt dadurch, daſs diese die altgermanische Nationalreligion so tückisch verkehrt, daſs sie die pantheistische Weltansicht der Deutschen in eine pandämonische umgebildet, daſs sie die früheren Heiligthümer des Volks in häſsliche Teufelei verwandelt hatte. Der Mensch läſst aber nicht gern ab von Dem, was ihm und seinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen sich seine Empfindungen daran fest, selbst wenn man es verderbt und entstellt hat. Daher erhält sich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Christenthum in Deutschland, welches nicht wie jener in der Nationalität wurzelt. Zur Zeit der Reformation schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei.

Luther glaubt nicht mehr an katholische Wun-

der, aber er glaubt noch an Teufelsweſen. Seine Tiſchreden ſind voll kurioſer Geſchichtchen von Satanskünſten, Kobolden und Hexen. Er ſelber in ſeinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott-ſei-bei-uns zu kämpfen. Auf der Wartburg, wo er das neue Teſtament überſetzte, ward er ſo ſehr vom Teufel geſtört, daſs er ihm das Tintenfaſs an den Kopf ſchmiſs. Seitdem hat der Teufel eine große Scheu vor Tinte, aber noch weit mehr vor Druckerſchwärze. Von der Schlauheit des Teufels wird in den erwähnten Tiſchreden manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin, eins davon mitzutheilen.

„Doktor Martin Luther erzählte, daſs einmal gute Geſellen bei einander in einer Zeche geſeſſen waren. Nun war ein wild wüſte Kind unter ihnen, Der hatte geſagt: wenn Einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins ſchenkte, wollte er ihm dafür ſeine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt Einer in die Stuben zu ihm, ſetzet ſich bei ihm nieder und zecht mit ihm, und ſpricht unter Anderem zu Dem, der ſich alſo Viel vermeſſen gehabt:

„Höre, du ſagſt zuvor, wenn Einer dir eine Zeche Weins gebe, ſo wolleſt du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da ſprach er nochmals: Ja, ich will's thun, laſs mich heute recht ſchlemmen, demmen und guter Dinge ſein.

„Der Mann, welcher der Teufel war, ſagte Ja, und bald darnach verſchlich er ſich wieder von ihm. Als nun derſelbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder und ſetzt ſich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und ſpricht: Lieben Herren, was dünket euch, wenn Einer ein Pferd kauft, gehört ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieſelbigen erſchraken Alle. Aber letztlich ſprach der Mann: Nun ſagt's flugs. Da bekannten ſie und ſagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denſelbigen wilden, rohen Geſellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daſs Niemand gewuſſt, wo er war hinkommen."

Obgleich ich für unſern großen Meiſter Martin Luther den größten Reſpekt hege, ſo will es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieſer denkt durchaus nicht mit ſolcher Geringſchätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böſes vom Teufel erzählen mag, ſo hat man ihm doch nie nachſagen können, daſs er ein Spiritualiſt ſei.

Aber mehr noch als die Geſinnung des Teufels verkannte Martin Luther die Geſinnung des Papſtes und der katholiſchen Kirche. Bei meiner ſtrengen Unparteilichkeit muſs ich Beide, eben ſo wie den Teufel, gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen. Ja, wenn man mich aufs Gewiſſen früge, würde ich eingeſtehn, daſs der Papſt Leo X. eigentlich weit vernünftiger war als Luther, und daſs Dieſer die letzten Gründe der katholiſchen Kirche gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daſs die Idee des Chriſtenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu ſehr in Widerſpruch war mit der menſchlichen Natur, als daſs ſie jemals im Leben ganz ausführbar geweſen ſei; er hatte nicht begriffen, daſs der Katholicismus gleichſam ein Konkordat war zwiſchen Gott und dem Teufel, d. h. zwiſchen dem Geiſt und der Materie, wodurch die Alleinherrſchaft des Geiſtes in der Theorie ausgeſprochen wird, aber die Materie in den Stand geſetzt wird, alle ihre annullierten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges Syſtem von Zugeſtändniſſen, welche die Kirche zum Beſten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Akt der Sinnlichkeit fletrieren und dem Geiſte ſeine höhniſchen Uſurpationen verwahren. Du darfſt den zärtlichen Neigungen des Herzens

Gehör geben und ein schönes Mädchen umarmen, aber du musst eingestehn, dass es eine schändliche Sünde war, und für diese Sünde musst du Abbuße thun. Dass diese Abbuße durch Geld geschehen konnte, war eben so wohlthätig für die Menschheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ, so zu sagen, Wehrgeld bezahlen für jeden fleischlichen Genuss, und da entstand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Kolporteurs, welche im Namen der römischen Kirche die Ablasszettel für jede taxierte Sünde im Lande feilboten, und ein Solcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerst auftrat. Unsere Historiker meinen, dieses Protestieren gegen den Ablasshandel sei ein geringfügiges Ereignis gewesen, und erst durch römischen Starrsinn sei Luther, der Anfangs nur gegen einen Missbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchsten Spitze anzugreifen. Aber Das ist eben ein Irrthum, der Ablasshandel war kein Missbrauch, er war eine Konsequenz des ganzen Kirchensystems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche selbst angegriffen, und diese musste ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Politian, der Freund des Raphael, der griechische Philosoph mit der dreifachen Krone,

die ihm das Konklave vielleicht deſshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch chriſtliche Abſtinenz entſteht und damals noch ſehr gefährlich war . . . Leo von Medicis, wie muſſte er lächeln über den armen, keuſchen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium ſei die Charte des Chriſtenthums, und dieſe Charte müſſe eine Wahrheit ſein! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu ſehr beſchäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, deſſen Koſten eben mit den Ablaſsgeldern beſtritten wurden, ſo daſs die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieſer Kirche, die dadurch gleichſam ein Monument ſinnlicher Luſt wurde, wie jene Pyramide, die ein ägyptiſches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das ſie durch Proſtitution erworben. Von dieſem Gotteshauſe könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daſs es durch den Teufel erbaut worden. Dieſen Triumph des Spiritualismus, daſs der Senſualismus ſelber ihm ſeinen ſchönſten Tempel bauen muſſte, daſs man eben für die Menge Zugeſtändniſſe, die man dem Fleiſche machte, die Mittel erwarb, den Geiſt zu verherrlichen, Dieſes begriff man nicht im deutſchen Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich,

ein Chriſtenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigſten Zugeſtändniſſe macht. Wir Nordländer ſind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht ſo viel Ablaſszettel für fleiſchliche Sünden, als uns der väterlich beſorgte Leo zugeſchickt hatte. Das Klima erleichtert uns die Ausübung der chriſtlichen Tugenden, und am 31. Oktober 1516, als Luther ſeine Theſen gegen den Ablaſs an die Thüre der Auguſtinerkirche anſchlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht ſchon zugefroren, und man konnte dort Schlittſchuhe laufen, welches ein ſehr kaltes Vergnügen und alſo keine Sünde iſt.

Ich habe mich oben vielleicht ſchon mehrmals der Worte Spiritualismus und Senſualismus bedient; dieſe Worte beziehen ſich aber hier nicht, wie bei den franzöſiſchen Philoſophen, auf die zwei verſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniſſe, ich gebrauche ſie vielmehr, wie ſchon aus dem Sinne meiner Rede von ſelber hervorgeht, zur Bezeichnung jener beiden verſchiedenen Denkweiſen, wovon die eine den Geiſt dadurch verherrlichen will, daſs ſie die Materie zu zerſtören ſtrebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Uſurpationen des Geiſtes zu vindicieren ſucht*).

*) Dieſer Abſatz fehlt in der Revue des deux mondes, und lautet in den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben, wie folgt:

Auf obige Anfänge der lutherischen Reformation, die schon den ganzen Geist derselben offenbaren, muss ich ebenfalls besonders aufmerksam machen, da man hier in Frankreich über die Reformation noch die alten Missbegriffe hegt, die Bossuet durch seine Histoire des variations verbreitet hat, und die sich sogar bei heutigen Schriftstellern geltend machen.*) Die Franzosen begriffen nur die negative

---

„Ich habe mich so eben der Worte Spiritualismus und Sensualismus bedient. Ich werde dieselben später erklären, wenn ich von der deutschen Philosophie rede. Es genügt mir hier zu bemerken, dass ich diese Ausdrücke nicht zur Bezeichnung philosophischer Systeme, sondern nur zur Unterscheidung zweier socialer Systeme gebrauche, wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundsatze basiert ist, dass man alle Ansprüche der Sinne verachten muss, um ausschließlich dem Geiste die Herrschaft zu gewähren, dass wir unser Fleisch kreuzigen, fletrieren, abtödten müssen, um unsere Seele desto mehr zu verherrlichen; während das andere System, der Sensualismus, die Rechte des Fleisches wieder in Anspruch nimmt, welche man weder vernichten soll noch kann."

Der Herausgeber.

*) Dieser Satz lautet in der Revue des deux mondes: „Obigen Anfängen der lutherischen Reformation, welche schon den ganzen Geist derselben offenbaren, muss ich die Bemerkung hinzufügen, dass man in Frankreich die verkehrtesten Ansichten über die Reformation hegt, und dass diese Ansichten vielleicht die Franzosen verhindern werden, jemals zu einer

Seite der Reformation, sie sahen darin nur einen Kampf gegen den Katholicismus, und glaubten manchmal, dieser Kampf sei jenseits des Rheines immer aus denselben Gründen geführt worden, wie diesseits in Frankreich. Aber die Gründe waren dort ganz andere als hier, und ganz entgegengesetzte. Der Kampf gegen den Katholicismus in Deutschland war Nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einsah, dass er nur den Titel der Herrschaft führte, und nur de jure herrschte, während der Sensualismus durch hergebrachten Unterschleif die wirkliche Herrschaft ausübte und de facto herrschte; — die Ablasskrämer wurden fortgejagt, die hübschen Priesterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauscht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entstand hie und da der sinnenfeindlichste Puritanismus.

---

gerechten Würdigung des deutschen Lebens zu gelangen." — In den späteren französischen Ausgaben lesen wir: „Die Anfänge der Reformation lassen schon die ganze Tragweite derselben erkennen. Kein Franzose hat noch die Bedeutung dieser großen Thatsache begriffen. Die irrthümlichsten Ansichten herrschen in Frankreich Betreffs der Reformation; und ich muss hinzufügen, dass diese Ansichten vielleicht die Franzosen verhindern werden, jemals zu einer gerechten Würdigung des deutschen Lebens zu gelangen."

Der Herausgeber.

Der Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Senſualismus begann, als er ſah, daſs er de facto herrſchte und dennoch jeder Akt ſeiner Herrſchaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrſchen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichſten Weiſe ſletriert wurde. Statt daſs man nun in Deutſchland mit keuſchem Ernſte kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit ſchlüpfrigem Spaße; und ſtatt daſs man dort eine theologiſche Disputation führte, dichtete man hier irgend eine luſtige Satire. Der Gegenſtand dieſer letzteren war gewöhnlich, den Widerſpruch zu zeigen, worin der Menſch mit ſich ſelbſt geräth, wenn er ganz Geiſt ſein will; und da erblühten die köſtlichſten Hiſtorien von frommen Männern, welche ihrer thieriſchen Natur unwillkürlich unterliegen, oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königin von Navarra ſchilderte in ihren Novellen ſolche Miſsſtände, das Verhältnis der Mönche zu den Weibern iſt ihr gewöhnliches Thema, und ſie will alsdann nicht bloß unſer Zwerchfell, ſondern auch das Mönchsthum erſchüttern. Die boshafteſte Blüthe ſolcher komiſchen Polemik iſt unſtreitig der Tartüffe von Molière; denn Dieſer iſt nicht bloß.

gegen den Jesuitismus seiner Zeit gerichtet, sondern gegen das Christenthum selbst, ja gegen die Idee des Christenthums, gegen den Spiritualismus. In der That, durch die affichierte Angst vor dem nackten Busen der Dorine, durch die Worte:

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accommodements —

dadurch wurde nicht bloß die gewöhnliche Scheinheiligkeit persifflirt, sondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Unausführbarkeit der christlichen Idee nothwendig entsteht; persifflirt wurde dadurch das ganze System von Konzessionen, die der Spiritualismus dem Sensualismus machen musste. Wahrlich, der Jansenismus hatte immer weit mehr Grund als der Jesuitismus, sich durch die Darstellung des Tartüffe verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodisten noch immer so missbehagen wie den katholischen Devoten seiner Zeit. Darum eben ist Molière so groß, weil er, gleich Aristophanes und Cervantes, nicht bloß temporelle Zufälligkeiten, sondern das Ewig-Lächerliche, die Urschwächen der Menschheit, persifflirt. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und Unwesentliche angriff, muss ihm in dieser Beziehung nachstehen.

Jene Persifflage aber, namentlich die Voltaire'sche, hat in Frankreich ihre Mission erfüllt, und wer sie weiter fortsetzen wollte, handelte eben so unzeitgemäß wie unklug. Denn wenn man die letzten sichtbaren Reste des Katholicismus vertilgen würde, könnte es sich leicht ereignen, daſs die Idee desselben sich in eine neue Form, gleichsam in einen neuen Leib, flüchtet, und, sogar den Namen Christenthum ablegend, in dieser Umwandlung uns noch weit verdrießlicher belästigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinierten und allgemein diskreditierten Gestalt. Ja, es hat sein Gutes, daſs der Spiritualismus durch eine Religion und eine Priesterschaft repräsentiert werde, wovon die erstere ihre beste Kraft schon verloren, und letztere mit dem ganzen Freiheitsenthusiasmus unserer Zeit in direkter Opposition steht.

Aber warum ist uns denn der Spiritualismus so sehr zuwider? Ist er etwas so Schlechtes? Keineswegs. Rosenöl ist eine kostbare Sache, und ein Fläschchen desselben ist erquicksam, wenn man in den verschlossenen Gemächern des Harems seine Tage vertrauern muſs. Aber wir wollen dennoch nicht, daſs man alle Rosen dieses Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenöl zu gewinnen, und mögen diese noch so tröstsam wirken.

Wir ſind vielmehr wie die Nachtigallen, die ſich gern an der Roſe ſelber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erſcheinung eben ſo beſeligt werden wie von ihrem unſichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daſs es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bei uns den Katholicismus angriff. Aber Dieſes gilt nur vom Anfang der Reformation; ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner langverhaltenen Gluth, und Deutſchland wurde der wildeſte Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokratie führen konnten; die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leyden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſtiſchen Emeuten; wie wenig Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus

jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden seine Herrschaft sicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Busen erzogen, nämlich durch die Philosophie, zu Tode verwundet wurde, sehen wir später. Es ist Dieses eine sehr verwickelte Geschichte, schwer zu entwirren. Der katholischen Partei wird es leicht, nach Belieben die schlimmsten Motive hervorzukehren, und wenn man sie sprechen hört, galt es nur die frechste Sinnlichkeit zu legitimieren und die Kirchengüter zu plündern. Freilich, die geistigen Intressen müssen immer mit den materiellen Interessen eine Alliance schließen, um zu siegen. Aber der Teufel hatte die Karten so sonderbar gemischt, daſs man über die Intentionen nichts Sicheres mehr sagen kann.

Die erlauchten Leute, die Anno 1521 im Reichssaale zu Worms versammelt waren, mochten wohl allerlei Gedanken im Herzen tragen, die im Widerspruch standen mit den Worten ihres Mundes. Da saß ein junger Kaiser, der sich mit jugendlicher Herrscherwonne in seinen neuen Purpurmantel wickelte und sich heimlich freute, daſs der stolze Römer, der die Vorgänger im Reiche so oft mißhandelt und noch immer seine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirksamste Zurechtweisung gefunden. Der Repräsentant jenes Römers hatte

seinerseits wieder die geheime Freude, dass ein Zwiespalt unter jenen Deutschen entstand, die wie betrunkene Barbaren so oft das schöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Überfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürsten freuten sich, dass sie mit der neuen Lehre sich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten schon, ob sie nicht ihre Köchinnen heirathen und ihre Kurstaaten, Bisthümer und Abteien auf ihre männlichen Sprösslinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten sich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier Was zu gewinnen und dachte heimlich an irdische Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, dass er nicht an sich dachte, sondern nur an die göttlichen Interessen, die er vertreten sollte. Dieser Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorsehung auserwählt, jene römische Weltmacht zu brechen, wogegen schon die stärksten Kaiser und kühnsten Weisen vergeblich angekämpft. Aber die Vorsehung weiß sehr gut, auf welche Schultern sie ihre Lasten legt; hier war nicht bloß eine geistige, sondern auch eine physische Kraft nöthig. Eines durch klösterliche Strenge und Keuschheit von Jugend

auf gestählten Leibes bedurfte es, um die Mühseligkeiten eines solchen Amtes zu ertragen. Unser theurer Meister war damals noch mager und sah sehr blass aus, so dass die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstags fast mit Mitleid auf den armseligen Mann in der schwarzen Kutte herabsahen. Aber er war doch ganz gesund, und seine Nerven waren so fest, dass ihn der glänzende Tumult nicht im mindesten einschüchterte, und gar seine Lunge muss stark gewesen sein. Denn, nachdem er seine lange Vertheidigung gesprochen, musste er, weil der Kaiser kein Hochdeutsch verstand, sie in lateinischer Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich daran denke; denn unser theurer Meister stand neben einem offenen Fenster, der Zugluft ausgesetzt, während ihm der Schweiß von der Stirne troff. Durch das lange Reden mochte er wohl sehr ermüdet und sein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden sein. Der muss jetzt großen Durst haben, dachte gewiss der Herzog von Braunschweig; wenigstens lesen wir, dass er dem Martin Luther drei Kannen des besten Einbecker Biers in die Herberge zuschickte. Ich werde diese edle That dem Hause Braunschweig nie vergessen.

Wie von der Reformation, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich.

Die nächste Urſache dieſes Nichtbegreifens liegt wohl darin, daſs Luther nicht bloß der größte, ſondern auch der deutſcheſte Mann unſerer Geſchichte iſt; daſs in ſeinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutſchen aufs Großartigſte vereinigt ſind, daſs er auch perſönlich das wunderbare Deutſchland repräſentiert. Dann hatte er auch Eigenſchaften, die wir ſelten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich ſogar als feindliche Gegenſätze antreffen. Er war zugleich ein träumeriſcher Myſtiker und ein praktiſcher Mann der That. Seine Gedanken hatten nicht bloß Flügel, ſondern auch Hände; er ſprach und handelte. Er war nicht bloß die Zunge, ſondern auch das Schwert ſeiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter ſcholaſtiſcher Wortklauber und ein begeiſterter, gottberauſchter Prophet. Wenn er des Tags über mit ſeinen dogmatiſchen Diſtinktionen ſich mühſam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu ſeiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloſs in Melodie und Andacht. Derſelbe Mann, der wie ein Fiſchweib ſchimpfen konnte, er konnte auch weich ſein wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eichen entwurzelt, und dann war er wieder ſanft wie der Zephyr, der mit Veilchen koſt. Er war voll der ſchauerlichſten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen

Geistes, er konnte sich ganz versenken ins reine Geistthum; und dennoch kannte er sehr gut die Herrlichkeiten dieser Erde, und wusste sie zu schätzen, und aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang. Er war ein kompleter Mensch, ich möchte sagen: ein absoluter Mensch, in welchem Geist und Materie nicht getrennt sind. Ihn einen Spiritualisten nennen, wäre daher eben so irrig, als nennte man ihn einen Sensualisten. Wie soll ich sagen, er hatte etwas Ursprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöses, wie wir es bei allen providentiellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Borniertes, etwas Unbezwingbar-Dämonisches.

Luther's Vater war Bergmann zu Mannsfeld, und da war der Knabe oft bei ihm in der unterirdischen Werkstatt, wo die mächtigen Metalle wachsen und die starken Urquellen rieseln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewusst die geheimsten Naturkräfte in sich eingesogen, oder wurde gar gefeit von den Berggeistern. Daher mag auch so viel Erdstoff, so viel Leidenschaftschlacke an ihm kleben geblieben sein, wie man Dergleichen ihm hinlänglich vorwirft. Man hat aber Unrecht, ohne jene irdische Beimischung hätte er nicht ein Mann der That

ſein können. Reine Geiſter können nicht handeln. Erfahren wir doch aus Jung Stilling's Geſpenſterlehre, daſs die Geiſter ſich zwar recht farbig und beſtimmt verſichtbaren können, auch wie lebendige Menſchen zu gehen, zu laufen, zu tanzen, und alle möglichen Gebärden zu machen verſtehen, daſs ſie aber nichts Materielles, nicht den kleinſten Nachttiſch, von ſeiner Stelle fortzubewegen vermögen.

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuren Manne, dem wir die Rettung unſerer edelſten Güter verdanken, und von deſſen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beſchränktheit ſeiner Anſichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Rieſen ſteht, kann freilich weiter ſchauen als Dieſer ſelbſt, beſonders wenn er eine Brille aufgeſetzt; aber zu der erhöhten Anſchauung fehlt das hohe Gefühl, das Rieſenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über ſeine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; dieſe Fehler haben uns mehr genutzt als die Tugenden von tauſend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer ſo weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. Ja, der Irrthum in Betreff des Beginnes, wie ich ihn oben

angedeutet, hat die koſtbarſten Früchte getragen, Früchte, woran ſich die ganze Menſchheit erquickt. Von dem Reichstage an, wo Luther die Autorität des Papſtes leugnet und öffentlich erklärt, „daſs man ſeine Lehre durch die Ausſprüche der Bibel ſelbſt oder durch vernünftige Gründe widerlegen müſſe," da beginnt ein neues Zeitalter in Deutſchland. Die Kette, womit der heilige Bonifaz die deutſche Kirche an Rom gefeſſelt, wird entzwei gehauen. Dieſe Kirche, die vorher einen integrierenden Theil der großen Hierarchie bildete, zerfällt in religiöſe Demokratien. Die Religion ſelber wird eine andere; es verſchwindet daraus das indiſch-gnoſtiſche Element, und wir ſehen, wie ſich wieder das jüdäiſch-deiſtiſche Element darin erhebt. Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht bloß berückſichtigt, ſondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott ſelbſt wird wieder ein himmliſcher Hageſtolz ohne Familie; die Legitimität ſeines Sohnes wird beſtritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beſchnitten; die Mutter Gottes verliert alle

ihre Anſprüche an die himmliſche Krone, und es wird ihr unterſagt, Wunder zu thun. Überhaupt, von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf. Sei es nun, daſs es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die Phyſiker ſo miſstrauiſch auf die Finger ſehen, ſei es auch, daſs er nicht gern mit Bosko konkurrieren will: ſogar in der jüngſten Zeit, wo die Religion ſo ſehr gefährdet iſt, hat er es verſchmäht, ſie durch irgend ein eklatantes Wunder zu unterſtützen. Vielleicht wird er von jetzt an bei allen neuen Religionen, die er auf dieſer Erde einführt, ſich auf gar keine heiligen Kunſtſtücke mehr einlaſſen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweiſen, was auch am vernünftigſten iſt. Wenigſtens beim Saint-Simonismus, welcher die neueſte Religion, iſt gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daſs eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden ſchuldig geblieben, zehn Jahr' nach ſeinem Tode von ſeinen Schülern bar bezahlt worden iſt. Noch ſehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle Taitbout begeiſtrungsvoll ſich erhebt, und der erſtaunten Gemeinde die quittierte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epiciers ſtutzten ob ſolchem

übernatürlichen Zeugnis*). Die Schneider aber fingen schon an zu glauben!

Indessen, wenn bei uns in Deutschland durch den Protestantismus mit den alten Mirakeln auch sehr viele andere Poesie verloren ging, so gewannen wir doch mannigfaltigen Ersatz. Die Menschen wurden tugendhafter und edler. Der Protestantismus hatte den günstigsten Einfluss auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen; ja, der Protestantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieser Moral ganz zusammenfällt, und das Evangelium nur als schöne Parabel gültig bleibt. Besonders sehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geistlichen. Mit dem Cölibat verschwanden auch die frommen Unzüchten und Mönchslaster. Unter den protestantischen Geistlichen finden wir nicht selten die tugendhaftesten Menschen, Menschen, vor denen selbst die alten Stoiker Respekt hätten. Man muss zu Fuß als armer Student durch Norddeutschland wandern, um zu erfahren, wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein schönes Bei-

*) „ob solcher modernen Transsubstantiation des Papieres in Gold," steht in der Revue des deux mondes.
Der Herausgeber.

wort gebe, wie viel evangelische Tugend manchmal in so einer scheinlosen Pfarrerwohnung zu finden ist. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gastfreie Aufnahme, ich ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, außer daſs ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegessen und gut geschlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Pastor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geschwätzige Frau Pastorin steckte mir einige Butterbröte in die Tasche, welche mich nicht minder erquickten; und in schweigender Ferne standen die schönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren schüchternes Feuer noch in der Erinnerung für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

Indem Luther den Satz aussprach, daſs man seine Lehre nur durch die Bibel selber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward

ein Recht, und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. Freilich, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholaſtiker haben über Dinge disputiert, wovon wir kaum begreifen, wie man ſie im Mittelalter auch nur ausſprechen durfte. Aber Dieſes geſchah vermittelſt der Diſtinktion, welche man zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit machte, eine Diſtinktion, wodurch man ſich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und Das geſchah auch nur innerhalb den Hörſälen der Univerſitäten und in einem gothiſch abſtruſen Latein, wovon doch das Volk Nichts verſtehen konnte, ſo daſs wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche ſolches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat ſie auch wirklich einen armen Scholaſtiker verbrannt. Jetzt aber, ſeit Luther, machte man gar keine Diſtinktion mehr zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutſchen Landesſprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürſten, welche die Reformation annahmen, haben dieſe Denkfreiheit legitimiſiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derſelben iſt die deutſche Philoſophie.

In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menſchliche Geiſt ſich ſo frei ausſprechen*) können wie in Deutſchland ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur franzöſiſchen Invaſion. Namentlich in Preußen herrſchte eine grenzenloſe Gedankenfreiheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daſs er, der nur durch das proteſtantiſche Princip ein legitimer König von Preußen ſein konnte, auch die proteſtantiſche Denkfreiheit aufrecht erhalten muſſte.

Seitdem freilich haben ſich die Dinge verändert, und der natürliche Schirmvogt unſerer proteſtantiſchen Denkfreiheit hat ſich zur Unterdrückung derſelben mit der ultramontanen Partei verſtändigt, und er benutzt dazu verrätheriſch eine Waffe, die das Papſtthum zuerſt gegen uns erſonnen und angewandt: die Cenſur.

Sonderbar! Wir Deutſchen ſind das ſtärkſte und das klügſte Volk. Unſere Fürſtengeſchlechter ſitzen auf allen Thronen Europas, unſere Rothſchilde beherrſchen alle Börſen der Welt, unſere Gelehrten regieren in allen Wiſſenſchaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und

*) „und entwickeln" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

dennoch, wer bei uns eine Piſtole losſchießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den „Hamburger Correſpondent“ ſetzen wollen: „Meine liebe Gattin iſt in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, ſchön wie die Freiheit!“ dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu ſeinem Rothſtift und ſtreicht uns „die Freiheit.“

Wird Dieſes noch lange geſchehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preſsfreiheit, die jetzt in Deutſchland ſo heftig diskutiert wird, knüpft ſich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Löſung iſt nicht ſchwer, wenn man bedenkt, daſs die Preſsfreiheit nichts Anderes iſt als die Konſequenz der Denkfreiheit und folglich ein proteſtantiſches Recht. Für Rechte dieſer Art hat der Deutſche ſchon ſein beſtes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten.

Daſſelbe iſt anwendbar auf die Frage von der akademiſchen Freiheit, die jetzt ſo leidenſchaftlich die Gemüther in Deutſchland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daſs auf den Univerſitäten am meiſten politiſche Aufregung, nämlich Freiheitsliebe, herrſcht, ſeitdem wird den Souveränen von allen Seiten inſinuiert, daſs man dieſe Inſtitute unterdrücken oder doch wenigſtens in gewöhnliche

Unterrichtsanſtalten verwandeln müſſe. Da werden nun Pläne geſchmiedet und das pro und contra diskutiert. Die öffentlichen Gegner der Univerſitäten, eben ſo wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, ſcheinen aber die letzten Gründe der Frage nicht zu verſtehen. Jene begreifen nicht, daſs die Jugend überall und unter allen Disciplinen für die Intereſſen der Freiheit begeiſtert ſein wird, und daſs, wenn man die Univerſitäten unterdrückt, jene begeiſterte Jugend anderswo, und vielleicht in Verbindung mit der Jugend des Handelsſtandes und der Gewerbe, ſich deſto thatkräftiger ausſprechen wird. Die Vertheidiger ſuchen nur zu beweiſen, daſs mit den Univerſitäten auch die Blüthe der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit zu Grunde ginge, daſs eben die akademiſche Freiheit den Studien ſo nützlich ſei, daſs die Jugend dadurch ſo hübſch Gelegenheit finde, ſich vielſeitig auszubilden u. ſ. w. Als ob es auf einige griechiſche Vokabeln oder einige Roheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Und was gölte den Fürſten alle Wiſſenſchaft, Studien und Bildung, wenn die heilige Sicherheit ihrer Throne gefährdet ſtünde! Sie wären heroiſch genug, alle jene relativen Güter für das einzig Abſolute, für ihre abſolute Herrſchaft aufzuopfern. Denn dieſe iſt ihnen von Gott anvertraut und, wo der

Himmel gebietet, müſſen alle irdiſchen Rückſichten weichen.

Miſsverſtand iſt ſowohl auf Seiten der armen Profeſſoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Univerſitäten öffentlich auftreten. Nur die katholiſche Propaganda in Deutſchland begreift die Bedeutung derſelben, dieſe frommen Obſkuranten ſind die gefährlichſten Gegner unſeres Univerſitätsſyſtems, Dieſe wirken dagegen meuchleriſch mit Lug und Trug, und gar wenn ſich Einer von ihnen, wie jüngſt ein magnifiker Schurke in der Aula zu München*), den liebevollen Anſchein giebt, als wollte er den Univerſitäten das Wort reden, offenbart ſich die jeſuitiſche Intrigue. Wohl wiſſen dieſe feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel ſteht zu gewinnen. Denn mit den Univerſitäten fällt auch die proteſtantiſche Kirche, die ſeit der Reformation nur in jenen wurzelt, ſo daſs die ganze proteſtantiſche Kirchengeſchichte der letzten Jahrhunderte faſt nur aus den theologiſchen Streitigkeiten der Wittenberger, Leipziger, Tübinger und Halle'ſchen Univerſitätsgelehrten beſteht. Die Konſiſtorien ſind nur der ſchwache Abglanz der

*) Dieſer Zwiſchenſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

theologiſchen Fakultät, ſie verlieren mit dieſer allen Halt und Charakter, und ſinken in die öde Abhängigkeit der Miniſterien oder gar der Polizei.

Doch laſſt uns ſolchen melancholiſchen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben, um ſo mehr, da wir hier noch von dem providentiellen Manne zu reden haben, durch welchen ſo Großes für das deutſche Volk geſchehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreiheit gelangt. Aber dieſer Martin-Luther gab uns nicht bloß die Freiheit der Bewegung, ſondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geiſt gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er ſchuf die deutſche Sprache.

Dieſes geſchah, indem er die Bibel überſetzte.

In der That, der göttliche Verfaſſer dieſes Buchs ſcheint es eben ſo gut wie wir Andere gewuſſt zu haben, daſs es gar nicht gleichgültig iſt, durch wen man überſetzt wird, und er wählte ſelber ſeinen Überſetzer, und verlieh ihm die wunderſame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichſam ſchon begraben war, in eine andere Sprache zu überſetzen, die noch gar nicht lebte.

Man beſaß zwar die Vulgata, die man verſtand, ſo wie auch die Septuaginta, die man ſchon verſtehen konnte. Aber die Kenntnis des Hebräiſchen

war in der christlichen Welt ganz erloschen. Nur die Juden, die sich hie und da in einem Winkel dieser Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Traditionen dieser Sprache. Wie ein Gespenst, das einen Schatz bewacht, der ihm einst im Leben anvertraut worden, so saß dieses gemordete Volk, dieses Volk-Gespenst, in seinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräische Bibel; und in diese verrufenen Schlupfwinkel sah man die deutschen Gelehrten heimlich hinabsteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntnis der hebräischen Sprache zu erwerben. Als die katholische Geistlichkeit merkte, daſs ihr von dieser Seite Gefahr drohte, daſs das Volk auf diesem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römischen Fälschungen entdecken konnte, da hätte man gern auch die jüdische Tradition unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräischen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unser vortrefflicher Doktor Reuchlin so glorreich gekämpft hat. Die Kölner Theologen, die damals agierten, besonders Hochstraaten, waren keineswegs so geistesbeschränkt, wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlin's, Ritter Ulrich von Hutten, sie in seinen litteris obscurorum virorum schildert. Es galt die Unterdrückung der hebräischen Sprache. Als Reuchlin

ſiegte, konnte Luther ſein Werk beginnen. In einem Briefe, den Dieſer damals an Reuchlin ſchrieb, ſcheint er ſchon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den Jener erfochten, und in einer abhängig ſchwierigen Stellung erfochten, während er, der Auguſtinermönch, ganz unabhängig ſtand; ſehr naiv ſagt er in dieſem Briefe: Ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt iſt, worin er ſeine Bibel überſetzte, iſt mir bis auf dieſe Stunde unbegreiflich. Der altſchwäbiſche Dialekt war mit der Ritterpoeſie der Hohenſtaufen'ſchen Kaiſerzeit gänzlich untergegangen. Der altſächſiſche Dialekt, das ſogenannte Plattdeutſche, herrſchte nur in einem Theile des nördlichen Deutſchlands, und hat ſich trotz aller Verſuche, die man gemacht, nie zu literariſchen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu ſeiner Bibelüberſetzung die Sprache, die man im heutigen Sachſen ſprach, ſo hätte Adelung Recht gehabt zu behaupten, daſs der ſächſiſche, namentlich der Meißen'ſche Dialekt unſer eigentliches Hochdeutſch, d. h. unſere Schriftſprache, ſei. Aber Dieſes iſt längſt widerlegt worden, und ich muſs Dieſes hier um ſo ſchärfer erwähnen, da ſolcher Irrthum in Frankreich noch immer gäng und gebe iſt. Das heutige Sächſiſche war nie ein Dialekt des

deutſchen Volks, eben ſo wenig wie etwa das Schleſiſche; denn ſo wie Dieſes entſtand es durch ſlaviſche Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutheriſchen Bibel finden, entſtanden iſt. Aber ich weiß, daſs durch dieſe Bibel, wovon die junge Preſſe, die ſchwarze Kunſt, Tauſende von Exemplaren ins Volk ſchleuderte, die lutheriſche Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutſchland verbreitet und zur allgemeinen Schriftſprache erhoben wurde. Dieſe Schriftſprache herrſcht noch immer in Deutſchland, und giebt dieſem politiſch und religiös zerſtückelten Lande eine literariſche Einheit. Ein ſolches unſchätzbares Verdienſt mag uns bei dieſer Sprache dafür entſchädigen, daſs ſie in ihrer heutigen Ausbildung etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die ſich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luther's Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer ſolchen Innigkeit, und dieſes alte Buch iſt eine ewige Quelle der Verjüngung für unſere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutheriſchen Bibel ſtehn, ſind deutſch, der Schriftſteller darf ſie immerhin noch gebrauchen; und da dieſes Buch in den Händen der ärmſten Leute iſt, ſo bedürfen Dieſe keiner beſonderen gelehrten Anleitung, um ſich literariſch ausſprechen zu können.

Dieſer Umſtand wird, wenn bei uns die politiſche Revolution ausbricht, gar merkwürdige Erſcheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall ſprechen können, und ihre Sprache wird bibliſch ſein*).

Luther's Originalſchriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutſche Sprache zu fixieren. Durch ihre polemiſche Leidenſchaftlichkeit drangen ſie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton iſt nicht immer ſauber. Aber man macht auch keine religiöſe Revolution mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehörte manchmal ein grober Keil. In der Bibel iſt Luther's Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geiſt Gottes immer in eine gewiſſe Würde gebannt. In ſeinen Streitſchriften hingegen überläſſt er ſich einer plebejiſchen Roheit, die oft eben ſo widerwärtig wie grandios iſt. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen rieſenhaften Steinfiguren, die wir in indiſchen oder ägyptiſchen Tempelgrotten finden, und deren grelles Kolorit und abenteuerliche Häßlichkeit uns zugleich abſtößt und anzieht. Durch dieſen barocken Felſenſtil erſcheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöſer Danton, ein Prediger

*) Die letzten zwei Sätze fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

des Berges, der von der Höhe desſelben die bunten Wortblöcke hinabſchmettert auf die Häupter ſeiner Gegner.

Merkwürdiger und bedeutender als dieſe proſaiſchen Schriften ſind Luther's Gedichte, die Lieder, die in Kampf und Noth aus ſeinem Gemüthe entſproſſen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felſen wächſt, manchmal einem Mondſtrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Muſik, er hat ſogar einen Traktat über dieſe Kunſt geſchrieben, und ſeine Lieder ſind daher außerordentlich melodiſch. Auch in dieſer Hinſicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war Nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Geſängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und ſich ſelber zur wildeſten Kampfluſt begeiſtert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Geſang, womit er und ſeine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei dieſen neuen Klängen, und die Raben erſchraken in ihren obſkuren Thurmneſtern. Jenes Lied, die Marſeiller Hymne der Reformation, hat bis auf unſere Tage ſeine begeiſternde Kraft bewahrt, und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächſtens die alten geharniſchten Worte:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd' iſt nicht ſeins Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt Nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer er iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt'n uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen;

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und kein'n Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laſs fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muſs uns doch bleiben.

Ich habe gezeigt, wie wir unſerm theuern Doktor Martin Luther die Geiſtesfreiheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort ſchuf, die Sprache, worin dieſe neue Literatur ſich ausſprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daſs er auch ſelber dieſe Literatur eröffnet, daſs dieſe, und ganz eigentlich die ſchöne Literatur,

mit Luther beginnt, daſs ſeine geiſtlichen Lieder ſich als die erſten wichtigen Erſcheinungen derſelben ausweiſen und ſchon den beſtimmten Charakter derſelben kund geben. Wer über die neuere deutſche Literatur reden will, muſs daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem Nüremberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Miſswollen von einigen romantiſchen Literatoren geſchehen iſt. Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder und deſſen Dramen nur eine töpelhafte Traveſtie der alten Myſterien, dieſer pedantiſche Hanswurſt, der die freie Naivetät des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erſte Poet der neueren Zeit zu betrachten*). Es wird dazu keines weiteren Beweiſes bedürfen, als daſs ich den Gegenſatz unſerer neuen Literatur zur älteren mit beſtimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutſche Literatur, die vor Luther blühte, ſo finden wir:

*) Hier ſchließt das erſte Buch der franzöſiſchen Ausgaben. In der Revue des deux mondes ſteht noch der zunächſtfolgende Satz; doch fehlt auch hier die obige Vergleichung der älteren mit der neuen Literatur. Der Herausgeber.

1. Ihr Material, ihr Stoff, ist, wie das Leben des Mittelalters selbst, eine Mischung zweier heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf sich so gewaltig umschlungen, daſs sie am Ende in einander verschmolzen, nämlich: die germanische Nationalität und das indisch-gnostische, sogenannte katholische Christenthum.

2. Die Behandlung, oder vielmehr der Geist der Behandlung in dieser älteren Literatur ist romantisch. Abusive sagt man Dasselbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erscheinungen des Mittelalters, die durch die Verschmelzung der erwähnten beiden Elemente, germanische Nationalität und katholisches Christenthum, entstanden sind. Denn wie einige Dichter des Mittelalters die griechische Geschichte und Mythologie ganz romantisch behandelt haben, so kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in klassischer Form darstellen. Die Ausdrücke „klassisch" und „romantisch" beziehen sich also nur auf den Geist der Behandlung*). Die Behandlung ist klassisch, wenn die Form des Dargestellten ganz identisch ist mit der Idee des Dar-

*) Vgl. Betreffs der Heine'schen Definition dieser Ausdrücke das erste Buch der „Romantischen Schule;" Sämmtl. Werke, Bd. VI, S. 27 ff.

Der Herausgeber.

zuſtellenden, wie Dieſes der Fall iſt bei den Kunſtwerken der Griechen, wo daher in dieſer Identität auch die größte Harmonie zwiſchen Form und Idee zu finden. Die Behandlung iſt romantiſch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, ſondern paraboliſch dieſe Idee errathen läſſt. Ich gebrauche hier das Wort „paraboliſch“ lieber als das Wort „ſymboliſch.“ Die griechiſche Mythologie hatte eine Reihe von Göttergeſtalten, deren jede, bei aller Identität der Form und der Idee, dennoch eine ſymboliſche Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieſer griechiſchen Religion war eben nur die Geſtalt der Götter beſtimmt, alles Andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlaſſen. In der chriſtlichen Religion hingegen giebt es keine ſo beſtimmte Geſtalten, ſondern beſtimmte Fakta, beſtimmte heilige Ereigniſſe und Thaten, worin das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. Man ſagt, Homer habe die griechiſchen Götter erfunden; Das iſt nicht wahr, ſie exiſtierten ſchon vorher in beſtimmten Umriſſen, aber er erfand ihre Geſchichten. Die Künſtler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geſchichtlichen Theil ihrer Religion das Mindeſte zu erfinden; der Sündenfall, die Menſchwerdung, die Taufe, die

Kreuzigung u. Dgl. waren unantastbare Thatsachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menschen eine parabolische Bedeutung legen konnte. In diesem parabolischen Geist wurden nun auch alle Künste im Mittelalter behandelt, und diese Behandlung ist romantisch. Daher in der Poesie des Mittelalters jene mystische Allgemeinheit; die Gestalten sind so schattenhaft, was sie thun, ist so unbestimmt, Alles ist darin so dämmernd, wie von wechselndem Mondlicht beleuchtet; die Idee ist in der Form nur wie ein Räthsel angedeutet, und wir sehen hier eine vage Form, wie sie eben zu einer spiritualistischen Literatur geeignet war. Da ist nicht, wie bei den Griechen, eine sonnenklare Harmonie zwischen Form und Idee; sondern manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und diese strebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir sehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit; manchmal ist die Form ganz der Idee über den Kopf gewachsen, ein läppisch winziger Gedanke schleppt sich einher in einer kolossalen Form, und wir sehen groteske Farce; fast immer sehen wir Unförmlichkeit.

3. Der allgemeine Charakter jener Literatur war, dass sich in allen Produkten derselben jener feste, sichere Glaube kundgab, der damals in allen

weltlichen wie geiſtlichen Dingen herrſchte. Baſiert auf Autoritäten waren alle Anſichten der Zeit; der Dichter wandelte mit der Sicherheit eines Mauleſels längs den Abgründen des Zweifels, und es herrſcht in ſeinen Werken eine kühne Ruhe, eine ſelige Zuverſicht, wie ſie ſpäter unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Papſtes, gebrochen war und alle anderen nachſtürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denſelben Charakter, es iſt als habe ſie nicht der einzelne Menſch, ſondern das ganze Volk gedichtet; ſie ſind objektiv, epiſch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1. Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden ſoll, iſt der Kampf der Reformationsintereſſen und Anſichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeiſt iſt jener Miſchglaube, der aus den erwähnten zwei Elementen, germaniſche Nationalität und indiſch-gnoſtiſches Chriſtenthum, entſtanden iſt, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidniſche Götzendienerei, an deſſen Stelle die wahre Religion des judäiſch-deiſtiſchen Evangeliums treten ſoll. Eine neue Ordnung der Dinge geſtaltet ſich; der Geiſt macht Erfindungen, die das Wohlſein der Materie befördern; durch das Gedeihen der Induſtrie

und durch die Philoſophie wird der Spiritualismus in der öffentlichen Meinung diskreditiert; der dritte Stand erhebt ſich; die Revolution grollt ſchon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgeſprochen, und Das iſt der Stoff der modernen Literatur.

2. Der Geiſt der Behandlung iſt nicht mehr romantiſch, ſondern klaſſiſch. Durch das Wiederaufleben der alten Literatur verbreitete ſich über ganz Europa eine freudige Begeiſterung für die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, und die Gelehrten, die Einzigen, welche damals ſchrieben, ſuchten den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums ſich anzueignen, oder wenigſtens in ihren Schriften die klaſſiſchen Kunſtformen nachzubilden. Konnten ſie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, ſo hielten ſie ſich doch deſto ſtrenger an das Äußere der griechiſchen Behandlung, ſie ſchieden, nach griechiſcher Vorſchrift, die Gattungen, enthielten ſich jeder romantiſchen Extravaganz, und in dieſer Beziehung nennen wir ſie klaſſiſch.

3. Der allgemeine Charakter der modernen Literatur beſteht darin, daſs jetzt die Individualität und die Skepſis vorherrſchen. Die Autoritäten ſind niedergebrochen; nur die Vernunft iſt jetzt des Menſchen einzige Lampe, und ſein Gewiſſen iſt ſein

einziger Stab in den dunkeln Irrgängen dieſes Lebens. Der Menſch ſteht jetzt allein ſeinem Schöpfer gegenüber, und ſingt ihm ſein Lied. Daher beginnt dieſe Literatur mit geiſtlichen Geſängen. Aber auch ſpäter, wo ſie weltlich wird, herrſcht darin das innigſte Selbſtbewuſſtſein, das Gefühl der Perſönlichkeit. Die Poeſie iſt jetzt nicht mehr objektiv, epiſch und naiv, ſondern ſubjektiv, lyriſch und reflektierend.

Zweites Buch.

Von Luther bis Kant.

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiösen Revolution gehandelt, die von Martin Luther in Deutschland repräsentiert ward. Jetzt haben wir von der philosophischen Revolution zu sprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts Anderes ist, wie die letzte Konsequenz des Protestantismus.

Ehe wir aber erzählen, wie diese Revolution durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müssen die philosophischen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schicksale der Leibnitz'schen Philosophie, die Wechselverhältnisse dieser Philosophie und der Religion, die Reibungen derselben, ihr Zerwürfnis u. Dgl. mehr erwähnt werden. Beständig aber halten wir im Auge diejenigen von den Fragen der Philosophie, denen wir eine

ſociale Bedeutung beimeſſen, und zu deren Löſung ſie mit der Religion konkurriert.

Dieſes iſt nun die Frage von der Natur Gottes. Gott iſt Anfang und Ende aller Weisheit! ſagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philoſoph, in allem Stolze ſeines Wiſſens, muſs dieſem frommen Spruche beiſtimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, ſondern René Descartes iſt der Vater der neuern Philoſophie, und in welchem Grade die deutſche Philoſophie von ihm abſtammt, werden wir ganz deutlich zeigen.

René Descartes iſt ein Franzoſe, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Initiative. Aber das große Frankreich, das geräuſchvolle, bewegte, vielſchwatzende Land der Franzoſen, war nie ein geeigneter Boden für Philoſophie, dieſe wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und Das fühlte René Descartes, und er ging nach Holland, dem ſtillen, ſchweigenden Lande der Trekſchuiten und Holländer, und dort ſchrieb er ſeine philoſophiſchen Werke. Nur dort konnte er ſeinen Geiſt von dem traditionellen Formalismus befreien und eine ganze Philoſophie aus reinen Gedanken emporbauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt ſind, wie es ſeitdem von jeder wahren

Philoſophie verlangt wird. Nur dort konnte er ſo tief in des Denkens Abgründe ſich verſenken, daſs er es in den letzten Gründen des Selbſtbewuſſtſeins ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbſtbewuſſtſein konſtatieren konnte, in dem weltberühmten Satze: Cogito, ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgends anders als in Holland konnte Descartes es wagen, eine Philoſophie zu lehren, die mit allen Traditionen der Vergangenheit in den offenbarſten Kampf gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philoſophie geſtiftet zu haben; dieſe brauchte nicht mehr die Erlaubnis zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte ſich jetzt als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft neben dieſelbe hinſtellen. Ich ſage nicht: derſelben entgegenſetzen, denn es galt damals der Grundſatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philoſophie gelangen, ſind am Ende dieſelben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholaſtiker, wie ich ſchon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht bloß die Suprematie über die Philoſophie eingeräumt, ſondern auch dieſe letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterei erklärt, ſobald ſie mit den Dogmen der Religion in Widerſpruch gerieth. Den Scholaſtikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszuſprechen, gleich-

viel unter welcher Bedingung. Sie sagten: einmal Eins ist Eins, und bewiesen es; aber sie setzten lächelnd hinzu, das ist wieder ein Irrthum der menschlichen Vernunft, die immer irrt, wenn sie mit den Beschlüssen der ökumenischen Koncilien in Widerspruch geräth; Einmal Eins ist Drei, und Das ist die wahre Wahrheit, wie uns längst offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes! Die Scholastiker bildeten im Geheim eine philosophische Opposition gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten sie die größte Unterwürfigkeit, kämpften sogar in manchen Fällen für die Kirche, und bei Aufzügen paradierten sie im Gefolge derselben, ungefähr wie die französischen Oppositionsdeputierten bei den Feierlichkeiten der Restauration.

Die Komödie der Scholastiker dauerte mehr als sechs Jahrhunderte, und sie wurde immer trivialer. Indem Descartes den Scholasticismus zerstörte, zerstörte er auch die verjährte Opposition des Mittelalters. Die alten Besen waren durch das lange Fegen stumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehricht, und die neue Zeit verlangte neue Besen. Nach jeder Revolution muss die bisherige Opposition abdanken; es geschehen sonst große Dummheiten. Wir haben's erlebt. Weniger war es nun die

katholiſche Kirche, als vielmehr die alten Gegner derſelben, der Nachtrab der Scholaſtiker, welche ſich zuerſt gegen die Carteſianiſche Philoſophie erhoben. Erſt 1663 verbot ſie der Papſt.

Ich darf bei Franzoſen eine zulängliche, füffiſante Bekanntſchaft mit der Philoſophie ihres großen Landsmannes vorausſetzen, und ich brauche hier nicht erſt zu zeigen, wie die entgegengeſetzteſten Doktrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich ſpreche hier vom Idealismus und vom Materialismus.

Da man, beſonders in Frankreich, dieſe zwei Doktrinen mit den Namen Spiritualismus und und Senſualismus bezeichnet, und da ich mich dieſer beiden Benennungen in anderer Weiſe bediene, ſo muſs ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher beſprechen.

Seit den älteſten Zeiten giebt es zwei entgegengeſetzte Anſichten über die Natur des menſchlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geiſtigen Erkenntnis, über die Entſtehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unſre Ideen nur von außen, unſer Geiſt ſei nur ein leeres Behältnis, worin die von den Sinnen eingeſchluckten Anſchauungen ſich verarbeiten, ungefähr wie die genoſſenen Speiſen in unſerem Magen. Um ein

beſſeres Bild zu gebrauchen, dieſe Leute betrachten unſeren Geiſt wie eine tabula rasa, worauf ſpäter die Erfahrung täglich etwas Neues ſchreibt, nach beſtimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengeſetzter Anſicht, behaupten: die Ideen ſind dem Menſchen angeboren, der menſchliche Geiſt iſt der Urſitz der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntnis Deſſen, was ſchon vorher in unſerem Geiſte war, ſie wecken dort nur die ſchlafenden Ideen.

Die erſtere Anſicht hat man nun den Senſualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Rationalismus. Dadurch können jedoch leicht Miſsverſtändniſſe entſtehen, da wir mit dieſen zwei Namen, wie ich ſchon im vorigen Buche erwähnt, ſeit einiger Zeit auch jene zwei ſociale Syſteme, die ſich in allen Manifeſtationen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlaſſen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geiſtes, der, nach alleiniger Verherrlichung ſtrebend, die Materie zu zertreten, wenigſtens zu ſletrieren ſucht; und den Namen Senſualismus überlaſſen wir jener Oppoſition, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitieren der Materie bezweckt und den

Sinnen ihre unveräußerlichen Rechte vindiciert, ohne die Rechte des Geiſtes, ja nicht einmal ohne die Suprematie des Geiſtes zu leugnen*). Hingegen den philoſophiſchen Meinungen über die Natur unſerer Erkenntniſſe, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit

*) Hier findet ſich in dem mir vorliegenden Originalmanuſkript dieſes Bandes folgende Stelle, welche indeß von Heine ſelbſt ausgeſtrichen iſt, — vielleicht weil die am Schluſſe citierten Shakſpeare'ſchen Worte ſpäter (auf S. 140) in anderer Anwendung wiederkehren:

„Auch dieſe zwei Syſteme ſtehen ſich ſeit Menſchengedenken entgegen! denn zu allen Zeiten giebt es Menſchen von unvollkommener Genußfähigkeit, verkrüppelten Sinnen und zerknirſchtem Fleiſche, die alle Weintrauben dieſes Gottesgartens ſauer finden, bei jedem Paradiesapfel die verlockende Schlange ſehen, und im Entſagen ihren Triumph und im Schmerz ihre Wolluſt ſuchen. Dagegen giebt es zu allen Zeiten wohlgewachſene, leibesſtolze Naturen, die gern das Haupt hoch tragen; allen Sternen und Roſen lachen ſie einverſtändlich entgegen, ſie hören gern die Melodien der Nachtigall und des Roſſini, ſie lieben das ſchöne Glück und das Titian'ſche Fleiſch, und dem kopfhängeriſchen Geſell, dem Solches ein Ärgernis, antworten ſie wie der Shakſpeare'ſche Narr: Meinſt du, weil du tugendhaft biſt, ſolle es keinen ſüßen Sekt und keine Torten auf dieſer Welt geben?

„Dieſen beiden ſocialen Syſtemen laſſe ich daher die Namen Spiritualismus und Senſualismus."

Der Herausgeber.

dem ersteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geisteserkenntnis durch die Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen a posteriori.

Bedeutungsvoll ist der Umstand, dass die idealistische Seite der Cartesianischen Philosophie niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehre berühmte Jansenisten verfolgten einige Zeit diese Richtung, aber sie verloren sich bald in den christlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieser Umstand, welcher den Idealismus in Frankreich diskreditierte. Die Völker ahnen instinktmäßig, wessen sie bedürfen, um ihre Mission zu erfüllen. Die Franzosen waren schon auf dem Wege zu jener politischen Revolution, die erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrach, und wozu sie eines Beils und einer eben so kaltscharfen, materialistischen Philosophie bedurften. Der christliche Spiritualismus stand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde, und der Sensualismus wurde daher ihr natürlicher Bundesgenosse. Da die französischen Sensualisten gewöhnlich Materialisten waren, so entstand der Irrthum, dass der Sensualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann sich eben so gut als ein Resultat des Pantheismus geltend machen, und da ist seine

Erſcheinung ſchön und herrlich. Wir wollen jedoch dem franzöſiſchen Materialismus keineswegs ſeine Verdienſte abſprechen. Der franzöſiſche Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Übel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein inficiertes Volk. Die franzöſiſchen Philoſophen wählten John Locke zu ihrem Meiſter. Das war der Heiland, deſſen ſie bedurften. Sein Essay on human understanding war ihr Evangelium; darauf ſchworen ſie. John Locke war bei Descartes in die Schule gegangen, und hatte Alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann: Mechanik, Scheidekunſt, Kombinieren, Konſtruieren, Rechnen. Nur Eins hat er nicht begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doktrin, daſs wir unſere Erkenntniſſe von außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menſchlichen Geiſt zu einer Art Rechenkaſten, der ganze Menſch wurde eine engliſche Maſchine. Dieſes gilt auch von dem Menſchen, wie ihn die Schüler Locke's konſtruierten, obgleich ſie ſich durch verſchiedene Benennungen von einander unterſcheiden wollen. Sie haben Alle Angſt vor den letzten Folgerungen ihres oberſten Grundſatzes, und der Anhänger Condillac's erſchrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder

gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Klasse setzt. Und doch muss es geschehen, und ich darf daher die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger sammt und sonders als Materialisten bezeichnen. L'homme machine ist das konsequenteste Buch der französischen Philosophie, und der Titel schon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltansicht.

Diese Materialisten waren meistens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maschine setzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchsten Vollkommenheit dieser ersteren, dass sie die technischen Kenntnisse eines solchen Künstlers, theils an ihrer eigenen Konstruktion, theils an seinen übrigen Werken, zu erkennen und zu schätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich seine Mission erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht dasselbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revolutionären Parteien, namentlich die Benthamisten, die Prädikanten der Utilität. Diese sind gewaltige Geister, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung setzen kann. John Bull ist ein geborener Materialist, und sein christlicher Spiritualismus ist meistens eine traditionelle Heuchelei oder doch nur materielle Borniertheit — sein

Fleiſch reſigniert ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hilfe kommt. Anders iſt es in Deutſchland, und die deutſchen Revolutionäre irren ſich, wenn ſie wähnen, daſs eine materialiſtiſche Philoſophie ihren Zwecken günſtig ſei. Ja, es iſt dort gar keine allgemeine Revolution möglich, ſolange ihre Principien nicht aus einer volksthümlicheren, religiöſeren und deutſcheren Philoſophie deduciert und durch die Gewalt derſelben herrſchend geworden. Welche Philoſophie iſt Dieſes? Wir werden ſie ſpäterhin unumwunden beſprechen. Ich ſage: unumwunden, denn ich rechne darauf, daſs auch Deutſche dieſe Blätter leſen*).

Deutſchland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde deſshalb während anderthalb Jahrhunderten der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutſchen begaben ſich in die Schule des Descartes, und der große Schüler Deſſelben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialiſtiſche Richtung, ſo verfolgte Leibnitz die idealiſtiſche Richtung des Meiſters. Hier finden wir am determinierteſten die Lehre von den angeborenen Ideen. Er bekämpfte Locke in ſeinen Nouveaux essays sur l'entendement hu-

*) Die letzten vier Sätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

main. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philoſophiſches Studium bei den Deutſchen. Er weckte die Geiſter und lenkte ſie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiöſen Sinnes, der ſeine Schriften belebte, wurden auch die widerſtrebenden Geiſter mit der Kühnheit derſelben einigermaßen ausgeſöhnt, und die Wirkung war ungeheuer. Die Kühnheit dieſes Denkers zeigt ſich namentlich in ſeiner Monadenlehre, eine der merkwürdigſten Hypotheſen, die je aus dem Haupte eines Philoſophen hervorgegangen. Dieſe iſt auch zugleich das Beſte, was er geliefert; denn es dämmert darin ſchon die Erkenntnis der wichtigſten Geſetze, die unſere heutige Philoſophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehilfliche Formulierung dieſer Geſetze, die jetzt von den Naturphiloſophen in beſſern Formeln ausgeſprochen worden. Ich ſollte hier eigentlich ſtatt des Wortes „Geſetz“ eben nur „Formel“ ſagen; denn Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daſs Dasjenige, was wir Geſetze in der Natur nennen, eigentlich nicht exiſtiert, und daſs es nur Formeln ſind, die unſerer Faſſungskraft zu Hilfe kommen, um eine Reihe von Erſcheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodicee iſt in Deutſchland von allen Leibnitziſchen Schriften am meiſten

beſprochen worden. Es iſt jedoch ſein ſchwächſtes Werk. Dieſes Buch, wie noch einige andere Schriften, worin ſich der religiöſe Geiſt des Leibnitz ausſpricht, hat ihm manchen böſen Leumund, manche bittere Verkennung zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichſten Schwachköpfigkeit beſchuldigt; ſeine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bei uns ein Gegenſtand der Kontroverſe. Die Billigſten haben ihn von dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht freiſprechen können. Am meiſten ſchmähten ihn die Freidenker und Aufklärer. Wie konnten ſie einem Philoſophen verzeihen, die Dreieinigkeit, die ewigen Höllenſtrafen und gar die Gottheit Chriſti vertheidigt zu haben! So weit erſtreckte ſich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von ſeiner harmoniſchen Höhe konnte er ſehr gut das ganze Chriſtenthum vertheidigen. Ich ſage: das ganze Chriſtenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Chriſtenthum. Er zeigte die Konſequenz der Orthodoxen im Gegenſatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und dann ſtand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verſchiedenſten Syſteme nur verſchiedene Seiten derſelben Wahrheit ſind. Dieſen Indifferenzpunkt hat

ſpäterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wiſſenſchaftlich begründet, als ein Syſtem der Syſteme. In gleicher Weiſe beſchäftigte ſich Leibnitz mit einer Harmonie zwiſchen Plato und Ariſtoteles. Auch in der ſpäteren Zeit iſt dieſe Aufgabe oft genug bei uns vorgekommen. Iſt ſie gelöſt worden?

Nein, wahrhaftig nein! Denn dieſe Aufgabe iſt eben nichts Anderes als eine Schlichtung des Kampfes zwiſchen Idealismus und Materialismus. Plato iſt durchaus Idealiſt und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Menſch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derſelben bewuſſt wird, ſo kommen ſie ihm vor wie Erinnerungen aus einem früheren Daſein. Daher auch das Vage und Myſtiſche des Plato, er erinnert ſich mehr oder minder klar. Bei Ariſtoteles hingegen iſt Alles klar, Alles deutlich, Alles ſicher; denn ſeine Erkenntniſſe offenbaren ſich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, ſondern er ſchöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles aufs beſtimmteſte zu klaſſificieren. Er bleibt daher auch ein Muſter für alle Empiriker, und Dieſe wiſſen nicht genug Gott zu preiſen, daſs er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, daſs er durch deſſen Eroberungen ſo viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der-

Wissenschaft, und daſs sein siegender Schüler ihm so viele tausend Talente gegeben zu zoologischen Zwecken. Dieſes Geld hat der alte Magister gewissenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren seciert und Vögel ausgestopft, und dabei die wichtigsten Beobachtungen angestellt; aber die große Bestie, die er am nächsten vor Augen hatte, die er selber auferzogen, und die weit merkwürdiger war als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider übersehen und unerforscht gelassen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, dessen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthsel anstaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnsinniger oder ein Gott? Noch jetzt wissen wir es nicht. Desto bessere Auskunft giebt uns Aristoteles über babylonische Meerkatzen*), indische Papageien und griechische Tragödien, welche er ebenfalls seciert hat.

Plato und Aristoteles! Das sind nicht bloß die zwei Systeme, sondern auch die Typen zweier verschiedenen Menschennaturen, die sich, seit undenklicher

*) „assyrische Vierfüßler," steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Zeit, unter allen Koſtümen, mehr oder minder feindſelig entgegenſtehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde ſolchermaßen gekämpft, und dieſer Kampf iſt der weſentlichſte Inhalt der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Von Plato und Ariſtoteles iſt immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmeriſche, myſtiſche, platoniſche Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die chriſtlichen Ideen und die entſprechenden Symbole. Praktiſche, ordnende, ariſtoteliſche Naturen bauen aus dieſen Ideen und Symbolen ein feſtes Syſtem, eine Dogmatik und einen Kultus. Die Kirche umſchließt endlich beide Naturen, wovon die Einen ſich meiſtens im Klerus, und die Anderen im Mönchsthum verſchanzen, aber ſich unabläſſig befehden. In der proteſtantiſchen Kirche zeigt ſich derſelbe Kampf, und Das iſt der Zwieſpalt zwiſchen Pietiſten und Orthodoxen, die den katholiſchen Myſtikern und Dogmatikern in einer gewiſſen Weiſe entſprechen. Die proteſtantiſchen Pietiſten ſind Myſtiker ohne Phantaſie, und die proteſtantiſchen Orthodoxen ſind Dogmatiker ohne Geiſt.

Dieſe beiden proteſtantiſchen Parteien finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philoſophie Deſſelben intervenierte

ſpäterhin, als Chriſtian Wolf ſich derſelben bemächtigte, ſie den Zeitbedürfniſſen anpaſſte, und ſie, was die Hauptſache war, in deutſcher Sprache vortrug. Ehe wir aber von dieſem Schüler des Leibnitz, von den Wirkungen ſeines Strebens und von den ſpäteren Schickſalen des Lutherthums ein Weiteres berichten, müſſen wir des providentiellen Mannes erwähnen, der gleichzeitig mit Locke und Leibnitz ſich in der Schule des Descartes gebildet hatte, lange Zeit nur mit Hohn und Haſs betrachtet worden, und dennoch in unſeren heutigen Tagen zur alleinigen Geiſterherrſchaft emporſteigt.

Ich ſpreche von Benedikt Spinoza.

Ein großer Genius bildet ſich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Aſſimilierung als durch Reibung. Ein Diamant ſchleift den andern. So hat die Philoſophie des Descartes keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, ſondern nur befördert. Daher zunächſt finden wir bei dem Schüler die Methode des Meiſters; Dieſes iſt ein großer Gewinn. Dann finden wir bei Spinoza, wie bei Descartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieſes iſt ein großes Gebrechen. Die mathematiſche Form giebt dem Spinoza ein herbes Äußere. Aber dieſes iſt wie die herbe Schale der Mandel; der Kern iſt um ſo erfreulicher. Bei

der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewusster Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbtheil zu sein scheint; denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben worden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die sich ebenfalls, wie im Leben, so auch in den Schriften des Mannes niemals verleugnet hat.

Konstatiert ist es, dass der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben seines göttlichen Vetters, Jesu Christi. Auch wie Dieser litt er für seine Lehre, wie Dieser trug er die Dornenkrone. Überall, wo ein großer Geist seinen Gedanken ausspricht, ist Golgatha.

Theurer Leſer, wenn du mal nach Amſterdam kömmſt, ſo laſs dir dort von dem Lohnlakaien die ſpaniſche Synagoge zeigen. Dieſe iſt ein ſchönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier koloſſalen Pfeilern, und in der Mitte ſteht die Kanzel, wo einſt der Bannfluch ausgeſprochen wurde über den Verächter des moſaiſchen Geſetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza. Bei dieſer Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblaſen, welches Schofar heißt. Es muſs eine furchtbare Bewandtnis haben mit dieſem Horne. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon geleſen, ſuchte einſt der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kant's, wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als Derſelbe bei ſeinen philoſophiſchen Ketzereien halsſtarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finſtern Worten: Weißt du, was Das iſt? Als aber der Schüler Kant's ſehr gelaſſen antwortete: „Es iſt das Horn eines Bockes!“ da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entſetzen.

Mit dieſem Horne wurde die Exkommunikation des Spinoza akkompagniert, er wurde feierlich ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft Iſraels und unwürdig erklärt, hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine chriſtlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm dieſen Namen zu laſſen. Die Juden aber, die

Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der spanischen Synagoge zu Amsterdam, wo sie einst mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza gestochen haben.

Ich konnte nicht umhin, auf solche persönliche Missgeschicke des Mannes besonders aufmerksam zu machen. Ihn bildete nicht bloß die Schule, sondern auch das Leben. Das unterscheidet ihn von den meisten Philosophen, und in seinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens Die Theologie war für ihn nicht bloß eine Wissenschaft. Eben so die Politik. Auch diese lernte er in der Praxis kennen. Der Vater seiner Geliebten wurde wegen politischer Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Und nirgends in der Welt wird man schlechter gehenkt wie in den Niederlanden. Ihr habt keinen Begriff davon, wie unendlich viele Vorbereitungen und Ceremonien dabei stattfinden. Der Delinquent stirbt zugleich vor Langerweile, und der Zuschauer hat dabei hinlängliche Muße zum Nachdenken. Ich bin daher überzeugt, dass Benedikt Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende sehr viel nachgedacht hat, und so wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, so begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon giebt sein Tractatus politicus.

Ich habe nur die Art und Weiſe hervorzuheben, wie die Philoſophen mehr oder minder mit einander verwandt ſind, und ich zeige nur die Verwandtſchaftsgrade und die Erbfolge. Dieſe Philoſophie des Spinoza, des dritten Sohnes des René Descartes, wie er ſie in ſeinem Hauptwerk, in der Ethik, dociert, iſt von dem Materialismus ſeines Bruders Locke eben ſo ſehr entfernt, wie von dem Idealismus ſeines Bruders Leibnitz. Spinoza quält ſich nicht analytiſch mit der Frage über die letzten Gründe unſerer Erkenntniſſe. Er giebt uns ſeine große Syntheſe, ſeine Erklärung von der Gottheit.

Benedikt Spinoza lehrt: Es giebt nur eine Subſtanz, Das iſt Gott. Dieſe eine Subſtanz iſt unendlich, ſie iſt abſolut. Alle endliche Subſtanzen derivieren von ihr, ſind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, ſie haben nur relative, vorübergehende, accidentielle Exiſtenz. Die abſolute Subſtanz offenbart ſich uns ſowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung ſind die zwei Attribute der abſoluten Subſtanz. Wir erkennen nur dieſe zwei Attribute; Gott, die abſolute Subſtanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. „Non dico, me

deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.“

Nur Unverſtand und Böswilligkeit konnten dieſer Lehre das Beiwort „atheiſtiſch“ beilegen. Keiner hat ſich jemals erhabener über die Gottheit ausgeſprochen wie Spinoza. Statt zu ſagen, er leugne Gott, könnte man ſagen, er leugne den Menſchen. Alle endliche Dinge ſind ihm nur modi der unendlichen Subſtanz. Alle endliche Dinge ſind in Gott enthalten, der menſchliche Geiſt iſt nur ein Lichtſtrahl des unendlichen Denkens, der menſchliche Leib iſt nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott iſt die unendliche Urſache beider, der Geiſter und der Leiber, natura naturans.

In einem Briefe an Madame Du Deffant, zeigt Voltaire ſich ganz entzückt über einen Einfall dieſer Dame, die ſich geäußert hatte, daſs alle Dinge, die der Menſch durchaus nicht wiſſen könne, ſicher von der Art ſind, daſs ein Wiſſen derſelben ihm Nichts nützen würde. Dieſe Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit ſeinen eignen Worten mitgetheilt, und wonach der Gottheit nicht bloß die zwei erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, ſondern vielleicht auch andere, für uns unerkennbare Attribute gebühren.

Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigstens keinen Werth auf dem socialen Standpunkte, wo es gilt, das im Geiste Erkannte zur leiblichen Erscheinung zu bringen. In unserer Erklärung des Wesens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwei erkennbare Attribute. Und dann ist ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verschiedene Form unserer Anschauung, und diese verschiedenen Formen sind identisch in der absoluten Substanz. Der Gedanke ist am Ende nur die unsichtbare Ausdehnung und die Ausdehnung ist nur der sichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptsatz der deutschen Identitätsphilosophie, die in ihrem Wesen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verschieden ist. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, dass seine Philosophie von dem Spinozismus verschieden sei, dass sie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen" sei, dass sie sich von dem Spinozismus unterscheide, „wie die ausgebildeten griechischen Statuen von den starr ägyptischen Originalen": dennoch muss ich aufs bestimmteste erklären, dass sich Herr Schelling in seiner früheren Periode, wo er noch ein Philosoph war, nicht im Geringsten von Spinoza unterschied. Nur auf einem andern Wege ist er zu derselben Philosophie ge-

langt, und Das habe ich späterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußstapfen weiterschreitet und, durch das Walddunkel der Naturphilosophie umherirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angesicht zu Angesicht, gegenübersteht.

Die neuere Naturphilosophie hat bloß das Verdienst, daſs sie den ewigen Parallelismus, der zwischen dem Geiste und der Materie herrscht, aufs scharfsinnigste nachgewiesen. Ich sage Geist und Materie, und diese Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für Das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewissermaßen gleichbedeutend ist auch Das, was unsere Naturphilosophen Geist und Natur, oder das Ideale und das Reale nennen

Ich werde in der Folge weniger das System als vielmehr die Anschauungsweise des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bei letzterem wird, eben so gut wie bei dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheisten ist in der Welt selbst, nicht indem er sie mit seiner Göttlichkeit durchdringt in der Weise, die einst der heilige Augustin zu veranschaulichen suchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich,

der in der Mitte läge und die Gottheit einsauge; nein, die Welt ist nicht bloß gottgetränkt, gottgeschwängert, sondern sie ist identisch mit Gott. „Gott," welcher von Spinoza die eine Substanz und von den deutschen Philosophen das Absolute genannt wird, „ist Alles, was da ist," er ist sowohl Materie wie Geist, Beides ist gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, ist eben so sündhaft, wie Der, welcher sündigt gegen den heiligen Geist.

Der Gott des Pantheisten unterscheidet sich also von dem Gotte des Deisten dadurch, daſs er in der Welt selbst ist, während Letzterer ganz außer oder, was Dasselbe ist, über der Welt ist. Der Gott des Deisten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgesondertes Etablissement. Nur in Betreff der Art dieses Regierens differenzieren unter einander die Deisten. Die Hebräer denken sich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Christen als einen liebenden Vater; die Schüler Rousseau's, die ganze Genfer Schule, denken sich ihn als einen weisen Künstler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa seine Uhren verfertigt, und als Kunstverständige bewundern sie das Werk und preisen den Meister dort oben.

Dem Deisten, welcher also einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, ist nur

der Geist heilig, indem er letzteren gleichsam als den göttlichen Athem betrachtet, den der Weltschöpfer dem menschlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk seiner Hände eingeblasen hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armselige Hülle des Ruach hakodasch, des heiligen Hauchs, des Geistes, und nur diesem widmeten sie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Kultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geistes, keusch, genügsam, ernst, abstrakt, halsstarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre sublimste Blüthe ist Jesus Christus. Dieser ist im wahren Sinne des Wortes der inkarnierte Geist, und tiefsinnig bedeutungsvoll ist die schöne Legende, dass ihn eine leiblich unberührte, immakulierte Jungfrau nur durch geistige Empfängnis zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Geringschätzung betrachtet, so sind die Christen auf dieser Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Übel selbst. Da sehen wir nun einige Jahrhunderte nach Christi Geburt eine Religion emporsteigen, welche ewig die Menschheit in Erstaunen setzen und den spätesten Geschlechtern die schauerlichste Bewunderung abtrotzen wird. Ja, es ist eine große, heilige, mit unendlicher Seligkeit erfüllte

Religion, die dem Geiſte auf dieſer Erde die unbedingteſte Herrſchaft erobern wollte. — Aber dieſe Religion war eben allzu erhaben, allzu rein, allzu gut für dieſe Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proklamiert, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Verſuch einer Ausführung dieſer Idee hat in der Geſchichte unendlich viel' herrliche Erſcheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon ſingen und ſagen. Der Verſuch, die Idee des Chriſtenthums zur Ausführung zu bringen, iſt jedoch, wie wir endlich ſehen, aufs kläglichſte verunglückt, und dieſer unglückliche Verſuch hat der Menſchheit Opfer gekoſtet, die unberechenbar ſind, und trübſelige Folge derſelben iſt unſer jetziges ſociales Unwohlſein in ganz Europa. Wenn wir noch, wie Viele glauben, im Jugendalter der Menſchheit leben, ſo gehörte das Chriſtenthum gleichſam zu ihren überſpannteſten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verſtande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Chriſtenthum den Händen Cäſar's und ſeiner jüdiſchen Kammerknechte, und begnügte ſich damit, Erſterem die Suprematie abzuſprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber ſiehe! das gehaſſte Schwert und das verachtete Geld errangen dennoch am Ende

die Obergewalt, und die Repräſentanten des Geiſtes müſſen ſich mit ihnen verſtändigen. Ja, aus dieſem Verſtändnis iſt ſogar eine ſolidariſche Allianz geworden. Nicht bloß die römiſchen, ſondern auch die engliſchen, die preußiſchen, kurz alle privilegierten Prieſter haben ſich verbündet mit Cäſar und Konſorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch dieſe Verbündung geht die Religion des Spiritualismus deſto ſchneller zu Grunde. Zu dieſer Einſicht gelangen ſchon einige Prieſter, und um die Religion zu retten, geben ſie ſich das Anſehen, als entſagten ſie jener verderblichen Alliance, und ſie laufen über in unſere Reihen*), ſie ſetzen die rothe Mütze auf, ſie ſchwören Tod und Haſs allen Königen, den ſieben Blutſäufern, ſie verlangen die irdiſche Gütergleichheit, ſie fluchen trotz Marat und Robespierre. — Unter uns geſagt, wenn ihr ſie genau betrachtet, ſo findet ihr, ſie leſen Meſſe in der Sprache des Jakobinismus, und wie ſie einſt dem Cäſar das Gift beigebracht, verſteckt in der Hoſtie, ſo ſuchen ſie jetzt dem Volke ihre Hoſtien beizubringen,

*) Hier folgen in den franzöſiſchen Ausgaben die Worte: „und hüllen ſich in unſere Farben“. Dagegen fehlen dort die nachfolgenden Zeilen bis zum Schluſſe des Abſatzes.

Der Herausgeber.

indem ſie ſolche in revolutionärem Gifte verſtecken; denn ſie wiſſen, wir lieben dieſes Gift.

Vergebens jedoch iſt all euer Bemühen! Die Menſchheit iſt aller Hoſtien überdrüßig, und lechzt nach nahrhafterer Speiſe, nach echtem Brot und ſchönem Fleiſch. Die Menſchheit lächelt mitleidig über jene Tugendideale, die ſie trotz aller Anſtrengung nicht verwirklichen konnte, und ſie wird männlich praktiſch. Die Menſchheit huldigt jetzt dem irdiſchen Nützlichkeitsſyſtem, ſie denkt ernſthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr ſpäteres Alter. Da iſt wahrlich nicht mehr die Rede davon, das Schwert in den Händen des Cäſar's und gar den Säckel in den Händen ſeiner Knechte zu laſſen. Dem Fürſtendienſt wird die privilegierte Ehre entriſſen, und die Induſtrie wird der alten Schmach entlaſtet*). Die nächſte Aufgabe iſt, geſund zu werden; denn wir fühlen uns noch ſehr ſchwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns ſo viel Lebensblut ausgeſaugt. Und dann müſſen der Materie noch große Sühnopfer geſchlachtet werden, damit ſie die alten

*) Dieſe beiden Sätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletriert, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mussten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest.

Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Puruşa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Übel.

Wisst ihr nun, was in der Welt das Übel ist? Die Spiritualisten haben uns immer vorgeworfen, dass bei der pantheistischen Ansicht der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen aufhöre. Das Böse ist aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanschauung, anderen

Theils ist es ein reelles Ergebnis ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanschauung ist die Materie an und für sich böse, was doch wahrlich eine Verleumdung ist, eine entsetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böse, wenn sie heimlich konspirieren muss gegen die Usurpationen des Geistes, wenn der Geist sie fletriert hat und sie sich aus Selbstverachtung prostituiert, oder wenn sie gar mit Verzweiflungshass sich an dem Geiste rächt; und somit wird das Übel nur ein Resultat der spiritualistischen Welteinrichtung.

Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestiert sich in den Pflanzen, die ohne Bewusstsein ein kosmisch-magnetisches Leben führen. Er manifestiert sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestiert er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von der objektiven Natur, und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kundgeben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewusstsein, und solches Selbstbewusstsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber Dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Ge-

ſammtheit der Menſchen, ſo daſs jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaſſt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffaſſen und darſtellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen beſtimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kundzugeben, eine Reihe von Erſcheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erſcheinung zu bringen, und das Reſultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott iſt daher der eigentliche Held der Weltgeſchichte, dieſe iſt ſein beſtändiges Denken, ſein beſtändiges Handeln, ſein Wort, ſeine That, und von der ganzen Menſchheit kann man mit Recht ſagen, ſie iſt eine Inkarnation Gottes!

Es iſt eine irrige Meinung, daſs dieſe Religion, der Pantheismus, die Menſchen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewuſſtſein ſeiner Göttlichkeit wird den Menſchen auch zur Kundgebung derſelben begeiſtern, und jetzt erſt werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums dieſe Erde verherrlichen.

Die politiſche Revolution, die ſich auf die Principien des franzöſiſchen Materialismus ſtützt, wird in den Pantheiſten keine Gegner finden, ſondern

Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiösen Syntheſe, geſchöpft haben. Wir befördern das Wohlſein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialiſten den Geiſt miſsachten, ſondern weil wir wiſſen, daſs die Göttlichkeit des Menſchen ſich auch in ſeiner leiblichen Erſcheinung kundgiebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerſtört oder aviliert, und der Geiſt dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Juſt ausgeſprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volks, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterſcheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskülotten ſein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präſidenten; wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentanz, Muſik und Komödien. — Seid deſshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf

eure censorischen Vorwürfe entgegnen wir euch, was schon ein Narr des Shakspeare sagte: Meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?

Die Saint-Simonisten haben Etwas der Art begriffen und gewollt. Aber sie standen auf ungünstigem Boden, und der umgebende Materialismus hat sie niedergedrückt, wenigstens für einige Zeit. In Deutschland hat man sie besser gewürdigt. Denn Deutschland ist der gedeihlichste Boden des Pantheismus; dieser ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler, und der Deismus, wie ich später erzählen werde, ist dort längst in der Theorie gestürzt. Er erhält sich dort nur noch in der gedankenlosen Masse, ohne vernünftige Berechtigung, wie so manches Andere*). Man sagt es nicht, aber Jeder weiß es; der Pantheismus ist das öffentliche Geheimnis in Deutschland. In der That, wir sind dem Deismus entwachsen. Wir sind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir sind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge. Auch sind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus ist eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands, und dass es dahin kommen würde, haben diejenigen deutschen Schriftsteller vorausgesehen, die schon vor funfzig Jahren so sehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendste dieser Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutschen Philosophen zu nennen. Er war Nichts als ein zänkischer Schleicher, der sich in dem Mantel der Philosophie vermummte, und sich bei den Philosophen einschlich, ihnen erst Viel von seiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losschmähte. Sein Refrain war immer, die Philosophie, die Erkenntnis durch Vernunft sei eitel Wahn, die Vernunft wisse selbst nicht, wohin sie führe, sie bringe den Menschen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerspruch, und nur der Glaube könne ihn sicher leiten. Der Maulwurf! er sah nicht, dass die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während sie droben sicher einherwandelt, sich selber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Hasse des kleinen Jakobi gegen den großen Spinoza*).

*) „Gegen Spinoza, den großen Atheisten" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Merkwürdig ist es, wie die verschiedensten Parteien gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zusammensetzung den spaßhaftesten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm schwarzer und weißer Kapuzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfässern, marschiert die Phalanx der Encyklopädisten, die ebenfalls gegen diesen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der Amsterdammer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläst, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pickelflöte der Persifflage zum Besten des Deismus musiciert. Dazwischen greint das alte Weib Jakobi, die Marketenderin dieser Glaubensarmee.

Wir entrinnen so schnell als möglich solchem Charivari. Zurückkehrend von unserem pantheistischen Ausflug, gelangen wir wieder zur Leibnitzischen Philosophie, und haben ihre weiteren Schicksale zu erzählen.

Leibnitz hatte seine Werke, die ihr kennt, theils in lateinischer, theils in französischer Sprache geschrieben. Christian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht bloß systematisierte, sondern auch in deutscher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienst besteht nicht darin, daſs er die Ideen des Leibnitz in ein festes

System einschloss, noch weniger darin, dass er sie durch die deutsche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte; sein Verdienst besteht darin, dass er uns anregte, auch in unserer Muttersprache zu philosophieren. Wie wir bis Luther die Theologie, so haben wir bis Wolf die Philosophie nur in lateinischer Sprache zu behandeln gewusst. Das Beispiel einiger Wenigen, die schon vorher Dergleichen auf Deutsch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhistoriker muss ihrer mit besonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rheine geboren, und 1361 eben daselbst, ich glaube zu Straßburg, gestorben ist. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Mystikern, die ich als die platonische Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren seines Lebens entsagte dieser Mann allem gelehrten Dünkel, schämte sich nicht, in der demüthigen Volkssprache zu predigen, und diese Predigten, die er aufgezeichnet, so wie auch die deutschen Übersetzungen, die er von einigen seiner früheren lateinischen Predigten mitgetheilt, gehören zu den Denkmälern der deutschen Sprache. Denn hier zeigt sie schon, dass sie zu metaphysischen Untersuchungen nicht bloß tauglich,

ſondern weit geeigneter iſt als die lateiniſche. Dieſe letztere, die Sprache der Römer, kann nie ihren Urſprung verleugnen. Sie iſt eine Kommandoſprache für Feldherren, eine Dekretalſprache für Adminiſtratoren, eine Juſtizſprache für Wucherer, eine Lapidarſprache für das ſteinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Chriſtenthum mit wahrhaft chriſtlicher Geduld länger als ein Jahrtauſend ſich damit abgequält, dieſe Sprache zu ſpiritualiſieren, ſo iſt es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler ſich ganz verſenken wollte in die ſchauerlichſten Abgründe des Gedankens, und als ſein Herz am heiligſten ſchwoll, da muſſte er deutſch ſprechen. Seine Sprache iſt wie ein Bergquell, der aus harten Felſen hervorbricht, wunderbar geſchwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnisvollen Steinkräften. Aber erſt in neuerer Zeit war die Benutzbarkeit der deutſchen Sprache für die Philoſophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimſtes Werk offenbaren können, wie in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Nur auf der ſtarken Eiche konnte die heilige Miſtel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Beſprechung des Paracelſus oder, wie er ſich nannte, des Theophra-

ſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim. Denn auch er ſchrieb meiſtens deutſch. Aber ich habe ſpäter in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philoſophie war nämlich Das, was wir heut zu Tage Naturphiloſophie nennen, und eine ſolche Lehre von der ideenbelebten Natur, wie ſie dem deutſchen Geiſte ſo geheimnisvoll zuſagt, hätte ſich ſchon damals bei uns ausgebildet, wenn nicht durch zufälligen Einfluſs die lebloſe, mechaniſtiſche Phyſik der Carteſianer allgemein herrſchend geworden wäre. Paracelſus war ein großer Charlatan, und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhoſe, rothe Strümpfe und einen rothen Hut, und behauptete, homunculi, kleine Menſchen, machen zu können, wenigſtens ſtand er in vertrauter Bekanntſchaft mit verborgenen Weſen, die in den verſchiedenen Elementen hauſen — aber er war zugleich einer der tiefſinnigſten Naturkundigen, die mit deutſchem Forſcherherzen den vorchriſtlichen Volksglauben, den germaniſchen Pantheismus begriffen, und, was ſie nicht wuſſten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhme ſollte eigentlich auch hier die Rede ſein. Denn er hat ebenfalls die deutſche Sprache zu philoſophiſchen Darſtellungen benutzt und wird in dieſem Betracht ſehr gelobt. Aber ich habe mich noch nie entſchließen können ihn zu leſen.

Ich lass mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieses Mystikers in Verdacht, dass sie das Publikum mystificieren wollen. Was den Inhalt seiner Werke betrifft, so hat euch ja Saint-Martin Einiges davon in französischer Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn übersetzt. Karl I. hatte von diesem theosophischen Schuster eine so große Idee, dass er eigens einen Gelehrten zu ihm nach Görlitz schickte, um ihn zu studieren. Dieser Gelehrte war glücklicher als sein königlicher Herr. Denn während Dieser zu Whitehall den Kopf verlor durch Cromwell's Beil, hat Jener zu Görlitz durch Jakobs Böhme's Theosophie nur den Verstand verloren.

Wie ich bereits gesagt, erst Christian Wolf hat mit Erfolg die deutsche Sprache in die Philosophie eingeführt. Sein geringeres Verdienst war sein Systematisieren und sein Popularisieren der Leibnitzischen Ideen. Beides unterliegt sogar dem größten Tadel, und wir müssen beiläufig Dessen erwähnen. Sein Systematisieren war nur eitel Schein, und das Wichtigste der Leibnitzischen Philosophie war diesem Scheine geopfert, z. B. der beste Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freilich kein systematisches Lehrgebäude hinterlassen, sondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Riesen bedurfte es,

um die koloſſalen Quadern und Säulen zuſammenzuſetzen, die ein Rieſe aus den tiefſten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich ausgemeißelt hatte. Das wär' ein ſchöner Tempel geworden. Chriſtian Wolf jedoch war von ſehr unterſetzter Statur und konnte nur einen Theil ſolcher Baumaterialien bemeiſtern, und er verarbeitete ſie zu einer kümmerlichen Stiftshütte des Deismus. Wolf war mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſyſtematiſcher, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollſtändigkeit. Er war zufrieden mit einem gewiſſen Fachwerk, wo die Fächer ſchönſtens geordnet, beſtens gefüllt und mit deutlichen Etiketten verſehen ſind. So gab er uns eine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften." Daſs er, der Enkel des Descartes, die großväterliche Form der mathematiſchen Beweisführung geerbt hat, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe mathematiſche Form habe ich bereits bei Spinoza gerügt. Durch Wolf ſtiftete ſie großes Unheil. Sie degenerierte bei ſeinen Schülern zum unleidlichſten Schematismus und zur lächerlichen Manie, Alles in mathematiſcher Weiſe zu demonſtrieren. Es entſtand der ſogenannte Wolf'ſche Dogmatismus. Alles tiefere Forſchen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an deſſen Stelle. Die Wolf'ſche Philoſophie wurde

immer wäſſriger und überſchwemmte endlich ganz Deutſchland. Die Spuren dieſer Sündfluth ſind noch heut zu Tage bemerkbar, und hie und da auf unſeren höchſten Muſenſitzen findet man noch alte Foſſilien aus der Wolf'ſchen Schule.

Chriſtian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und ſtarb 1754 zu Halle. Über ein halbes Jahrhundert dauerte ſeine Geiſtesherrſchaft in Deutſchland. Sein Verhältnis zu den Theologen jener Tage müſſen wir beſonders erwähnen, und wir ergänzen damit unſere Mittheilungen über die Schickſale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeſchichte giebt es keine verwickeltere Partie, als die Streitigkeiten der proteſtantiſchen Theologen ſeit dem dreißigjährigen Krieg. Nur das ſpitzfindige Gezänke der Byzantiner iſt damit zu vergleichen; jedoch war dieſes nicht ſo langweilig, da große, ſtaatsintereſſante Hofintriguen ſich dahinter verſteckten, ſtatt daſs die proteſtantiſche Klopffechterei meiſtens in dem Pedantismus enger Magiſterköpfe und Schulfüchſe ihren Grund hatte. Die Univerſitäten, beſonders Tübingen, Wittenberg, Leipzig und Halle, ſind die Schauplätze jener theologiſchen Kämpfe. Die zwei Parteien, die wir im katholiſchen Gewande während dem ganzen Mittel-

alter kämpfen ſahen, die platoniſche und die ariſtoteliſche, haben nur Koſtüme gewechſelt, und befehden ſich nach wie vor. Das ſind die Pietiſten und die Orthodoxen, deren ich ſchon oben erwähnt, und die ich als Myſtiker ohne Phantaſie und Dogmatiker ohne Geiſt bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Proteſtantismus, und wie Dieſer durch ſeine Überſetzung des fabelhaften Dionyſius Areopagita den katholiſchen Myſticismus begründet, ſo begründete Jener den proteſtantiſchen Pietismus durch ſeine Erbauungsverſammlungen, colloquia pietatis, woher vielleicht der Name Pietiſten ſeinen Anhängern geblieben iſt. Er war ein frommer Mann, Ehre ſeinem Andenken. Ein Berliner Pietiſt, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Spener's iſt ein beſtändiges Martyrthum für die chriſtliche Idee. Er war in dieſem Betracht ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war vielmehr ein Prediger des Geiſtes als des Wortes. Sein homiletiſches Weſen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie ſie auf den erwähnten Univerſitäten gelehrt wurde, beſtand nur in engbrüſtiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegeſe und Kirchengeſchichte wurden ganz bei Seite geſetzt.

Ein Schüler jenes Spener's, Hermann Franke, begann in Leipzig Vorlesungen zu halten nach dem Beispiele und im Sinne seines Lehrers. Er hielt sie auf Deutsch, ein Verdienst, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beifall, den er dabei erwarb, erregte den Neid seiner Kollegen, die deßhalb unserem armen Pietisten das Leben sehr sauer machten. Er mußte das Feld räumen, und er begab sich nach Halle, wo er mit Wort und That das Christenthum lehrte. Sein Andenken ist dort unverwelklich, denn er ist der Stifter des Halle'schen Waisenhauses. Die Universität Halle ward nun bevölkert von Pietisten, und man nannte sie „die Waisenhauspartei." Nebenbei gesagt, diese hat sich dort bis auf heutigen Tag erhalten; Halle ist noch bis jetzt die Taupinière der Pietisten, und ihre Streitigkeiten mit der protestantischen Rationalisten haben noch vor einigen Jahren einen Skandal erregt, der durch ganz Deutschland seinen Mißduft verbreitete. Glückliche Franzosen, die ihr Nichts davon gehört habt! Sogar die Existenz jener evangelischen Klatschblätter, worin die frommen Fischweiber der protestantischen Kirche sich weiblich ausgeschimpft, ist euch unbekannt geblieben. Glückliche Franzosen, die ihr keinen Begriff davon habt, wie hämisch, wie kleinlich, wie widerwärtig unsre

evangeliſchen Prieſter einander begeifern können. Ihr wiſſt, ich bin kein Anhänger des Katholicismus. In meinen jetzigen religiöſen Überzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geiſt des Proteſtantismus*). Ich bin alſo für die proteſtantiſche Kirche noch immer parteiiſch. Und doch muſs ich der Wahrheit wegen eingeſtehen, daſs ich nie in den Annalen des Papismus ſolche Miſerabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Skandal zum Vorſchein kamen. Die feigſten Mönchstücken, die kleinlichſten Kloſterränke ſind noch immer noble Gutmüthigkeiten in Vergleichung mit den chriſtlichen

*) In den franzöſiſchen Ausgaben findet ſich, ſtatt obigen Satzes, die ausführlichere Stelle: „Der Proteſtantismus war für mich mehr als eine Religion, er war für mich eine Sendung, und ſeit vierzehn Jahren kämpfe ich für ſeine Intereſſen gegen die Ränke der deutſchen Jeſuiten. Später freilich erloſch meine Sympathie für das Dogma, und ich erklärte offenherzig in meinen Schriften, mein ganzer Proteſtantismus beſtände nur noch in der Thatſache, daſs ich als evangeliſcher Chriſt in die Kirchenbücher der lutheriſchen Gemeinde eingetragen ſei . . . Aber eine geheime Vorliebe für Das, wofür wir einſtmals gekämpft und gelitten, bleibt immer in unſerm Herzen, und in meinen jetzigen religiöſen Überzeugungen lebt noch der Geiſt des Proteſtantismus.“

Der Herausgeber.

Heldenthaten, die unſere proteſtantiſchen Orthodoxen und Pietiſten gegen die verhaſſten Rationaliſten ausübten. Von dem Haſs, der bei ſolchen Gelegenheiten zum Vorſchein kommt, habt ihr Franzoſen keinen Begriff. Die Deutſchen ſind aber überhaupt vindikativer als die romaniſchen Völker.

Das kommt daher, ſie ſind Idealiſten auch im Haſs. Wir haſſen uns nicht um Außendinge, wie ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiederten Viſitenkarte, nein, wir haſſen bei unſern Feinden das Tiefſte, das Weſentlichſte, das in ihnen iſt, den Gedanken. Ihr Franzoſen ſeid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, ſo auch im Haſs. Wir Deutſchen haſſen gründlich, dauernd; da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen ſind, um uns mit ſchneller Perfidie zu rächen, ſo haſſen wir bis zu unſerem letzten Athemzug.

Ich kenne, mein Herr, dieſe deutſche Ruhe, ſagte jüngſt eine Dame, indem ſie mich mit großgeöffneten Augen ungläubig und beängſtigt anſah; ich weiß, ihr Deutſchen gebraucht daſſelbe Wort für Verzeihen und Vergiften. Und in der That, ſie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet Beides.

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die Halle'ſchen Orthodoxen, welche in ihrem Kampfe mit den

eingesiedelten Pietisten die Wolf'sche Philosophie zu Hilfe riefen. Denn die Religion, wenn sie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt sie bei uns betteln. Aber alle unsere Gaben bringen ihr schlechten Gewinn. Das mathematische, demonstrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, passte ihr so schlecht, dass sie sich noch beengter fühlte und in dieser Beengnis sehr lächerlich machte. Überall platzten die schwachen Nähte. Besonders der verschämte Theil, die Erbsünde, trat hervor in seiner grellsten Blöße. Hier half kein logisches Feigenblatt. Christlich lutherische Erbsünde und Leibnitz-Wolf'scher Optimismus sind unverträglich. Die französische Persifflage des Optimismus missfiel daher am wenigsten unseren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbsünde zu Gute. Der deutsche Pangloss hat aber durch die Vernichtung des Optimismus sehr Viel verloren und suchte lange nach einer ähnlichen Trostlehre, bis das Hegel'sche Wort „Alles was ist, ist vernünftig!" ihm einigen Ersatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philosophie Hilfe begehrt, ist ihr Untergang unabwendlich. Sie sucht sich zu vertheidigen und schwatzt sich immer tiefer ins Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Absolutismus, darf sich nicht

justificieren. Prometheus wird an den Felsen gefesselt von der schweigenden Gewalt. Ja, Äschylus lässt die personificierte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muss stumm sein. Sobald die Religion einen räsonnierenden Katechismus drucken lässt, sobald der politische Absolutismus eine officielle Staatszeitung herausgiebt, haben beide ein Ende. Aber Das ist eben unser Triumph, wir haben unsere Gegner zum Sprechen gebracht, und sie müssen uns Rede stehn.

Es ist freilich nicht zu leugnen, dass der religiöse Absolutismus, eben so wie der politische, sehr gewaltige Organe seines Wortes gefunden hat. Doch lasst uns darob nicht bange sein. Lebt das Wort, so wird es von Zwergen getragen; ist das Wort todt, so können es keine Riesen aufrecht erhalten *).

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hilfe suchte bei der Philosophie, wurden von den deutschen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angestellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm sich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Äson. Zuerst wurde

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

ihr zur Ader gelassen, alles abergläubische Blut wurde ihr langsam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken, es wurde der Versuch gemacht, allen historischen Inhalt aus dem Christenthume herauszunehmen und nur den moralischen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Christenthum zu einem reinen Deismus. Christus hörte auf Mitregent Gottes zu sein, er wurde gleichsam mediatisiert, und nur noch als Privatperson fand er anerkennende Verehrung. Seinen moralischen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Mensch er gewesen sei. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, so erklärte man sie physikalisch oder man suchte so wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, sagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente sich ihrer gleichsam als Annonce. Diese Theologen, die alles Historische aus dem Christenthume schieden, heißen Rationalisten, und gegen Diese wendete sich sowohl die Wuth der Pietisten als auch der Orthodoxen, die sich seitdem minder heftig befehdeten und nicht selten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, Das vermochte der gemeinschaftliche Haß, der Haß gegen die Rationalisten.

Diese Richtung in der protestantischen Theologie*) beginnt mit dem ruhigen Semler, den ihr nicht kennt, erstieg schon eine besorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den ihr auch nicht kennt, und erreichte ihren Gipfel mit dem seichten Bahrdt, an dessen Bekanntschaft ihr Nichts verliert. Die stärksten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Über Ersteren, den gekrönten Materialismus, seid ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wisst, dass er französische Verse machte, sehr gut die Flöte blies, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak schnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von euch haben gewiss auch Sanssouci besucht, und der alte Invalide, der dort Schlosswart, hat euch in der Bibliothek die französischen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er in schwarzen Maroquin einbinden lassen, damit sein gestrenger Vater glaubte, er läse in einem lutherischen Gesangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweisen, den ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieses nor-

*) „Diese Reform der protestantischen Theologie" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

diſchen Salomo's, und von dorther erhielt er ſeine Poeten und Philoſophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welcher, wie ihr im Buche der Könige, Kapitel X., leſen könnt, durch ſeinen Freund Hiram ganze Schiffsladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philoſophen aus Ophir kommen ließ*). Wegen ſolcher Vorliebe für ausländiſche Talente konnte nun freilich Friedrich der Große keinen allzugroßen Einfluſs auf den deutſchen Geiſt gewinnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutſche Nationalgefühl. Die Verachtung, die Friedrich der Große unſerer Literatur angedeihen ließ, muſs ſogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte Keiner derſelben ſich ſeiner allergnädigſten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit Demſelben führte, iſt merkwürdig.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt, ohne uns zu unterſtützen, ſo unterſtützte uns deſto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daſs wir deſs-

*) In den franzöſiſchen Ausgaben iſt hier die betreffende Stelle aus dem 1. Buch der Könige (X, 22) in lateiniſcher Sprache nach der Vulgata citiert: „Classis regis per mare cum classe Hiram semel per tres annos ibat, deferens inde aurum et argentum, et dentes elephantorum, et simias et pavos.“ Der Herausgeber.

halb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieſer Mann war ſein ganzes Leben lang unabläſſig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er ſcheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch iſt noch nie in Deutſchland ein Mann ſo grauſam, ſo unerbittlich, ſo zernichtend verſpottet worden, wie eben dieſer Mann. Obgleich wir, die Spätergeborenen, recht wohl wiſſen, daſs der alte Nicolai, der Freund der Aufklärung, ſich in der Hauptſache durchaus nicht irrte; obgleich wir wiſſen, daſs es meiſtens unſere eignen Feinde, die Obſkuranten geweſen, die ihn zu Grunde perſiffliert, ſo können wir doch nicht mit ganz ernſthaftem Geſichte an ihn denken. Der alte Nicolai ſuchte in Deutſchland Daſſelbe zu thun, was die franzöſiſchen Philoſophen in Frankreich gethan: er ſuchte die Vergangenheit im Geiſte des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radikale Revolution ſtattfinden kann. Aber vergebens, er war ſolcher Arbeit nicht gewachſen. Die alten Ruinen ſtanden noch zu feſt, und die Geſpenſter ſtiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er ſehr unwirſch, und ſchlug blind drein, und die Zuſchauer lachten, wenn ihm die Fledermäuſe um die Ohren ziſchten und ſich in ſeiner wohlgepuderten Perücke verfingen. Auch geſchah es wohl zuweilen, daſs er

Windmühlen für Riesen ansah und dagegen focht. Noch schlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Riesen für bloße Windmühlen ansah, z. B. einen Wolfgang Goethe. Er schrieb eine Satire gegen Dessen Werther, worin er alle Intentionen des Autors aufs plumpste verkannte. Indessen, in der Hauptsache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit seinem Werther eigentlich sagen wollte, so begriff er doch ganz gut dessen Wirkung, die weichliche Schwärmerei, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch diesen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Gesinnung, die uns noth that, in feindlichem Widerspruch war. Hier stimmte Nicolai ganz überein mit Lessing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther schrieb:

„Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, dass es noch eine kleine kalte Schlussrede haben müsste? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, dass je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiss nicht. Die wussten sich vor der Schwär-

merei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!"

Freund Nicolai hat nun wirklich nach ſolcher Angabe einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieſer Verſion hat ſich der Held nicht todtgeſchoſſen, ſondern nur mit Hühnerblut beſudelt; denn ſtatt mit Blei war die Piſtole nur mit letzterem geladen. Werther wird lächerlich, bleibt leben, heirathet Charlotte, kurz, endet noch tragiſcher als im Goethe'ſchen Original.

„Die allgemeine deutſche Bibliothek" hieß die Zeitſchrift, die Nicolai gegründet, und worin er und ſeine Freunde gegen Aberglauben, Jeſuiten, Hoflakaien u. Dgl. kämpften. Es iſt nicht zu leugnen, daſs mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicher Weiſe die Poeſie ſelbſt traf. So ſtritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutſche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er

wieder Recht; bei aller möglichen Vorzüglichkeit enthielten doch jene Lieder mancherlei Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren, die alten Klänge, der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensſtall der Vergangenheit zurücklocken. Er ſuchte, wie Odyſſeus, die Ohren ſeiner Gefährten zu verſtopfen, damit ſie den Geſang der Sirenen nicht hörten, unbekümmert, daſs ſie alsdann auch taub wurden für die unſchuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radikal von allem Unkraut geſäubert werde, trug der praktiſche Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszureuten. Dagegen erhob ſich nun feindlichſt die Partei der Blumen und Nachtigallen, und Alles, was zu dieſer Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

In dem heutigen Deutſchland haben ſich die Umſtände geändert, und die Partei der Blumen und der Nachtigallen iſt eng verbunden mit der Revolution. Uns gehört die Zukunft, und es dämmert ſchon herauf die Morgenröthe des Sieges. Wenn einſt ſein ſchöner Tag ſein Licht über unſer ganzes Vaterland ergießt, dann gedenken wir auch der Todten; dann gedenken wir gewiſs auch deiner, alter Nicolai, armer Märtyrer der Vernunft! wir werden

deine Aſche nach dem deutſchen Pantheon tragen, der Sarkophag umgeben vom jubelnden Triumphzug und begleitet vom Chor der Muſikanten, unter deren Blasinſtrumenten bei Leibe keine Querpfeife ſein wird; wir werden auf deinen Sarg die anſtändigſte Lorberkrone legen, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, nicht dabei zu lachen.

Da ich von den philoſophiſchen und religiöſen Zuſtänden jener Zeit einen Begriff geben möchte, muſs ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinſchaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichſam ein Züſtemilieu zwiſchen Philoſophen und Belletriſtik bildeten. Sie hatten kein beſtimmtes Syſtem, ſondern nur eine beſtimmte Tendenz. Sie gleichen den engliſchen Moraliſten in ihrem Styl und in ihren letzten Gründen. Sie ſchreiben ohne wiſſenſchaftlich ſtrenge Form, und das ſittliche Bewuſſtſein iſt die einzige Quelle ihrer Erkenntnis. Ihre Tendenz iſt ganz dieſelbe, die wir bei den franzöſiſchen Philanthropen finden. In der Religion ſind ſie Rationaliſten. In der Politik ſind ſie Weltbürger. In der Moral ſind ſie Menſchen, edle, tugendhafte Menſchen, ſtreng gegen ſich ſelbſt, milde gegen Andere. Was Talent betrifft, ſo mögen wohl Mendelsſohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Bieſter als die ausgezeichnetſten

genannt werden. Moritz ist mir der Liebste. Er leistete Viel in der Erfahrungsseelenkunde. Er war von einer köstlichen Naivetät, wenig verstanden von seinen Freunden. Seine Lebensgeschichte ist eins der wichtigsten Denkmäler jener Zeit. Mendelssohn hat jedoch vor allen Übrigen eine große sociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutschen Israeliten, seiner Glaubensgenossen, er stürzte das Ansehen des Talmudismus, er begründete den reinen Mosaismus. Dieser Mann, den seine Zeitgenossen den deutschen Sokrates nannten und wegen seines Seelenadels und seiner Geisteskraft so ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küsters der Synagoge von Dessau. Außer diesem Geburtsübel hatte ihn die Vorsehung auch noch mit einem Buckel belastet, gleichsam um dem Pöbel in recht greller Weise die Lehre zu geben, daſs man den Menschen nicht nach seiner äußern Erscheinung, sondern nach seinem innern Werthe schätzen solle. Oder hat ihm die Vorsehung eben aus gütiger Vorsicht einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Übel zuschreibe, worüber ein Weiser sich leicht trösten kann*)?

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

Wie Luther das Papſtthum, ſo ſtürzte Mendelsſohn den Talmud, und zwar in derſelben Weiſe, indem er nämlich die Tradition verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigſten Theil derſelben überſetzte. Er zerſtörte hierdurch den jüdiſchen, wie Luther den chriſtlichen Katholicismus. In der That, der Talmud iſt der Katholicismus der Juden. Er iſt ein gothiſcher Dom, der zwar mit kindiſchen Schnörkeleien überladen, aber doch durch ſeine himmelkühne Rieſenhaftigkeit uns in Erſtaunen ſetzt. Er iſt eine Hierarchie von Religionsgeſetzen, die oft die putzigſten, lächerlichſten Subtilitäten betreffen, aber ſo ſinnreich einander über- und untergeordnet ſind, einander ſtützen und tragen, und ſo furchtbar konſequent zuſammenwirken, daſs ſie ein grauenhaft trotziges, koloſſales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des chriſtlichen Katholicismus muſſte auch der jüdiſche, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann ſeine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daſs ſie dem chriſtlichen Rom ebenſo heldenmüthig wie einſt dem heidniſchen Rom widerſtehen konnten. Und ſie haben nicht bloß widerſtanden, ſondern auch geſiegt. Der arme Rabbi von Naza-

reth, über deſſen ſterbendes Haupt der heidniſche Römer die hämiſchen Worte ſchrieb: „König der Juden“ — eben dieſer dornengekrönte, mit dem ironiſchen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und ſie muſſten vor ihm niederknien! Wie das heidniſche Rom wurde auch das chriſtliche Rom beſiegt, und dieſes wurde ſogar tributär. Wenn du, theurer Leſer, dich in den erſten Tagen des Trimeſters nach der Straße Laſitte verfügen willſt, und zwar nach dem Hotel Numero 15, ſo ſiehſt du dort vor einem hohen Portal eine ſchwerfällige Kutſche, aus welcher ein dicker Mann hervorſteigt. Dieſer begiebt ſich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Menſch ſitzt, der dennoch älter iſt als er wohl ausſieht, und in deſſen vornehmer, grandſeigneurlicher Nonchalance dennoch etwas ſo Solides liegt, etwas ſo Poſitives, etwas ſo Abſolutes, als habe er alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche. Und wirklich, er hat alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche, und er heißt Monſieur James de Rothſchild, und der dicke Mann iſt Monſignor Grimbaldi, Abgeſandter Seiner Heiligkeit des Papſtes, und er bringt in Deſſen Namen die Zinſen der römiſchen Anleihe, den Tribut von Rom.

Wozu jetzt noch der Talmud?

Moſes Mendelsſohn verdient daher großes Lob, daſs er dieſen jüdiſchen Katholicismus wenigſtens in Deutſchland geſtürzt hat. Denn was überflüſſig iſt, iſt ſchädlich. Die Tradition verwerfend, ſuchte er jedoch das moſaiſche Ceremonialgeſetz als religiöſe Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerſtörende Hand an Gegenſtände zu legen, die ſeinen Vorvätern am heiligſten waren, und wofür ſo viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen gefloſſen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, ſo müſſen auch die Könige des Geiſtes unerbittlich ſein gegen Familiengefühle; auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen ſanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deſshalb vielmehr der Meinung, daſs Moſes Mendelsſohn in dem reinen Moſaismus eine Inſtitution ſah, die dem Deismus gleichſam als eine letzte Verſchanzung dienen konnte. Denn der Deismus war ſein innerſter Glaube und ſeine tiefſte Überzeugung. Als ſein Freund Leſſing ſtarb, und man Denſelben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängſtlichſten Eifer, und er ärgerte ſich bei dieſer Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier ſchon zum zweiten Male den Namen genannt, den kein Deutſcher ausſprechen

kann, ohne daſs in ſeiner Bruſt ein mehr oder minder ſtarkes Echo laut wird. Aber ſeit Luther hat Deutſchland keinen größeren und beſſeren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Leſſing. Dieſe Beiden ſind unſer Stolz und unſere Wonne. In der Trübnis der Gegenwart ſchauen wir hinauf nach ihren tröſtenden Standbildern, und ſie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Leſſing fortgeſetzt, und deſſen das deutſche Vaterland ſo ſehr bedarf, — der dritte Befreier! — Ich ſehe ſchon ſeine goldne Rüſtung, die aus dem purpurnen Kaiſermantel hervorſtrahlt, „wie die Sonne aus dem Morgenroth!“

Gleich dem Luther wirkte Leſſing nicht nur, indem er etwas Beſtimmtes that, ſondern indem er das deutſche Volk bis in ſeine Tiefen aufregte, und indem er eine heilſame Geiſterbewegung hervorbrachte, durch ſeine Kritik, durch ſeine Polemik. Er war die lebendige Kritik ſeiner Zeit, und ſein ganzes Leben war Polemik. Dieſe Kritik machte ſich geltend im weiteſten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt. Dieſe Polemik überwand jeden Gegner und erſtarkte nach jedem Siege. Leſſing, wie er ſelbſt eingeſtand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geiſtes-

entwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntniſſe und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erſchlug, und in dieſer Weiſe endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich iſt es, daſs ſolch ein ſtreitluſtiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutſchland verurſachte, in dem ſtillen Deutſchland, das damals noch ſabbathlich ſtiller war als heute. Verblüfft wurden die Meiſten ob ſeiner literariſchen Kühnheit. Aber eben dieſe kam ihm hilfreich zu ſtatten; denn oser! iſt das Geheimnis des Gelingens in der Literatur, eben ſo wie in der Revolution — und in der Liebe. Vor dem Leſſing'ſchen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm ſicher. Ja, manchen Schädel hat er ſogar aus Übermuth heruntergeſchlagen, und dann war er dabei noch ſo boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daſs er inwendig hohl war. Wen ſein Schwert nicht erreichen konnte, Den tödtete er mit den Pfeilen ſeines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieſer Pfeile; die Feinde fühlten die Spitzen in ihren Herzen. Der Leſſing'ſche Witz gleicht nicht jenem enjouement, jener gaité, jenen ſpringenden saillies, wie man hier zu Land Dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines franzöſiſches

Windhündchen, das ſeinem eigenen Schatten nachläuft; ſein Witz war vielmehr ein großer deutſcher Kater, der mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt.

Ja, Polemik war die Luſt unſeres Leſſing's, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner ſeiner würdig war. So hat er eben durch ſeine Polemik manchen Namen der wohlverdienteſten Vergeſſenheit entriſſen. Mehre winzige Schriftſtellerlein hat er mit dem geiſtreichſten Spott, mit dem köſtlichſten Humor gleichſam umſponnen, und in den Leſſing'ſchen Werken erhalten ſie ſich nun für ewige Zeiten, wie Inſekten, die ſich in einem Stück Bernſtein verfangen. Indem er ſeine Gegner tödtete, machte er ſie zugleich unſterblich. Wer von uns hätte jemals Etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Leſſing ſo viel Hohn und Scharfſinn verſchwendet! Die Felſenblöcke, die er auf dieſen armen Antiquar geſchleudert und womit er ihn zerſchmettert, ſind jetzt Deſſen unverwüſtliches Denkmal.

Merkwürdig iſt es, daſs jener witzigſte Menſch in Deutſchland auch zugleich der ehrlichſte war. Nichts gleicht ſeiner Wahrheitsliebe. Leſſing machte der Lüge nicht die mindeſte Konceſſion, ſelbſt wenn er dadurch in der gewöhnlichen Weiſe der Weltklugen den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte Alles für die Wahrheit thun, nur nicht

lügen. Wer darauf denkt, ſagte er einſt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſein, aber ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Das ſchöne Wort Büffon's „der Stil iſt der Menſch ſelber!“ iſt auf Niemand anwendbarer als auf Leſſing. Seine Schreibart iſt ganz wie ſein Charakter, wahr, feſt, ſchmucklos, ſchön und impoſant durch die inwohnende Stärke. Sein Stil iſt ganz der Stil der römiſchen Bauwerke: höchſte Solidität bei der höchſten Einfachheit; gleich Quaderſteinen ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Geſetz der Schwere, ſo iſt bei dieſen die logiſche Schlußfolge das unſichtbare Bindemittel. Daher in der Leſſing'ſchen Proſa ſo Wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünſten, die wir bei unſerem Periodenbau gleichſam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche ihr la belle phrase nennt.

Daſs ein Mann wie Leſſing niemals glücklich ſein konnte, werdet ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er ſie auch nicht ſelbſtwillig überall verfochten hätte, ſo muſſte er doch unglücklich ſein; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, ſagte jüngſt ein ſeufzender Dichter, man verzeiht dir deinen

Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgestalt, man läſſt dir ſogar Talent hingehen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böſe Wille von außen, ſo fände das Genie doch ſchon in ſich ſelber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deſshalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphiliſterliche, für ihr Miſsbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der löchelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Miſsbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauſpielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſſing begegnete.

Mehr als Dieſes hat ihm aber der böſe Leumund nicht nachſagen können, und aus ſeiner Biographie erfahren wir nur, daſs ihm ſchöne Komödiantinnen amüſanter dünkten als Hamburgiſche Paſtöre, und daſs ſtumme Karten ihm beſſere Unterhaltung gewährten als ſchwatzende Wolfianer.

Es iſt herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schickſal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie

ſich von ſeinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur ſchien Fortuna ihn begünſtigen zu wollen, ſie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieſes Glück war wie der Sonnenſtrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es ſchwand eben ſo ſchnell, das Weib ſtarb in Folge des Wochenbetts, das Kind ſchon bald nach der Geburt, und über letzteres ſchrieb er einem Freunde die gräſslich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daſs die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daſs man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen muſſte? daſs er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daſs er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“

Ein Unglück gab es, worüber ſich Leſſing nie gegen ſeine Freunde ausgeſprochen; dieſes war ſeine ſchaurige Einſamkeit, ſein geiſtiges Alleinſtehn. Einige ſeiner Zeitgenoſſen liebten ihn, Keiner verſtand ihn. Mendelsſohn, ſein beſter Freund, vertheidigte ihn

mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren ebenſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verleumdung behauptete; er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!

Leſſing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Teſtament ins dritte hinüberdeutete. Ich habe ihn den Fortſetzer des Luther genannt, und eigentlich in dieſer Eigenſchaft habe ich ihn hier zu beſprechen. Von ſeiner Bedeutung für die deutſche Kunſt kann ich erſt ſpäter reden. In dieſer hat er nicht bloß durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſein Beiſpiel eine heilſame Reform bewirkt, und dieſe Seite ſeiner Thätigkeit wird gewöhnlich zumeiſt hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Kämpfe ſind uns wichtiger als ſeine Dramaturgie und ſeine Dramata. Letztere jedoch, wie alle ſeine Schriften, haben eine

ſociale Bedeutung, und „Nathan der Weiſe“ iſt im Grunde nicht bloß eine gute Komödie, ſondern auch eine philoſophiſch theologiſche Abhandlung zu Gunſten des reinen Deismus. Die Kunſt war für Leſſing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabſtieß, dann ſprang er aufs Theater, und ſprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publikum.

Ich ſage, Leſſing hat den Luther fortgeſetzt. Nachdem Luther uns von der Tradition befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Chriſtenthums erhoben hatte, da entſtand, wie ich ſchon oben erzählt, ein ſtarrer Wortdienſt, und der Buchſtabe der Bibel herrſchte eben ſo tyranniſch wie einſt die Tradition. Zur Befreiung von dieſem tyranniſchen Buchſtaben hat nun Leſſing am meiſten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der Einzige war, der die Tradition bekämpft, ſo kämpfte Leſſing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigſten gegen den Buchſtaben. Hier erſchallt am lauteſten ſeine Schlachtſtimme. Hier ſchwingt er ſein Schwert am freudigſten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Leſſing am ſtärkſten bedrängt von der ſchwarzen Schar, und in ſolcher Bedrängnis rief er einſt aus:

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der Dieſes ausrief, nur noch Dieſes ausrufen konnte. (Huß rief Dieſes auf dem Scheiterhaufen). Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

„O daſs er es könnte, er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreiend aber gleichgültig, daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglicheren Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!“

Ja, der Buchſtabe, ſagte Leſſing, ſei die letzte Hülle des Chriſtenthums, und erſt nach Vernichtung dieſer Hülle trete hervor der Geiſt. Dieſer Geiſt iſt aber nichts Anders, als Das, was die Wolf'ſchen Philoſophen zu demonſtrieren gedacht, was die Philanthropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelsſohn im Moſaismus gefunden, was die Freimaurer geſungen, was die Poeten gepfiffen, was ſich da-

mals in Deutſchland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Leſſing ſtarb zu Braunſchweig, im Jahre 1781, verkannt, gehaſſt und verſchrieen. In demſelben Jahre erſchien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit dieſem Buche, welches durch ſonderbare Verzögerung erſt am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geiſtige Revolution in Deutſchland, die mit der materiellen Revolution in Frankreich die ſonderbarſten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben ſo wichtig dünken muſs wie jene. Sie entwickelt ſich mit denſelben Phaſen, und zwiſchen beiden herrſcht der merkwürdigſte Parallelismus. Auf beiden Seiten des Rheines ſehen wir denſelben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradition wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, ſo muſs dort in Deutſchland jeder Gedanke ſich juſtificieren, und wie hier das Königthum, der Schluſsſtein der alten ſocialen Ordnung, ſo ſtürzt dort der Deismus, der Schluſsſtein des geiſtigen alten Regimes.

Von dieſer Kataſtrophe, von dem 21. Januar des Deismus, ſprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnisvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu ſchreiben.

Unſere Bruſt iſt voll von entſetzlichem Mitleid — es iſt der alte Jehovah ſelber*), der ſich zum Tode bereitet. Wir haben ihn ſo gut gekannt, von ſeiner Wiege an, in Ägypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibiſſen und Katzen erzogen wurde — Wir haben ihn geſehen, wie er dieſen Geſpielen ſeiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen ſeines heimatlichen Nilthals Ade ſagte, und in Paläſtina bei einem armen Hirtenvölkchen ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpallaſt wohnte — Wir ſahen ihn ſpäterhin, wie er mit der aſſyriſch-babyloniſchen Civiliſation in Berührung kam, und ſeine allzumenſchlichen Leidenſchaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache ſpie, wenigſtens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte — Wir ſahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptſtadt, wo er allen Nationalvorurtheilen entſagte, und die himmliſche Gleichheit aller Völker proklamierte, und mit ſolchen ſchönen Phraſen gegen den alten Jupiter Oppoſition bildete und ſo lange intriguierte, bis er zur Herrſchaft gelangte, und vom Kapitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte —

*) „Der Alte vom Himmel ſelber" ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Wir ſahen, wie er ſich noch mehr vergeiſtigte, wie er ſanftſelig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menſchenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm Alles Nichts helfen —

Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem ſterbenden Gotte.

Drittes Buch.

Von Kant bis Hegel.

Es geht die Sage, daſs ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabricieren; Dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch gebärden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulierten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raſpeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine echt engliſche Ausſprache; kurz, dieſes Automat war ein vollendeter

Gentleman, und zu einem echten Menschen fehlte ihm gar Nichts als eine Seele. Diese aber hat ihm der englische Mechanikus nicht geben können, und das arme Geschöpf, das sich solchen Mangels bewüsst worden, quälte nun Tag und Nacht seinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die sich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künstler endlich so unerträglich, dass er vor seinem eignen Kunstwerk die Flucht ergriff. Das Automat aber nahm gleich Extrapost, verfolgte ihn nach dem Kontinente, reist beständig hinter ihm her, erwischt ihn manchmal, und schnärrt und grunzt ihm dann entgegen: Give me a soul! Diesen beiden Gestalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr besonderes Verhältnis kennt, begreift ihre sonderbare Hast und ihren ängstlichen Missmuth. Wenn man aber dieses besondere Verhältnis kennt, so sieht man darin wieder etwas Allgemeines, man sieht, wie ein Theil des englischen Volks seines mechanischen Daseins überdrüssig ist und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angst vor solcherlei Begehrnis in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieses ist eine grauenhafte Geschichte. Es ist entsetzlich, wenn die Körper, die wir geschaffen haben,

von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entsetzlicher, unheimlicher ist es jedoch, wenn wir eine Seele geschaffen und diese von uns ihren Leib verlangt und uns mit diesem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, ist eine solche Seele, und er lässt uns keine Ruhe, bis wir ihm seinen Leib gegeben, bis wir ihn zur sinnlichen Erscheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleisch werden. Und, wunderbar! der Mensch, wie der Gott der Bibel, braucht nur seinen Gedanken auszusprechen, und es gestaltet sich die Welt, es wird Licht oder es wird Finsternis, die Wasser sondern sich von dem Festland, oder gar wilde Bestien kommen zum Vorschein. Die Welt ist die Signatur des Wortes.

Dieses merkt euch, ihr stolzen Männer der That. Ihr seid Nichts als unbewusste Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigster Stille euch all euer Thun aufs bestimmteste vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war Nichts als die Hand von Jean Jacques Rousseau, die blutige Hand, die aus dem Schoße der Zeit den Leib hervorzog, dessen Seele Rousseau geschaffen. Die unstäte Angst, die dem Jean Jacques das Leben verkümmerte, rührte sie vielleicht daher, dass er schon im Geiste ahnte, welch eines Geburtshelfers seine

Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen*)?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht, als er ſagte: Wenn ich alle Gedanken**) dieſer Welt in meiner Hand trüge, ſo würde ich mich hüten, ſie zu öffnen. Ich meinestheils, ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken**) dieſer Welt in meiner Hand hätte — ich würde euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich ſie lange verſchloſſen. Ich bin nicht dazu geeignet, ein Kerkermeiſter der Gedanken zu ſein. Bei Gott! ich laſſ' ſie los. Mögen ſie ſich immerhin zu den bedenklichſten Erſcheinungen verkörpern, mögen ſie immerhin wie ein toller Bacchantenzug alle Lande durchſtürmen, mögen ſie mit ihren Thyrſusſtäben unſere unſchuldigſten Blumen zerſchlagen, mögen ſie immerhin in unſere Hoſpitäler hereinbrechen und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freilich mein Herz ſehr bekümmern, und ich ſelber werde dabei zu Schaden kommen! Denn, ach! ich gehöre ja ſelber zu dieſer kranken alten Welt, und mit Recht ſagt

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) „alle Wahrheiten" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

der Dichter: Wenn man auch ſeiner Krücken ſpottet, ſo kann man darum doch nicht beſſer gehen. Ich bin der Krankſte von euch allen und um ſo bedauernswürdiger, da ich weiß, was Geſundheit iſt. Ihr aber, ihr wiſſt es nicht, ihr Beneidenswerthen! Ihr ſeid kapabel zu ſterben, ohne es ſelbſt zu merken. Ja, Viele von euch ſind längſt todt und behaupten, jetzt erſt beginne ihr wahres Leben. Wenn ich ſolchem Wahnſinn widerſpreche, dann wird man mir gram und ſchmäht mich — und, entſetzlich! die Leichen ſpringen an mich heran und ſchimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte beläſtigt mich ihr Moderduft . . . . . Fort, ihr Geſpenſter! ich ſpreche jetzt von einem Manne, deſſen Name ſchon eine exorcierende Macht ausübt, ich ſpreche von Immanuel Kant!

Man ſagt, die Nachtgeiſter erſchrecken, wenn ſie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. — Wie müſſen ſie erſt erſchrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieſes Buch iſt das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutſchland.

Ehrlich geſtanden, ihr Franzoſen, in Vergleichung mit uns Deutſchen ſeid ihr zahm und moderant. Ihr habt höchſtens einen König tödten können, und Dieſer hatte ſchon den Kopf verloren, ehe ihr

köpftet*). Und dabei musstet ihr so viel trommeln und schreien und mit den Füßen trampeln, dass es den ganzen Erdkreis erschütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich seine Anfälle von Zerstörungswuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in seiner regiciden Epilepsie; aber sobald vom höchsten Wesen die Rede war, wusch er sich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog seinen blauen Sonntagsrock an mit den Spiegelknöpfen, und steckte noch obendrein einen Blumenstrauß vor seinen breiten Brustlatz.

Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte. Er lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstraktes Hagestolzenleben in einem stillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich glaube nicht, dass die große Uhr der dortigen Ka-

*) Die letzte Hälfte dieses Satzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

thedrale leidenschaftsloser und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufstehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Kollegienlesen, Essen, Spazierengehn, Alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbaren wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthüre trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung.

Sonderbarer Kontrast zwischen dem äußeren Leben des Mannes und seinen zerstörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieses Gedankens geahnt, sie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menschen hinrichtet — aber die guten Leute sahen in ihm nichts Anderes als einen Professor der

Philoſophie, und wenn er zur beſtimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten ſie freundlich, und richteten etwa nach ihm ihre Taſchenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieſer große Zerſtörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, ſo hat er doch mit Dieſem manche Ähnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächſt finden wir in Beiden dieſelbe unerbittliche, ſchneidende, poeſieloſe, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in Beiden daſſelbe Talent des Miſstrauens, nur daſs es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menſchen anwendet und republikaniſche Tugend betitelt. Im höchſten Grade jedoch zeigt ſich in Beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte ſie beſtimmt, Kaffe und Zucker zu wiegen, aber das Schickſal wollte, daſs ſie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem Anderen einen Gott auf die Wagſchale . . .

Und ſie gaben das richtige Gewicht!

Die „Kritik der reinen Vernunft“ iſt das Hauptwerk von Kant, und wir müſſen uns vorzugsweiſe damit beſchäftigen. Keine von allen Schriften Kant's hat größere Wichtigkeit. Dieſes Buch, wie ſchon erwähnt, erſchien 1781 und wurde

erſt 1789 allgemein bekannt. Es wurde Anfangs ganz überſehen, nur zwei unbedeutende Anzeigen ſind damals darüber erſchienen, und erſt ſpät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes große Buch geleitet. Die Urſache dieſer verzögerten Anerkenntnis liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und ſchlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel als irgend ein anderer Philoſoph; um ſo mehr, wenn wir ſeinen vorhergehenden beſſeren Styl erwägen. Die kürzlich erſchienene Sammlung ſeiner kleinen Schriften enthält die erſten Verſuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal ſehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe ſchon ſein großes Werk ausarbeitete, hat er dieſe kleinen Aufſätze vor ſich hingeträllert. Er lächelt da wie ein Soldat, der ſich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehen, wo er gewiſs zu ſiegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften ſind beſonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels," geſchrieben ſchon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen," geſchrieben zehn Jahre ſpäter, ſo wie auch „Träume eines Geiſterſehers," voll guter Laune in der Art der franzöſiſchen Essais. Der Witz eines Kant, wie er

ſich in dieſen Schriftchen äußert, hat etwas höchſt Eigenthümliches. Der Witz rankt da an dem Gedanken, und trotz ſeiner Schwäche erreicht er dadurch eine erquickliche Höhe. Ohne ſolche Stütze freilich kann der reichſte Witz nicht gedeihen; gleich der Weinrebe, die eines Stabes entbehrt, muſs er alsdann kümmerlich am Boden hinkriechen und mit ſeinen koſtbarſten Früchten vermodern.

Warum aber hat Kant ſeine Kritik der reinen Vernunft in einem ſo grauen, trocknen Packpapierſtil geſchrieben? Ich glaube, weil er die mathematiſche Form der Descartes-Leibnitz-Wolfianer verwarf, fürchtete er, die Wiſſenſchaft möchte Etwas von ihrer Würde einbüßen, wenn ſie ſich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone ausſpräche. Er verlieh ihr daher eine ſteife, abſtrakte Form, die alle Vertraulichkeit der niederen Geiſtesklaſſen kalt ablehnte. Er wollte ſich von den damaligen Popularphiloſophen, die nach bürgerlichſter Deutlichkeit ſtrebten, vornehm abſondern, und er kleidete ſeine Gedanken in eine hofmänniſch abgekältete Kanzeleiſprache. Hier zeigt ſich ganz der Philiſter. Aber vielleicht bedurfte Kant zu ſeinem ſorgfältig gemeſſenen Ideengang auch einer Sprache, die ſorgfältig gemeſſener, und er war nicht im Stande, eine beſſere zu ſchaffen. Nur das Genie hat für

den neuen Gedanken auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieſes Mangels, ebenſo wie der gute Maximilian, war Kant um ſo mißtrauiſcher gegen das Genie, und in ſeiner Kritik der Urtheilskraft behauptete er ſogar, das Genie habe Nichts in der Wiſſenſchaft zu ſchaffen, ſeine Wirkſamkeit gehöre ins Gebiet der Kunſt.

Kant hat durch den ſchwerfälligen, ſteifleinenen Stil ſeines Hauptwerks ſehr vielen Schaden geſtiftet. Denn die geiſtloſen Nachahmer äfften ihn nach in dieſer Äußerlichkeit, und es entſtand bei uns der Aberglaube, daſs man kein Philoſoph ſei, wenn man gut ſchriebe. Die mathematiſche Form jedoch konnte ſeit Kant in der Philoſophie nicht mehr aufkommen. Dieſer Form hat er in der Kritik der reinen Vernunft ganz unbarmherzig den Stab gebrochen. Die mathematiſche Form in der Philoſophie, ſagte er, bringe Nichts als Kartengebäude hervor, ſo wie die philoſophiſche Form in der Mathematik nur eitel Geſchwätz hervorbringt. Denn in der Philoſophie könne es keine Definitionen geben, wie in der Mathematik, wo die Definitionen nicht diskurſiv, ſondern intuitiv ſind, d. h. in der Anſchauung nachgewieſen werden können; was man Definitionen in der Philoſophie nenne, werde nur

verſuchsweiſe, hypothetiſch, vorangeſtellt; die eigentlich richtige Definition erſcheine nur am Ende als Reſultat.

Wie kommt es, daſs die Philoſophen ſo viel Vorliebe für die mathematiſche Form zeigen? Dieſe Vorliebe beginnt ſchon mit Pythagoras, der die Principien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieſes war ein genialer Gedanke. In einer Zahl iſt alles Sinnliche und Endliche abgeſtreift, und dennoch bezeichnet ſie etwas Beſtimmtes und deſſen Verhältnis zu etwas Beſtimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denſelben Charakter des Entſinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denſelben Charakter und daſſelbe Verhältnis zu einander haben. Man kann die Ideen, wie ſie in unſerem Geiſte und in der Natur ſich kundgeben, ſehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee ſelber. Der Meiſter bleibt dieſes Unterſchieds noch bewuſſt, der Schüler aber vergiſſt deſſen, und überliefert ſeinen Nachſchülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulſtolz nachplappert. Daſſelbe gilt von

den übrigen Elementen der mathematiſchen Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixieren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läſſt es ſich fixieren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen.

Da es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, das Studium der deutſchen Philoſophie in Frankreich zu erleichtern, ſo beſpreche ich immer zumeiſt diejenigen Äußerlichkeiten, die den Fremden leicht abſchrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntnis geſetzt hat. Literatoren, die den Kant für das franzöſiſche Publikum bearbeiten wollen, mache ich beſonders darauf aufmerkſam, daſs ſie denjenigen Theil ſeiner Philoſophie ausſcheiden können, der bloß dazu dient, die Abſurditäten der Wolf'ſchen Philoſophie zu bekämpfen. Dieſe Polemik, die ſich überall durchdrängt, kann bei den Franzoſen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen. — Wie ich höre, beſchäftigt ſich der Herr Doktor Schön, ein deutſcher Gelehrter in Paris, mit einer franzöſiſchen Herausgabe des Kant. Ich hege eine zu günſtige Meinung von den philoſophiſchen Einſichten des Obgenannten, als daſs ich es für nöthig erachtete, obigen Wink auch an ihn

zu richten, und ich erwarte vielmehr von ihm ein eben so nützliches wie wichtiges Buch*).

Die „Kritik der reinen Vernunft“ ist, wie ich bereits gesagt, das Hauptbuch von Kant, und seine übrigen Schriften sind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Kommentare zu betrachten. Welche sociale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird sich aus Folgendem ergeben.

Die Philosophen vor Kant haben zwar über den Ursprung unserer Erkenntnisse nachgedacht, und sind, wie wir bereits gezeigt, in zwei verschiedene Wege gerathen, jenachdem sie Ideen a priori oder Ideen a posteriori annahmen; über das Erkenntnisvermögen selber, über den Umfang unseres Erkenntnisvermögens, oder über die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens ist weniger nachgedacht worden. Dieses ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unser Erkenntnisvermögen einer schonungslosen Untersuchung, er sondierte die ganze Tiefe dieses Vermögens und konstatierte alle seine Grenzen. Da fand er nun freilich, dass wir gar Nichts wissen können von sehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrautester Bekanntschaft zu stehen

*) Die letzten zwei Sätze fehlen in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

vermeinten. Das war ſehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich zu wiſſen, von welchen Dingen wir Nichts wiſſen können. Wer uns vor nutzloſen Wegen warnt, leiſtet uns einen eben ſo guten Dienſt wie Derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daſs wir von den Dingen, wie ſie an und für ſich ſelber ſind, Nichts wiſſen, ſondern daſs wir nur inſofern Etwas von ihnen wiſſen, als ſie ſich in unſerem Geiſte reflektieren. Da ſind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato im ſiebenten Buche vom Staate ſo Betrübſames erzählt. Dieſe Unglücklichen, gefeſſelt an Hals und Schenkeln, ſo daſs ſie ſich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, ſitzen in einem Kerker, der oben offen iſt, und von obenher erhalten ſie einiges Licht. Dieſes Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieſer Mauer wandeln Menſchen, welche allerlei Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und mit einander ſprechen. Die armen Gefangenen können nun von dieſen Menſchen, welche nicht ſo hoch wie die Mauer, gar Nichts ſehen, und von den vorbeigetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, ſehen ſie nur die Schatten, welche ſich an der ihnen gegenüberſtehenden Wand

dahinbewegen; und ſie halten nun dieſe Schatten für die wirklichen Dinge und, getäuſcht durch das Echo ihres Kerkers, glauben ſie, es ſeien dieſe Schatten, welche mit einander ſprechen.

Die bisherige Philoſophie, die ſchnüffelnd an den Dingen herumlief, und ſich Merkmale derſelben einſammelte und ſie klaſſificierte, hörte auf, als Kant erſchien, und Dieſer lenkte die Forſchung zurück in den menſchlichen Geiſt und unterſuchte, was ſich da kundgab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher ſeine Philoſophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt ſtillſtehen und die Sonne um dieſelbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht ſonderlich übereinſtimmen; da ließ Kopernikus die Sonne ſtillſtehen und die Erde um ſie herumwandeln, und, ſiehe! Alles ging nun vortrefflich. Früher lief die Vernunft gleich der Sonne um die Erſcheinungswelt herum und ſuchte ſie zu beleuchten; Kant aber läſſt die Vernunft, die Sonne, ſtillſtehen, und die Erſcheinungswelt dreht ſich um ſie herum und wird beleuchtet, jenachdem ſie in den Bereich dieſer Sonne kömmt.

Nach dieſen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kant's angedeutet, iſt Jedem begreiflich, daſs ich denjenigen Abſchnitt ſeines Buches, worin er die

ſogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigſten Theil, für den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie halte. Kant macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen der Dinge und den Dingen an ſich. Da wir von den Dingen nur inſoweit etwas wiſſen können, als ſie ſich uns durch Erſcheinung kundgeben, und da alſo die Dinge nicht, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind, ſich uns zeigen, ſo hat Kant die Dinge, inſofern ſie erſcheinen, Phänomena, und die Dinge an und für ſich Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir Etwas wiſſen, Nichts aber können wir von den Dingen wiſſen als Noumena. Letztere ſind nur problematiſch, wir können weder ſagen: ſie exiſtieren, noch: ſie exiſtieren nicht. Ja, das Wort Noumen iſt nur dem Wort Phänomen nebengeſetzt, um von Dingen, inſoweit ſie uns erkennbar, ſprechen zu können, ohne in unſerem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat alſo nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterſchieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns exiſtieren, und in Dinge, welche für uns nicht exiſtieren. Dieſes wäre ein irländiſcher Bull in der Philoſophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

Gott ist nach Kant ein Noumen. In Folge seiner Argumentation ist jenes transcendentale Idealwesen, welches wir bisher Gott genannt, nichts Anders als eine Erdichtung. Es ist durch eine natürliche Illusion entstanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar Nichts wissen können, und wie sogar jede künftige Beweisführung seiner Existenz unmöglich sei. Die Dante'schen Worte: „Lasst die Hoffnung zurück!" schreiben wir über diese Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erlässt mir gern die populäre Erörterung dieser Partie, wo „von den Beweisgründen der spekulativen Vernunft, auf das Dasein eines höchsten Wesens zu schließen," gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieser Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erst in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorschein kommt, so ist sie doch schon von vornherein aufs absichtlichste eingeleitet, und sie gehört zu dessen Pointen. Es knüpft sich daran die „Kritik aller spekulativen Theologie," und vernichtet werden die übrigen Luftgebilde der Deisten. Bemerken muss ich, dass Kant, indem er die drei Hauptbeweisarten für das Dasein Gottes, nämlich den ontologischen, den kosmologischen und den physikotheologischen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwei letzteren, aber nicht den

ersteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt sind, und ich gebe daher die Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterscheidungen formuliert:

„Es sind nur drei Beweisarten vom Dasein Gottes aus spekulativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieser Absicht einschlagen mag, fangen entweder von der bestimmten Erfahrung und der dadurch erkannten besonderen Beschaffenheit unserer Sinnenwelt an, und steigen von ihr nach Gesetzen der Kausalität bis zur höchsten Ursache außer der Welt hinauf; oder sie legen nur unbestimmte Erfahrung, Das ist irgend ein Dasein zum Grunde, oder sie abstrahieren endlich von aller Erfahrung und schließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Dasein einer höchsten Ursache. Der erste Beweis ist der physikotheologische, der zweite der kosmologische, der dritte ist der ontologische Beweis. Mehr giebt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben."

Nach mehrmaligem Durchstudieren des Kant'schen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daſs die Polemik gegen jene bestehenden Beweise für das Dasein Gottes überall hervorlauscht, und ich würde sie weitläufiger besprechen, wenn mich nicht ein religiöses Gefühl davon abhielte. Schon daſs ich

Jemanden das Daſein Gottes diskutieren ſehe, erregt in mir eine ſo ſonderbare Angſt, eine ſo unheimliche Beklemmung, wie ich ſie einſt in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnſinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott iſt Alles, was da iſt," und Zweifel an ihm iſt Zweifel an dem Leben ſelbſt, es iſt der Tod.

So verwerflich aber jede Diskuſſion über das Daſein Gottes iſt, deſto preislicher iſt das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieſes Nachdenken iſt ein wahrhafter Gottesdienſt, unſer Gemüth wird dadurch abgezogen vom Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewuſſtſein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieſes Bewuſſtſein durchſchauert den Gefühlsmenſchen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet dieſe heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geiſteskraft, welche wir Vernunft nennen, und deren höchſte Aufgabe es iſt, die Natur Gottes zu erforſchen. Ganz beſonders religiöſe Menſchen beſchäftigen ſich mit dieſer Aufgabe von Kind auf, geheimnisvoll ſind ſie davon ſchon bedrängt durch die erſte Regung der Vernunft*). Der

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlen der Schluſs dieſes und die erſten zwei Sätze des nächſtfolgenden Abſatzes. Der Herausgeber.

Verfaſſer dieſer Blätter iſt ſich einer ſolchen frühen, urſprünglichen Religioſität aufs freudigſte bewuſſt, und ſie hat ihn nie verlaſſen. Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken. Wenn ich jetzt frage: Was iſt Gott? was iſt ſeine Natur? ſo frug ich ſchon als kleines Kind: Wie iſt Gott? wie ſieht er aus? Und damals konnte ich ganze Tage in den Himmel hinaufſehen, und war des Abends ſehr betrübt, daſs ich niemals das allerheiligſte Angeſicht Gottes, ſondern immer nur graue, blöde Wolkenfratzen erblickt hatte. Ganz konfus machten mich die Mittheilungen aus der Aſtronomie, womit man damals, in der Aufklärungsperiode, ſogar die kleinſten Kinder nicht verſchonte, und ich konnte mich nicht genug wundern, daſs alle dieſe Tauſendmillionen Sterne eben ſo große, ſchöne Erdkugeln ſeien wie die unſrige, und über all dieſes leuchtende Weltengewimmel ein einziger Gott waltete. Einſt im Traume, erinnere ich mich, ſah ich Gott, ganz oben in der weiteſten Ferne. Er ſchaute vergnüglich zu einem kleinen Himmelsfenſter hinaus, ein frommes Greiſengeſicht mit einem kleinen Judenbärtchen, und er ſtreute eine Menge Saatkörner herab, die, während ſie vom Himmel niederfielen, im unendlichen Raum gleichſam aufgingen, eine ungeheure Ausdehnung gewannen, bis

ſie lauter ſtrahlende, blühende, bevölkerte Welten wurden, jede ſo groß, wie unſere eigene Erdkugel. Ich habe dieſes Geſicht nie vergeſſen können, noch oft im Traume ſah ich den heiteren Alten aus ſeinem kleinen Himmelfenſter die Weltenſaat herabſchütten; ich ſah ihn einſt ſogar mit den Lippen ſchnalzen, wie unſere Magd, wenn ſie den Hühnern ihr Gerſtenfutter zuwarf. Ich konnte nur ſehen, wie die fallenden Saatkörner ſich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten; aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgeſperrten Schnäbeln lauerten, um mit den hingeſtreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht ſehen.

Du lächelſt, lieber Leſer, über die großen Hühner. Dieſe kindiſche Anſicht iſt aber nicht allzuſehr entfernt von der Anſicht der reifſten Deiſten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben ſich der Orient und der Occident in kindiſchen Hyperbeln erſchöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat ſich aber die Phantaſie der Deiſten vergeblich abgequält. Hier zeigt ſich ganz ihre Ohnmacht, die Haltloſigkeit ihrer Weltanſicht, ihrer Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn dieſe Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieſes Leid aber

hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er ihre Beweisführungen von der Existenz Gottes zerstörte*).

Die Rettung des ontologischen Beweises käme dem Deismus gar nicht besonders heilsam zu Statten, denn dieser Beweis ist ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verständnis bemerke ich, dass der ontologische Beweis derjenige ist, den Descartes aufstellt, und der schon lange vorher im Mittelalter durch Anselm von Canterbury in einer rührenden Gebetform ausgesprochen worden. Ja, man kann sagen, dass der heilige Augustin schon im zweiten Buche De libero arbitrio den ontologischen Beweis aufgestellt hat.

Ich enthalte mich, wie gesagt, aller popularisierenden Erörterung der Kant'schen Polemik gegen jene Beweise. Ich begnüge mich zu versichern, dass der Deismus seitdem im Reiche der spekulativen

*) In der neuesten französischen Ausgabe lautet dieser Absatz, wie folgt: „Der Orient und der Occident haben sich in Hyperbeln erschöpft. Denn mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat sich die Phantasie der Deisten vergeblich abgequält. Hier zeigt sich ganz ihre Ohnmacht, die Haltlosigkeit ihrer Weltansicht, ihrer Idee von der Natur Gottes, ihrer Beweise für sein Dasein, und es betrübt uns wenig zu sehen, wie Kant diese Beweisführungen von der Existenz Gottes zerstört hat."

Der Herausgeber.

Vernunft erblichen ist. Diese betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe sie sich allgemein verbreitet hat — wir aber haben längst Trauer angelegt. De profundis!

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hause gehn? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philosophen traciert, er hat den Himmel gestürmt, er hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, der Oberherr der Welt schwimmt unbewiesen in seinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — Das röchelt, Das stöhnt — und der alte Lampe steht dabei, mit seinem Regenschirm unterm Arm, als betrübter Zuschauer, und Angstschweiß und Thränen rinnen ihm vom Gesichte. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daſs er nicht bloß ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironisch spricht er: „Der alte Lampe muſs einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein — Das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen — so

mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant dieſe Reſurrektion nicht bloß des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizei wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Überzeugung gehandelt? Hat er eben dadurch, daſs er alle Beweiſe für das Daſein Gottes zerſtörte, uns recht zeigen wollen, wie miſslich es iſt, wenn wir Nichts von der Exiſtenz Gottes wiſſen können? Er handelte da faſt eben ſo weiſe wie mein weſtphäliſcher Freund, welcher alle Laternen auf der Grohnderſtraße zu Göttingen zerſchlagen hatte, und uns nun dort, im Dunklen ſtehend, eine lange Rede hielt über die praktiſche Nothwendigkeit der Laternen, welche er nur deſshalb theoretiſch zerſchlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieſelben Nichts ſehen können.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daſs die Kritik der reinen Vernunft bei ihrem Erſcheinen nicht die geringſte Senſation gemacht. Erſt mehre Jahre ſpäter, als einige ſcharfſinnige Philoſophen Erläu-

terungen über dieſes Buch geſchrieben, erregte es die Aufmerkſamkeit des Publikums, und im Jahre 1789 war in Deutſchland von Nichts mehr die Rede als von Kant'ſcher Philoſophie, und ſie hatte ſchon in Hülle und Fülle ihre Kommentare, Chreſtomathien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. ſ. w. Man braucht nur einen Blick auf den erſten beſten philoſophiſchen Katalog zu werfen, und die Unzahl von Schriften, die damals über Kant erſchienen, zeugt hinreichend von der geiſtigen Bewegung, die von dieſem einzigen Manne ausging. Bei dem Einen zeigte ſich ein ſchäumender Enthuſiasmus, bei dem Andern eine bittere Verdrießlichkeit, bei Vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieſer geiſtigen Revolution. Wir hatten Emeuten in der geiſtigen Welt eben ſo gut wie ihr in der materiellen Welt; und bei dem Niederreißen des alten Dogmatismus echauffierten wir uns eben ſo ſehr wie ihr beim Sturm der Baſtille. Es waren freilich ebenfalls nur ein paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, Das iſt die Wolf'ſche Philoſophie, vertheidigten. Es war eine Revolution, und es fehlte nicht an Greuel. Unter der Partei der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Chriſten über jene Greuel am wenigſten ungehalten. Ja, ſie wünſchten noch ſchlimmere Greuel, damit ſich das

Maß fülle, und die Kontrerevolution deſto ſchneller als nothwendige Reaktion ſtattfinde. Es gab bei uns Peſſimiſten in der Philoſophie wie bei euch in der Politik. Wie es in Frankreich Leute gab, welche behaupteten, daſs Robespierre nur ein Agent Pitt's ſei, gingen bei uns manche Peſſimiſten in der Selbſtverblendung ſo weit, daſs ſie ſich einbildeten, Kant ſei mit ihnen in einem geheimen Einverſtändnis, und habe die bisherigen Beweiſe für das Daſein Gottes nur deſshalb zerſtört, damit die Welt einſehe, daſs man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntnis Gottes gelange, und daſs man ſich alſo hier an die geoffenbarte Religion halten müſſe.

Dieſe große Geiſterbewegung hat Kant nicht ſowohl durch den Inhalt ſeiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritiſchen Geiſt, der darin waltete, und der ſich jetzt in alle Wiſſenſchaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, ſogar die Poeſie blieb nicht verſchont von ihrem Einfluſs. Schiller z. B. war ein gewaltſamer Kantianer, und ſeine Kunſtanſichten ſind geſchwängert von dem Geiſt der Kant'ſchen Philoſophie. Der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten wurde dieſe Kant'ſche Philoſophie wegen ihrer abſtrakten Trockenheit ſehr ſchädlich. Zum Glück miſchte ſie ſich nicht in die Kochkunſt.

Das deutſche Volk läſſt ſich nicht leicht bewegen; iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlichſter Ausdauer bis ans Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns eben ſo konſequent weiterbewegen in der Politik?

Deutſchland war durch Kant in die philoſophiſche Bahn hineingezogen, und die Philoſophie ward eine Nationalſache. Eine ſchöne Schar großer Denker ſproſſte plötzlich aus dem deutſchen Boden, wie hervorgezaubert. Wenn einſt, gleich der franzöſiſchen Revolution, auch die deutſche Philoſophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, ſo wird die Geſchichte derſelben eine eben ſo merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutſche wird ſie mit Stolz und der Franzoſe wird ſie mit Bewunderung leſen.

Unter den Schülern Kant's ragte ſchon frühe hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle faſt, von der Bedeutung dieſes Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in dieſem Manne ſind Gedanke und Geſinnung Eins, und in ſolcher großartigen

Einheit wirken ſie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht bloß eine Philoſophie zu erörtern, ſondern auch einen Charakter, durch den ſie gleichſam bedingt wird, und um beider Einfluſs zu begreifen, bedürfte es auch wohl einer Darſtellung der damaligen Zeitverhältniſſe. Welche weitreichende Aufgabe! Vollauf ſind wir gewiſs entſchuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichte'ſchen Gedanken iſt ſehr ſchwer zu berichten. Auch hier ſtoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht bloß den Inhalt, ſondern auch die Form und die Methode; Beides Dinge, womit wir den Ausländer gern zunächſt bekannt machen. Zuerſt alſo über die Fichte'ſche Methode. Dieſe iſt anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert ſich dieſe Methode durch die Natur des Gegenſtandes. Kant hatte nämlich nur eine Kritik, alſo etwas Negatives, Fichte aber hatte ſpäterhin ein Syſtem, folglich etwas Poſitives aufzuſtellen. Wegen jenes Mangels an einem feſten Syſtem hat man der Kant'ſchen Philoſophie manchmal den Titel „Philoſophie" abſprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant ſelber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kant's Sätzen eine hinlängliche Anzahl von feſten Syſtemen zuſammengebaut. In

seinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie gesagt, der Kant'schen Methode ganz treu, so dass man seine erste Abhandlung, als sie anonym erschien, für ein Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber später ein System aufstellt, so geräth er in ein eifriges, gar eigensinniges Konstruieren, und wenn er die ganze Welt konstruiert hat, so beginnt er eben so eifrig und eigensinnig von oben bis unten herab seine Konstruktionen zu demonstrieren. In diesem Konstruieren und Demonstrieren bekundet Fichte eine, so zu sagen, abstrakte Leidenschaft. Wie in seinem System selbst, so herrscht bald die Subjektivität auch in seinem Vortrag. Kant hingegen legt den Gedanken vor sich hin, und seciert ihn, und zerlegt ihn in seine feinsten Fasern, und seine Kritik der reinen Vernunft ist gleichsam das anatomische Theater des Geistes. Er selber bleibt dabei kalt, gefühllos, wie ein echter Wundarzt.

Wie die Methode, so auch die Form der Fichte'schen Schriften. Sie ist lebendig, aber sie hat auch alle Fehler des Lebens: sie ist unruhig und verwirrsam. Um recht lebendig zu bleiben, verschmäht Fichte die gewöhnliche Terminologie der Philosophen, die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verständnis. Er hat überhaupt über Verständnis ganz eigene Grillen.

Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte Fichte, daſs ihn Niemand beſſer verſtehe wie Reinhold. Als Dieſer aber ſpäter von ihm abwich, erklärte Fichte, er habe ihn nie verſtanden. Als er mit Kant differencierte, ließ er drucken, Kant verſtehe ſich ſelber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komiſche Seite unſerer Philoſophen. Sie klagen beſtändig über Nichtverſtandenwerden. Als Hegel auf dem Todbette lag, ſagte er: „Nur Einer hat mich verſtanden," aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „Und Der hat mich auch nicht verſtanden."

In Betreff ihres Inhalts an und für ſich hat die Fichte'ſche Philoſophie keine große Bedeutung. Sie hat der Geſellſchaft keine Reſultate geliefert. Nur inſofern ſie eine der merkwürdigſten Phaſen der deutſchen Philoſophie überhaupt iſt, nur inſofern ſie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in ſeiner letzten Konſequenz beurkundet, und nur inſofern ſie den nothwendigen Übergang zur heutigen Naturphiloſophie bildet, iſt der Inhalt der Fichte'ſchen Lehre von einigem Intereſſe. Da dieſer Inhalt alſo mehr hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich als ſocial wichtig iſt, will ich ihn nur mit den kürzeſten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche ſich Fichte ſtellt, iſt: Welche Gründe haben wir, anzunehmen, daſs unſeren Vorſtellungen von Dingen auch Dinge außer uns entſprechen? Und dieſer Frage giebt er die Löſung: Alle Dinge haben Realität nur in unſerem Geiſte.

Wie die Kritik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, ſo iſt die „Wiſſenſchaftslehre“ das Hauptbuch von Fichte. Dieſes Buch iſt gleichſam eine Fortſetzung des erſteren. Die Wiſſenſchaftslehre verweiſt den Geiſt ebenfalls in ſich ſelbſt. Aber wo Kant analyſiert, da konſtruiert Fichte. Die Wiſſenſchaftslehre beginnt mit einer abſtrakten Formel (Ich-Ich), ſie erſchafft die Welt hervor aus der Tiefe des Geiſtes, ſie fügt die zerſetzten Theile wieder zuſammen, ſie macht den Weg der Abſtraktion zurück, bis ſie zur Erſcheinungswelt gelangt. Dieſe Erſcheinungswelt kann alsdann der Geiſt für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bei Fichte iſt noch die beſondere Schwierigkeit, daſs er dem Geiſte zumuthet, ſich ſelber zu beobachten, während er thätig iſt. Das Ich ſoll über ſeine intellektuellen Handlungen Betrachtungen anſtellen, während es ſie ausführt. Der Gedanke ſoll ſich ſelber belauſchen, während er denkt, während er allmählich warm und wärmer und endlich gar wird. Dieſe Operation mahnt uns an den

Affen, der am Feuerherde vor einem kupfernen Keſſel ſitzt und ſeinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte, die wahre Kochkunſt beſteht nicht darin, daſs man bloß objektiv kocht, ſondern auch ſubjektiv des Kochens bewuſſt wird.

Es iſt ein eigener Umſtand, daſs die Fichte'ſche Philoſophie immer Viel von der Satire auszuſtehen hatte. Ich ſah mal eine Karikatur, die eine Fichte'ſche Gans vorſtellt. Sie hat eine ſo große Leber, daſs ſie nicht mehr weiß, ob ſie die Gans oder ob ſie die Leber iſt. Auf ihrem Bauch ſteht: Ich=Ich. Jean Paul hat die Fichte'ſche Philoſophie aufs heilloſeſte perſifliert in einem Buche, betitelt Clavis Fichteana. Daſs der Idealismus in ſeiner konſequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie leugnete, Das erſchien dem großen Publikum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir mokierten uns nicht übel über das Fichte'ſche Ich, welches die ganze Erſcheinungswelt durch ſein bloßes Denken producierte. Unſeren Spöttern kam dabei ein Miſsverſtändnis zu Statten, das zu populär geworden, als daſs ich es unerwähnt laſſen dürfte. Der große Haufe meinte nämlich, das Fichte'ſche Ich, Das ſei das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieſes individuelle Ich leugne alle anderen Exiſtenzen. Welche Unverſchämtheit! riefen die guten Leute, dieſer

Menſch glaubt nicht, daſs wir exiſtieren, wir, die wir weit korpulenter als er und als Bürgermeiſter und Amtsaktuare ſogar ſeine Vorgeſetzten ſind! Die Damen fragten: Glaubt er nicht wenigſtens an die Exiſtenz ſeiner Frau? Nein? Und Das läſſt Madame Fichte ſo hingehn?

Das Fichte'ſche Ich iſt aber kein individuelles Ich, ſondern das zum Bewuſſtſein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'ſche Denken iſt nicht das Denken eines Individuums, eines beſtimmten Menſchen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es iſt vielmehr ein allgemeines Denken, das ſich in einem Individuum manifeſtiert. So wie man ſagt: „Es regnet, es blitzt" u. ſ. w., ſo ſollte auch Fichte nicht ſagen: „Ich denke," ſondern: „Es denkt," „Das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

Bei einer Vergleichung der franzöſiſchen Revolution mit der deutſchen Philoſophie habe ich einſt, mehr aus Scherz als im Ernſte, den Fichte mit Napoleon verglichen. Aber, in der That, es bieten ſich hier bedeutſame Ähnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroriſtiſches Zerſtörungswerk vollbracht, erſcheint Fichte, wie Napoleon erſchienen, nachdem die Konvention ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergeriſſen hatte. Napoleon und Fichte repräſentieren das große

unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und That Eins sind, und die kolossalen Gebäude, welche Beide zu konstruieren wissen, zeugen von einem kolossalen Willen. Aber durch die Schrankenlosigkeit dieses Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wissenschaftslehre wie das Kaiserreich zerfallen und verschwinden eben so schnell, wie sie entstanden.

Das Kaiserreich gehört nur noch der Geschichte, aber die Bewegung, welche der Kaiser in der Welt hervorgebracht, ist noch immer nicht gestillt, und von dieser Bewegung lebt noch unsere Gegenwart. So ist es auch mit der Fichte'schen Philosophie. Sie ist ganz untergegangen, aber die Geister sind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar ist die Nachwirkung seines Wortes. Wenn auch der ganze Transcendentalidealismus ein Irrthum war, so lebte doch in den Fichte'schen Schriften eine stolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die besonders auf die Jugend einen heilsamen Einfluss übte. Fichte's Ich war ganz übereinstimmend mit seinem unbeugsamen, hartnäckigen, eisernen Charakter. Die Lehre von einem solchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem solchen Charakter entsprießen, und ein solcher Charakter musste, zurückwurzelnd in

eine solche Lehre, noch unbeugsamer werden, noch hartnäckiger, noch eiserner.

Wie musste dieser Mann den gesinnungslosen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greuel sein! Sein ganzes Leben war ein beständiger Kampf. Seine Jugendgeschichte ist eine Reihe von Kümmernissen, wie bei fast allen unseren ausgezeichneten Männern. Armuth sitzt an ihrer Wiege und schaukelt sie groß, und diese magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtin.

Nichts ist rührender, als den willenstolzen Fichte zu sehen, wie er sich durch Hofmeisterei in der Welt durchzuquälen sucht. Solches klägliche Dienstbrot kann er nicht einmal in der Heimath finden, und er muss nach Warschau wandern. Dort die alte Geschichte. Der Hofmeister missfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße sind nicht fein genug, nicht französisch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polnischen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeschafft wie ein Lakai, erhält von der missvergnügten Herrschaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verlässt Warschau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthusiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zusammentreffen dieser beiden Männer

ist in jeder Hinsicht interessant, und ich glaube, Beider Weise und Zustände nicht besser veranschaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie Desselben, die sein Sohn unlängst herausgegeben, enthalten ist:

„Am fünfundzwanzigsten Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther, und traf ohne besondere Fährlichkeiten am ersten Juli daselbst ein. — Den vierten. Kant besucht, der mich indeß nicht sonderlich aufnahm; ich hospitierte bei ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig. Unterdeß schrieb ich dies Tagebuch. —

„— Schon lange wollte ich Kant ernsthafter besuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu schreiben, und sie ihm statt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den dreizehnten damit an, und arbeitete seitdem ununterbrochen fort. — Am achtzehnten August überschickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den fünfundzwanzigsten hin, um sein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und schien sehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wissenschaftlichen Gespräche kam es nicht; wegen meiner philosophischen Zweifel

verwies er mich an seine Kritik der reinen Vernunft und an den Hofprediger Schulz, den ich sofort aufsuchen werde. Am sechsundzwanzigsten speiste ich bei Kant, in Gesellschaft des Professor Sommer, und fand einen sehr angenehmen, geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen, in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind.

„Den siebenundzwanzigsten endigte ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher schon die Excerpte aus den Kant'schen Vorlesungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. geliehen, beendigt hatte. Zugleich beschließe ich, jenes hinfüro ordentlich alle Abende vor Schlafengehn fortzusetzen, und alles Interessante, was mir begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen, einzutragen."

„Den achtundzwanzigsten, Abends. Noch gestern fing ich an, meine Kritik zu revidieren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daſs die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich ist. Heute wollte ich die neuen Untersuchungen fortsetzen, fand mich aber von meiner Phantasie so fortgerissen, daſs ich den ganzen Tag Nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage ist Dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daſs ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier sub-

ſiſtieren kann. — Freilich bin ich ſchon in ſolchen Verlegenheiten geweſen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entſchluſs, kann keinen faſſen. — Dem Paſtor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht entdecken; ſoll ich mich ja entdecken, ſo geſchieht es an Niemand als an Kant ſelbſt.

„Am neunundzwanzigſten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er ſchlug mir eine Kondition vor, die aber noch nicht völlig gewiſs iſt, und die mich auch gar nicht ſehr freut; zugleich nöthigte er mir durch ſeine Offenheit das Geſtändnis ab, daſs ich preſſiert ſei, eine Verſorgung zu wünſchen. Er rieth mir, zu Profeſſor W. zu gehen. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Ausſichten bei Erſterem ſind ſehr miſslich; doch ſprach er von Hauslehrerſtellen im Kurländiſchen, die mich ebenfalls nur die höchſte Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo Anfangs mich ſeine Gattin empfing. Auch er erſchien, aber in mathematiſche Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch

die Empfehlung Kant's desto freundlicher. Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit selbst aus seinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und Dessen Pflegbefohlnen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntnis.

„Am ersten September stand ein Entschluss in mir fest, den ich Kant entdecken wollte; eine Hauslehrerstelle, so ungern ich dieselbe auch angenommen hätte, findet sich nicht, und die Ungewissheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiste zu arbeiten und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: also fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittelung verschafft werden. Aber indem ich zu ihm gehen und meinen Vorschlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beschloss, zu schreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen sehr angenehmen Abend verlebte. Am zweiten vollendete ich den Brief an Kant und schickte ihn ab."

Trotz seiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entschließen, diesen Brief hier in fran-

zösischer Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es steigt mir eine Röthe in die Wangen, und mir ist, als sollte ich die verschämtesten Kümmernisse der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach französischem Weltsinn, trotz meinem philosophischen Kosmopolitismus, sitzt doch immer das alte Deutschland mit allen seinen Spießbürgergefühlen in meiner Brust. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war so arm, daſs er, trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, dem Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im mindesten unmuthig, wie wir aus den Worten des Tagebuchs, die ich noch hierhersetzen will, schließen können:

„Am dritten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Offenheit, sagte aber, er habe sich über meinen Vorschlag noch nicht resolviert; jetzt bis in vierzehn Tagen sei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Übrigens machte er Schwierigkeiten über meine Desseins, welche verriethen, daſs er unsere Lage in Sachsen nicht genug kennt. — — Alle diese Tage habe ich Nichts gemacht; ich will aber wieder arbeiten und das Übrige schlechthin Gott überlassen. — Am sechsten. Ich war zu Kant

gebeten, der mir vorſchlug, mein Manuſkript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es ſei gut geſchrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung ſprach. — Iſt Dies wahr? Und doch ſagt es Kant! — Übrigens ſchlug er mir meine erſte Bitte ab. — Am zehnten war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unſerer Affäre; Magiſter Genſichen war zugegen, und nur allgemeine zum Theil ſehr intereſſante Geſpräche; auch iſt Kant ganz unverändert gegen mich Derſelbe. — — Am dreizehnten. Heute wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Miſsmuth überfällt mich. Wie wird Dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich ſtehen? Da iſt mein Geld rein aufgezehrt!"

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweiz findet Fichte endlich eine feſte Stelle in Jena, und von hieraus datiert ſich ſeine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwei ſächſiſche Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutſchen Geiſterlebens. In Weimar war der Hof und die Poeſie, in Jena war die Univerſität und die Philoſophie. Dort ſahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutſchlands. Anno 1794 begann Fichte ſeine Vorleſungen

in Jena. Die Jahrzahl ist bedeutsam und erklärt sowohl den Geist seiner damaligen Schriften, als auch die Tribulationen, denen er seitdem ausgesetzt stand, und denen er vier Jahre später endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erheben sich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus, die ihm unleidliche Verfolgungen zuziehen und auch seinen Abgang von Jena bewirken. Diese Begebenheit, die merkwürdigste in Fichte's Leben, hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon schweigen. Hier kommt auch Fichte's Ansicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitschrift „Philosophisches Journal," welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufsatz, betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion," der ihm von einem gewissen Forberg, welcher Schullehrer zu Sahlfeld, eingesendet worden. Diesem Aufsatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung."

Die beiden Stücke nun wurden von der kursächsischen Regierung konfisciert, unter dem Vorgeben, sie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requisitionsschreiben an den Weimar'schen Hof, worin derselbe aufgefordert wurde, den Professor Fichte ernstlich zu bestrafen. Der Wei-

mar'ſche Hof hatte nun freilich von dergleichen Anſinnen ſich keineswegs irreleiten laſſen; aber da Fichte bei dieſem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellation ans Publikum ſchrieb, ohne ſeine officielle Behörde zu berückſichtigen, ſo hat dieſe, die Weimar'ſche Regierung, verſtimmt und von außen gedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in ſeinen Ausdrücken unvorſichtigen Profeſſor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der ſich in ſeinem Rechte glaubte, wollte ſolche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach ſeinen damaligen Briefen zu ſchließen, wurmte ihn ganz beſonders das Verhalten zweier Männer, die durch ihre amtliche Stellung in ſeiner Sache beſonders wichtige Stimmen hatten, und Dieſes waren Se. Ehrwürden der Oberkonſiſtorialrath von Herder und Se. Excellenz der Geheime-Rath von Goethe. Aber Beide ſind hinreichend zu entſchuldigen. Es iſt rührend, wenn man in Herder's hinterlaſſenen Briefen lieſt, wie der arme Herder ſeine liebe Noth hatte mit den Kandidaten der Theologie, die, nachdem ſie in Jena ſtudiert, zu ihm nach Weimar kamen, um als proteſtantiſche Prediger examiniert zu werden. Über Chriſtus, den Sohn, wagte er im Examen ſie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur

die Exiſtenz des Vaters zugeſtand. Was Goethe betrifft, ſo hat er ſich in ſeinen Memoiren über obiges Ereignis folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinhold's Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verluſt für die Akademie erſchien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an ſeine Stelle Fichte berufen worden, der in ſeinen Schriften ſich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig, über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehen, und an ſeinen Geſinnungen im höheren Betracht Nichts auszuſetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als ſeinen erſchaffenen Beſitz betrachtete, gleichen Schritt halten ſollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorleſungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, ſo unternahm er Sonntags Vorleſungen, deren Einleitung Hinderniſſe fand. Kleine und größere daraus entſpringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuſcht und geſchlichtet, als uns Deſſen Äußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von außen beſchwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in ſeinem philoſophiſchen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weiſe ſich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien. Er ward in Anſpruch genommen; ſeine Vertheidigung beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man dieſſeits für ihn geſinnt ſei, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben ſo wenig, wie man ihm auf das gelindeſte herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchließen wogte in vielfachen unſicheren Reden auf der Akademie in einander; man ſprach von einem miniſteriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Miniſterium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiſs vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde Dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einſtimmig, den Ort zu verlaſſen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne Weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er musste seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.“

Ist Das nicht, wie er leibt und lebt, der ministerielle, schlichtende, vertuschende Goethe? Er rügt im Grunde nur, dass Fichte Das gesprochen, was er dachte, und dass er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken gesprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, sondern das Wort. Dass der Deismus in der deutschen Denkerwelt seit Kant vernichtet sei, war, wie ich schon einmal gesagt, ein Geheimnis, das Jeder wusste, das man aber nicht laut auf dem Markte ausschreien sollte. Goethe war so wenig Deist wie Fichte; denn er war Pantheist. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe mit seinem scharfen Auge die Haltlosigkeit der Fichte'schen Philosophie am besten durchschauen, und seine milden Lippen mussten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deisten am Ende Alle sind, musste Fichte ein Greuel sein; dem großen Heiden war er bloß

eine Thorheit. Der „große Heide“ ist nämlich der Name, den man in Deutschland dem Goethe beilegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidenthum des Goethe ist wunderbar moderniſiert. Seine ſtarke Heidennatur bekundet ſich in dem klaren, ſcharfen Auffaſſen aller äußeren Erſcheinungen, aller Farben und Geſtalten; aber das Chriſtenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verſtändnis begabt, trotz ſeines ſträubenden Widerwillens hat das Chriſtenthum ihn eingeweiht in die Geheimniſſe der Geiſterwelt, er hat vom Blute Chriſti genoſſen, und dadurch verſtand er die verborgenſten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verſtand, als ein Tropfen Blut des erſchlagenen Drachen ſeine Lippen benetzte. Es iſt merkwürdig wie bei Goethe jene Heidennatur von unſerer heutigſten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor ſo modern pulſierte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben ſo ſtark mitempfand, wie die Freuden eines alten Griechengotts. Der Pantheismus des Goethe iſt alſo von dem heidniſchen ſehr unterſchieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poeſie. Alle Gedichte Goethe's ſind durchdrungen von demſelben Geiſte, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht.

Daſs Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, iſt keinem Zweifel unterworfen. Wenigſtens beſchäftigte er ſich damit während ſeiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang ſeiner Memoiren, ſo wie auch in dem kürzlich erſchienenen letzten Bande derſelben, hat er Solches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es geleſen, daſs Herder über dieſe beſtändige Beſchäftigung mit Spinoza einſt übellaunig ausrief: Wenn doch der Goethe einmal ein anderes lateiniſches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber Dieſes gilt nicht bloß von Goethe; noch eine Menge ſeiner Freunde, die ſpäter mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeit dem Pantheismus, und dieſer blühte praktiſch in der deutſchen Kunſt, ehe er noch als philoſophiſche Theorie bei uns zur Herrſchaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philoſophie ſeine erhabenſte Blüthezeit feierte, ward er im Reiche der Kunſt gewaltſam zerſtört, und es entſtand hier jene berühmte Kunſtrevolution, die noch heute nicht beendigt iſt, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altklaſſiſche Regime, mit den Schlegel'ſchen Emeuten*), anfängt.

*) Die Worte „mit den Schlegel'ſchen Emeuten" fehlen in den ſpäteren franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

In der That, unsere ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinkt, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tieferen Ursprungs als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Überlieferungen des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufelthum, Zauberwesen, Hexerei . . . alles Das war eine bei ihnen plötzlich erwachte, aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der schnöde beschmutzten und boshaft verstümmelten Gestalt liebten sie eigentlich nur die vorchristliche Religion ihrer Väter. Hier muss ich erinnern an das erste Buch, wo ich gezeigt, wie das Christenthum die Elemente der altgermanischen Religion in sich aufgenommen, wie diese nach schmählichster Umwandlung sich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, so dass der alte Naturdienst als lauter böse Zauberei, die alten Götter als lauter häßliche Teufel und ihre keuschen Priesterinnen als lauter ruchlose Hexen betrachtet wurden. Die Verirrungen unserer ersten Romantiker lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus etwas milder beurtheilen, als es sonst geschieht. Sie wollten das katholische Wesen des Mittelalters restaurieren, weil sie fühlten, dass von den Heilig-

thümern ihrer älteſten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer früheſten Nationalität, ſich noch Manches darin erhalten hat; es waren dieſe verſtümmelten und geſchändeten Reliquien, die ihr Gemüth ſo ſympathetiſch anzogen, und ſie haſſten den Proteſtantismus und den Liberalismus, die Dergleichen mitſammt der ganzen katholiſchen Vergangenheit zu vertilgen ſtreben.

Doch darüber werde ich ſpäter ſprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daſs der Pantheismus ſchon zur Zeit Fichte's in die deutſche Kunſt eindrang, daſs ſogar die katholiſchen Romantiker unbewuſſt dieſer Richtung folgten, und daſs Goethe ſie am beſtimmteſten ausſprach. Dieſes geſchieht ſchon im Werther, wo er nach einer liebeſeligen Identificierung mit der Natur ſchmachtet. Im Fauſt ſucht er ein Verhältnis mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig myſtiſchen, unmittelbaren Wege; er beſchwört die geheimen Erdkräfte durch die Zauberformeln des Höllenzwangs*). Aber am reinſten und lieb-

*) „— des uralten Zauberbuchs, das ich mal in einer alten Kloſterbibliothek geſehen, wo es an der Kette lag; das Titelblatt zeigt das Bild des Feuerkönigs, an deſſen Lippen ein Schloſs hängt, und auf deſſen Haupt der Vogel Specht ſteht mit der Wünſchelruthe im Schnabel," folgt hier in den franzöſiſchen Ausgaben. In dem deutſchen Manuſkript hat

lichſten beurkundet ſich dieſer Goethe'ſche Pantheismus in ſeinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat ſich aus der mathematiſchen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'ſches Lied. Daher die Wuth unſerer Orthodoxen und Pietiſten gegen das Goethe'ſche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen ſie nach dieſem Schmetterling, der ihnen beſtändig entflattert. Das iſt ſo zart ätheriſch, ſo duftig beflügelt. Ihr Franzoſen könnt euch keinen Begriff davon machen, wenn ihr die Sprache nicht kennt. Dieſe Goethe'ſchen Lieder haben einen neckiſchen Zauber, der unbeſchreibbar. Die harmoniſchen Verſe umſchlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küſſt.

In Goethe's Betragen gegen Fichte ſehen wir alſo keineswegs die häſslichen Motive, die von manchen Zeitgenoſſen mit noch häſslicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verſchiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mildeſten miſsdeuteten die Paſſivität Goethe's, als ſpäter Fichte ſtark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berückſichtigten nicht Goethe's Lage. Dieſer Rieſe war Mi-

Heine die Stelle durchſtrichen. In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe iſt „Specht" in „Rabe" geändert.

Der Herausgeber.

niſter in einem deutſchen Zwergſtaate. Er konnte ſich nie natürlich bewegen. Man ſagte von dem ſitzenden Jupiter des Phidias zu Olympia, daſs er das Dachgewölbe des Tempels zerſprengen würde, wenn er Einmal plötzlich aufſtünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus ſeiner ſtillſitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen, oder, was noch wahrſcheinlicher, er hätte ſich daran den Kopf zerſtoßen. Und Dieſes ſollte er riskieren für eine Lehre, die nicht bloß irrig, ſondern auch lächerlich? Der deutſche Jupiter blieb ruhig ſitzen, und ließ ſich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu ſehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunſtintereſſen aus das Betragen Goethe's bei Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte ſpricht nur, daſs die Anklage eigentlich ein Vorwand war und daſs ſich politiſche Verhetzungen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er ſich verpflichtet hat, beſtimmte Doktrinen zu lehren. Ein Philoſoph hat aber keine ſolche Verpflichtung eingegangen, kann ſie nicht eingehn, und ſein Gedanke iſt frei wie der Vogel in der Luft. — Es iſt vielleicht Unrecht, daſs ich, theils um meine

eigenen, theils um Anderer Gefühle zu ſchonen, nicht Alles, was jene Anklage ſelbſt begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den miſslichen Stellen will ich aus dem inkulpierten Aufſatze hier herſetzen: „— — Die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung iſt ſelbſt Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes, und können keinen anderen faſſen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moraliſchen Weltordnung herauszugehen und vermittelſt eines Schluſſes vom Begründeten auf den Grund noch ein beſonderes Weſen als die Urſache deſſelben anzunehmen; der urſprüngliche Verſtand macht ſonach dieſen Schluſs ſicher nicht, und kennt kein ſolches beſonderes Weſen; nur eine ſich ſelbſt miſsverſtehende Philoſophie macht ihn. — —“

Wie es halsſtarrigen Menſchen eigenthümlich, ſo hat ſich Fichte in ſeiner Appellation an das Publikum und ſeiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgeſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unſer tiefſtes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unſeren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unſerem Geiſte in dem unendlichen Gedanken ſich offenbart, wir, die wir einen ſichtbaren Gott verehren in der Natur, und ſeine unſichtbare Stimme in unſerer eigenen Seele vernehmen: wir werden

widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unſeren Gott für ein bloßes Hirngeſpinſt erklärt und ſogar ironiſiert. Es iſt zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnſinn iſt, wenn Fichte den lieben Gott von allem ſinnlichen Zuſatze ſo rein befreit, daſs er ihm ſogar die Exiſtenz abſpricht, weil Exiſtieren ein ſinnlicher Begriff und nur als ſinnlicher möglich iſt! Die Wiſſenſchaftslehre, ſagt er, kennt kein anderes Sein als das ſinnliche, und da nur den Gegenſtänden der Erfahrung ein Sein zugeſchrieben werden kann, ſo iſt dieſes Prädikat bei Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichte'ſche Gott keine Exiſtenz, er iſt nicht, er manifeſtiert ſich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgeſetz.

Solchermaßen hat der Idealismus die Gottheit durch alle möglichen Abſtraktionen ſo lange durchfiltriert, bis am Ende gar Nichts mehr von ihr übrig blieb. Jetzt, wie bei euch an der Stelle eines Königs, ſo bei uns an der Stelle eines Gottes, herrſchte das Geſetz.

Was iſt aber unſinniger, eine loi athée, ein Geſetz, welches keinen Gott hat, oder ein Dieu-loi, ein Gott, der nur ein Geſetz iſt?

Der Fichte'ſche Idealismus gehört zu den koloſſalſten Irrthümern, die jemals der menſchliche Geiſt ausgeheckt. Er iſt gottloſer und verdammlicher als der plumpſte Materialismus. Was man Atheismus der Materialiſten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Reſultaten des Fichte'ſchen Transcendentalidealismus. So Viel weiß ich, beide ſind mir zuwider. Beide Anſichten ſind auch antipoetiſch. Die franzöſiſchen Materialiſten haben eben ſo ſchlechte Verſe gemacht, wie die deutſchen Transcendentalidealiſten. Aber ſtaatsgefährlich iſt die Lehre Fichte's keineswegs geweſen, und noch weniger verdiente ſie als ſtaatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieſer Irrlehre miſsleitet werden zu können, dazu bedurfte man eines ſpekulativen Scharfſinns, wie er nur bei wenigen Menſchen gefunden wird. Dem großen Haufen mit ſeinen tauſend dicken Köpfen war dieſe Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichte'ſche Anſicht von Gott hätte alſo auf rationellem, aber nicht auf polizeilichem Wege widerlegt werden müſſen. Wegen Atheismus in der Philoſophie angeklagt zu werden, war auch in Deutſchland ſo etwas Befremdliches, daſs Fichte wirklich im Anfang gar nicht wuſſte, was man begehre. Ganz richtig ſagte

er, die Frage, ob eine Philoſophie atheiſtiſch ſei oder nicht, klinge einem Philoſophen eben ſo wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage, ob ein Dreieck grün oder roth ſei.

Jene Anklage hatte alſo ihre verborgenen Gründe, und dieſe hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichſte Menſch von der Welt war, ſo dürfen wir einem Briefe, worin er ſich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausſpricht, völligen Glauben ſchenken, und da dieſer Brief, datiert vom zweiundzwanzigſten Mai 1799, die ganze Zeit ſchildert und die ganze Bedrängnis des Mannes veranſchaulichen kann, ſo wollen wir einen Theil desſelben hierherſetzen:

„Ermattung und Ekel beſtimmen mich zu dem Dir ſchon mitgetheilten Entſchluſſe, für einige Jahre ganz zu verſchwinden. Ich war, meiner damaligen Anſicht der Sache nach, ſogar überzeugt, daſs dieſen Entſchluſs die Pflicht fordere, indem bei der gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein Paar Jahren aber, wenn die erſte Befremdung ſich gelegt, ich mit deſto größerem Nachdruck ſprechen würde. — Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verſtummen; ſchweige ich jetzt, ſo dürfte ich wohl nie wieder aus Reden kommen. — Es war

mir, seit der Verbindung Rußlands mit Östreich, schon längst wahrscheinlich, was mir nunmehr durch die neuesten Begebenheiten, und besonders seit dem gräßlichen Gesandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: So ist's Recht, diese Hunde muß man todtschlagen), völlig gewiß ist, daß der Despotismus sich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daß er durch Paul und Pitt konsequent wird, daß die Basis seines Plans die ist, die Geistesfreiheit auszurotten, und daß die Deutschen ihm die Erreichung dieses Zwecks nicht erschweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daß der Weimar'sche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Universität werde durch meine Gegenwart geschadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat zufolge des allgemeinen, besonders von Kursachsen kräftigst ergriffenen Plans mich entfernen müssen. Burscher in Leipzig, ein Eingeweihter dieser Geheimnisse, ist schon gegen Ende des vorigen Jahrs eine ansehnliche Wette eingegangen, daß ich zu Ende dieses Jahrs Exulant sein würde. Voigt ist durch Burgsdorf schon längst gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wissenschaften zu Dresden ist bekannt gemacht worden, daß Keiner, der sich auf die neuere Philosophie lege, befördert werden,

oder, wenn er es ſchon iſt, weiter rücken ſolle. In der Freiſchule zu Leipzig iſt ſogar die Roſenmüller'ſche Aufklärung bedenklich gefunden; Luther's Katechismus iſt neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer ſind von Neuem auf die ſymboliſchen Bücher konfirmiert worden. Das wird weiter gehn und ſich verbreiten. — — — In Summa: es iſt Nichts gewiſſer als das Gewiſſeſte, daſs, wenn nicht die Franzoſen die ungeheuerſte Übermacht erringen und in Deutſchland, wenigſtens einem beträchtlichen Theile deſſelben, eine Veränderung durchſetzen, in einigen Jahren in Deutſchland kein Menſch mehr, der dafür bekannt iſt, in ſeinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruheſtätte finden wird. — Es iſt mir alſo gewiſſer als das Gewiſſeſte, daſs, finde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchſtens in zwei Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es iſt gefährlich, ſich an mehreren Orten fortjagen zu laſſen; Dies lehrt hiſtoriſch Rouſſeau's Beiſpiel.

„Geſetzt, ich ſchweige ganz, ſchreibe nicht das Geringſte mehr; wird man mich unter dieſer Bedingung ruhig laſſen? Ich glaube Dies nicht, und geſetzt, ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geiſtlichkeit, wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm

ſteinigen laſſen, und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menſchen, der Unruhen erregt, zu entfernen? Aber darf ich dann ſchweigen? Nein, Das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, daſs, wenn noch Etwas gerettet werden kann des deutſchen Geiſtes, es durch mein Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillſchweigen die Philoſophie ganz und zu frühe zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, daſs ſie mich ſchweigend würden exiſtieren laſſen, traue ich noch weniger zu, daſs ſie mich werden reden laſſen.

„Aber ich werde ſie von der Unſchädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — Lieber Reinhold, wie Du mir ſo gut von dieſen Menſchen denken kannſt! Je klärer ich werde, je unſchuldiger ich erſcheine, deſto ſchwärzer werden ſie, und deſto größer wird überhaupt mein wahres Vergehen. Ich habe nie geglaubt, daſs ſie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; ſie verfolgen in mir einen Freidenker, der anfängt ſich verſtändlich zu machen, (Kant's Glück war ſeine Obſkurität) und einen verſchrieenen Demokraten; es erſchreckt ſie, wie ein Geſpenſt, die Selbſtändigkeit, die, wie ſie dunkel ahnen, meine Philoſophie weckt."

Ich bemerke nochmals, daſs dieſer Brief nicht von geſtern iſt, ſondern das Datum des 22. Mai 1799

trägt. Die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit haben eine gar betrübende Ähnlichkeit mit den neueſten Zuſtänden in Deutſchland; nur daſs damals der Freiheitsſinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und ſonſtigen Literaten blühte, heutigen Tags aber unter Dieſen viel minder, ſondern weit mehr in der großen aktiven Maſſe, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, ſich ausſpricht. Während zur Zeit der erſten Revolution die bleiern deutſcheſte Schlaffſucht auf dem Volke laſtete, und gleichſam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrſchte, offenbarte ſich in unſerer Schriftwelt das wildeſte Gähren und Wallen. Der einſamſte Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutſchlands lebte, nahm Theil an dieſer Bewegung; faſt ſympathetiſch, ohne von den politiſchen Vorgängen genau unterrichtet zu ſein, fühlte er ihre ſociale Bedeutung, und ſprach ſie aus in ſeinen Schriften. Dieſes Phänomen mahnt mich an die großen Seemuſcheln, welche wir zuweilen als Zierat auf unſere Kamine ſtellen, und die, wenn ſie auch noch ſo weit vom Meere entfernt ſind, dennoch plötzlich zu rauſchen beginnen, ſobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küſte heranwogen. Als hier in Paris, in dem großen Menſchenocean, die Revolution losfluthete, als es hier brandete und ſtürmte, da

rauſchten und brauſten jenſeits des Rheins die deutſchen Herzen . . . Aber ſie waren ſo iſoliert, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetaſſen und Kaffeekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüſſten ſie, wovon die Rede ſei. Ach! unſere armen Vorgänger in Deutſchland muſſten für jene Revolutionsſympathie ſehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris, und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jüngſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais-Royal, wo er ſich ein bißchen an der Sonne gewärmt hatte. Es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaſs und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiter fühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte däniſche Dichter Heiberg*). Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg

*) Peter Andreas Heiberg, geboren 1758 in Dänemark, Vater des bekannten Theaterdichters, ging, wegen politiſcher Schriften des Landes verwieſen, nach Paris, ward unter Napoleon I. beim Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt, und ſtarb daſelbſt in den dreißiger Jahren. Er ſchrieb, außer zahlreichen Luſtſpielen: Précis histor. de la monarchie danoise, Paris 1820, ꝛc.

Der Herausgeber.

Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiſs nie geahnt, daſs er ſelber der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit verſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals mit allerhöchſter Bewilligung in Deutſchland emporjubelte. Sie wuſſten, was ſie wuſſten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Juliusrevolution ausbrach, waren noch Viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und faſt blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten und

die Hände drückten, und luſtige Geſchichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich ſogar ſingen; denn im Kaffehauſe ſang er uns die Marſeiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die ſchönen Worte, und es dauerte nicht lange, ſo ſangen wir ſie beſſer als der Alte ſelbſt; denn Der hat manchmal in der beſten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es iſt immer gut, wenn ſo alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden ſie nicht vergeſſen, und Einige von uns werden ſie einſt jenen Enkeln einſtudieren, die jetzt noch nicht geboren ſind Viele von uns werden aber unterdeſſen verfault ſein, daheim im Gefängniſſe, oder auf einer Dachſtube in der Fremde. — —

Laſſt uns wieder von Philoſophie reden! Ich habe oben gezeigt, wie die Fichte'ſche Philoſophie aus den dünnſten Abſtraktionen aufgebaut, dennoch eine eiſerne Unbeugſamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegenſten Spitze emporſtiegen, kundgab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen, und wird weich und beſcheiden. Aus dem idealiſtiſchen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erklettert und mit kecker Hand in deſſen leere Gemächer herumgetaſtet,

wird jetzt etwas gebückt Chriſtliches, das Viel von Liebe ſeufzt. Solches iſt nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes Syſtem erleidet die befremdlichſten Modifikationen. In jener Zeit ſchrieb er ein Buch, welches ihr jüngſt überſetzt: „Die Beſtimmung des Menſchen.“ Ein ähnliches Buch „Anweiſung zum ſeligen Leben“ gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der ſtarrſinnige Mann, wie ſich von ſelbſt verſteht, wollte dieſer eignen großen Umwandlung niemals eingeſtändig ſein. Er behauptete, ſeine Philoſophie ſei noch immer dieſelbe, nur die Ausdrücke ſeien verändert, verbeſſert; man habe ihn nie verſtanden. Er behauptete auch, die Naturphiloſophie, die damals in Deutſchland aufkam und den Idealismus verdrängte, ſei im Grunde ganz und gar ſein eignes Syſtem, und ſein Schüler, Herr Joſeph Schelling, welcher ſich von ihm losgeſagt und jene neue Philoſophie eingeleitet, habe bloß die Ausdrücke umgeſchaffen und ſeine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.

Wir gelangen hier zu einer neuen Phaſe des deutſchen Gedankens. Wir erwähnten die Namen Joſeph Schelling und Naturphiloſophie; da nun Erſterer hier faſt ganz unbekannt iſt, und da auch der Ausdruck Naturphiloſophie nicht allgemein ver-

ſtanden wird, ſo habe ich Beider Bedeutung zu erklären. Erſchöpfend können wir Solches nun freilich nicht in dieſen Blättern; ein ſpäteres Buch werden wir einer ſolchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweiſen, und nur der ſocialen Wichtigkeit der erwähnten Philoſophie einige Aufmerkſamkeit leihen.

Zuerſt iſt zu erwähnen, daſs Fichte nicht ſo ganz Unrecht hat, wenn er eiferte, des Herrn Joſeph Schelling's Lehre ſei eigentlich die ſeinige, nur anders formuliert und erweitert. Eben ſo wie Herr Joſeph Schelling lehrte auch Fichte: Es giebt nur ein Weſen, das Ich, das Abſolute; er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wiſſenſchaftslehre, wie ich gezeigt, hat Fichte durch intellektuelle Konſtruktion aus dem Idealen das Reale konſtruieren wollen. Herr Joſeph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er ſuchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundſatze ausgehend, daſs der Gedanke und die Natur Eins und Daſſelbe ſeien, gelangt Fichte durch Geiſtesoperation zur Erſcheinungswelt, aus dem Gedanken ſchafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demſelben Grundſatz ausgeht, wird die Erſcheinungswelt zu

lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling, ergänzen sich daher gewissermaßen. Denn nach jenem erwähnten obersten Grundsatze konnte die Philosophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen, wie aus der Idee die Natur zur Erscheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen, wie die Natur sich in lauter Ideen auflöst. Die Philosophie konnte daher zerfallen in transcendentalen Idealismus und in Naturphilosophie. Diese beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur," und erstere in seinem „System des transcendentalen Idealismus."

Diese Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erschien, erwähne ich nur deßhalb, weil jene ergänzenden Richtungen schon in ihrem Titel ausgesprochen sind, nicht weil etwa ein vollständiges System in ihnen enthalten sei. Nein, dieses findet sich in keinem von Herrn Schelling's Büchern. Bei ihm giebt es nicht, wie bei Kant und bei Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt seiner Philosophie betrachtet werden kann. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herrn

Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge des Buchſtabens beurtheilen wollte. Man muſs vielmehr ſeine Bücher chronologiſch leſen, die allmähliche Ausbildung ſeines Gedankens darin verfolgen, und ſich dann an ſeiner Grundidee feſthalten. Ja, es ſcheint mir auch nöthig, daſs man bei ihm nicht ſelten unterſcheide, wo der Gedanke aufhört und die Poeſie anfängt. Denn Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſus zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet, und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach; ſie ringen vergebens nach einer Kunſtform, worin ſie ihre Gedanken und Erkenntniſſe mittheilen können. Die Poeſie iſt Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie iſt es, wodurch er ſich von Fichte unterſcheidet, ſowohl zu ſeinem Vortheil als auch zu ſeinem Nachtheil. Fichte iſt nur Philoſoph, und ſeine Macht beſteht in Dialektik und ſeine Stärke beſteht im Demonſtrieren. Dieſes aber iſt die ſchwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anſchauungen, er fühlt ſich nicht heimiſch in den kalten Höhen der Logik, er ſchnappt gern über in

die Blumenthäler der Symbolik, und seine philoso-phische Stärke besteht im Konstruieren. Letzteres aber ist eine Geistesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten eben so oft gefunden, wie bei den besten Philosophen.

Nach dieser letzteren Andeutung wird begreiflich, daſs Herr Schelling in demjenigen Theile der Philosophie, der bloß transcendentaler Idealismus ist, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mussſte; daſs er aber in der Philosophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthschaften hatte, gar gewaltig blühen und strahlen mussſte. Diese Richtung ist daher nicht bloß von ihm, sondern auch von den gleichgestimmten Freunden vorzugsweise verfolgt worden, und der Ungestüm, der dabei zum Vorschein kam, war gleichsam nur eine dichterlingsche Reaktion gegen die frühere abstrakte Geistesphilosophie. Wie freigelaſsene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Last der Vokabeln und Chiffern geseufzt, so stürmten die Schüler des Herrn Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, sonnige Reale, und jauchzten, und schlugen Burzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herrn Schelling“ darf hier ebenfalls nicht in seinem gewöhn-

lichen Sinne genommen werden. Herr Schelling ſelber ſagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden wollen, eine Dichterſchule, wo Keiner an eine beſtimmte Doktrin und durch eine beſtimmte Disciplin gebunden iſt, ſondern wo Jeder dem Geiſte gehorcht und Jeder ihn in ſeiner Weiſe offenbart. Er hätte auch ſagen können, er ſtifte eine Prophetenſchule, wo die Begeiſterten zu prophezeien anfangen, nach Luſt und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meiſters Geiſt angeregt, die beſchränkteſten Köpfe fingen an zu prophezeien, jeder in einer anderen Zunge, und es entſtand ein großes Pfingſtfeſt in der Philoſophie.

Wie das Bedeutendſte und Herrlichſte zu lauter Mummenſchanz und Narrethei verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholiſchen Hanswürſten im Stande iſt, eine große Idee zu kompromittieren, Das ſehen wir hier bei Gelegenheit der Naturphiloſophie. Aber das Ridikül, das ihr die Prophetenſchule oder die Dichterſchule des Herrn Schelling bereitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphiloſophie iſt ja im Grunde nichts Anders als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphilosophie, wie sie Herr Schelling in seiner besseren Periode aufstellte, sind wesentlich Eins und Dasselbe. Die Deutschen, nachdem sie den Locke'schen Materialismus verschmäht und den Leibnitz'schen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und diesen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philosophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann sagen, es sei derselbe, den sie schon vor zweitausend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieser beiden Kreisläufe zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit. Die Griechen hatten eben so kühne Skeptiker wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben so bestimmt geleugnet wie unsere neueren Transcendentalidealisten. Plato hat eben so gut wie Herr Schelling in der Erscheinungswelt die Geisteswelt wiedergefunden. Aber wir haben Etwas voraus vor den Griechen, so wie auch vor den cartesianischen Schulen, wir haben Etwas vor ihnen voraus, nämlich: wir begannen unseren philosophischen Kreislauf mit einer Prüfung der menschlichen Erkenntnisquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unseres Immanuel Kant.

Bei Erwähnung Kant's kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daſs der Beweis für das Daſein Gottes, den Derſelbe noch beſtehen laſſen, nämlich der ſogenannte moraliſche Beweis, von Herrn Schelling mit großem Eklat umgeſtoßen worden. Ich habe aber oben ſchon bemerkt, daſs dieſer Beweis nicht von ſonderlicher Stärke war, und daſs Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit beſtehen laſſen. Der Gott des Herrn Schelling iſt das Gott-Welt-All des Spinoza. Wenigſtens war er es im Jahre 1801, im zweiten Bande der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik. Hier iſt Gott die abſolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geiſtes, und die abſolute Identität iſt nicht Urſache des Welt-Alls, ſondern ſie iſt das Welt-All ſelbſt, ſie iſt alſo das Gott-Welt-All. In dieſem giebt es auch keine Gegenſätze und Theilungen. Die abſolute Identität iſt auch die abſolute Totalität. Ein Jahr ſpäter hat Herr Schelling ſeinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt: „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Princip der Dinge.“ Dieſer Titel erinnert an den edelſten Märtyrer unſerer Doktrin, Giordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiäner behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno ſeine beſten Gedanken entlehnt, und ſie be-

ſchuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht, denn es giebt kein Plagiat in der Philoſophie. Anno 1804 erſchien der Gott des Herrn Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt: „Philoſophie und Religion.“ Hier finden wir in ihrer Vollſtändigkeit die Lehre vom Abſoluten. Hier wird das Abſolute in drei Formeln ausgedrückt. Die erſte iſt die kategoriſche: Das Abſolute iſt weder das Ideale noch das Reale (weder Geiſt noch Materie), ſondern es iſt die Identität Beider. Die zweite Formel iſt die hypothetiſche: Wenn ein Subjekt und ein Objekt vorhanden iſt, ſo iſt das Abſolute die weſentliche Gleichheit dieſer Beiden. Die dritte Formel iſt die disjunktive: Es iſt nur ein Sein, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechſelnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erſte Formel iſt ganz negativ, die zweite ſetzt eine Bedingung voraus, die noch ſchwerer zu begreifen iſt als das Bedingte ſelbſt, und die dritte Formel iſt ganz die des Spinoza: Die abſolute Subſtanz iſt erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philoſophiſchem Wege konnte alſo Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieſer beiden Attribute, Denken und Ausdehnung, das Abſolute zu begreifen iſt. Aber Herr Schelling verläſſt jetzt

den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuition zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bei Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen: die Narrheit beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bei einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken aufzugeben, und gleichſam jene Derwiſch-Tourneurs nachzuahmen, die, wie unſer Freund Jules David erzählt, ſich ſo lange im Kreiſe herumdrehen, bis ſowohl objektive wie ſubjektive Welt ihnen entſchwindet, bis Beides zuſammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal iſt, bis ſie Etwas ſehen, was nicht ſichtbar, hören, was nicht hörbar, bis ſie Farben hören und Töne ſehen, bis ſich das Abſolute ihnen veranſchaulicht.

Ich glaube, mit dem Verſuch, das Abſolute intellektuell anzuſchauen, iſt die philoſophiſche Laufbahn des Herrn Schelling beſchloſſen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphiloſophie zu einem vollendeten Syſtem ausbildet, aus ihrer

Syntheſe die ganze Welt der Erſcheinungen erklärt, die großen Ideen ſeiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, ſie durch alle Disciplinen durchführt und alſo wiſſenſchaftlich begründet. Er iſt ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philoſophie aller Macht ſeines Meiſters ſich bemeiſterte, Dieſem herrſchſüchtig über den Kopf wuchs, und ihn endlich in die Dunkelheit verſtieß. Es iſt der große Hegel, der größte Philoſoph, den Deutſchland ſeit Leibnitz erzeugt hat. Es iſt keine Frage, daſs er Kant und Fichte weit überragt. Er iſt ſcharf wie Jener und kräftig wie Dieſer, und hat dabei noch einen konſtituierenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in Dieſen mehr der revolutionäre Geiſt waltet. Dieſen Mann mit Herrn Joſeph Schelling zu vergleichen, iſt gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Beſtehenden in Staat und Kirche einige allzu bedenkliche Rechtfertigungen verlieh, ſo geſchah Dieſes doch für einen Staat, der dem Princip des Fortſchrittes wenigſtens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Princip der freien Forſchung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller ſeiner Abſichten eingeſtändig.

Herr Schelling hingegen windet ſich wurmhaft in den Vorzimmern eines ſowohl praktiſchen wie theoretiſchen Abſolutismus, und er handlangert in der Jeſuitenhöhle, wo Geiſtesfeſſeln geſchmiedet werden; und dabei will er uns weiß machen, er ſei noch immer unverändert derſelbe Lichtmenſch, der er einſt war, er verleugnet ſeine Verleugnung, und zu der Schmach des Abfalls fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verſchweigen: der Mann, welcher einſt am kühnſten in Deutſchland die Religion des Pantheismus ausgeſprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinſetzung des Menſchen in ſeine Gottesrechte am lauteſten verkündet, dieſer Mann iſt abtrünnig geworden von ſeiner eignen Lehre, er hat den Altar verlaſſen, den er ſelber eingeweiht, er iſt zurückgeſchlichen in den Glaubensſtall der Vergangenheit, er iſt jetzt gut katholiſch, und predigt einen außerweltlichen, perſönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erſchaffen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleiſon ſingen ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber Nichts für ihre Meinung, es beweiſt nur, daſs der Menſch ſich dem Katholicis-

mus*) zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie, und würden nur schlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, daſs es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, solange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube, Ballanche sagt, es sei ein Naturgesetz, daſs die Initiatoren gleich sterben müssen, sobald sie das Werk der Initiation vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, Das ist nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: Wenn das Werk der Initiation vollbracht ist, stirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und so können wir vielleicht das strenge Urtheil, welches das denkende Deutschland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die schwere, dicke Verachtung, die auf ihm lastet, in stilles Mitleid verwandeln,

*) „der Religion" steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

und ſeinen Abfall von der eignen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgeſetzes, daſs Derjenige, der an das Ausſprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle ſeine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er dieſen Gedanken ausgeſprochen oder ausgeführt hat, erſchöpft dahinſinkt, dahinſinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme ſeiner ehemaligen Gegner.

Nach ſolcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns ſo tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht, warum Männer, die für ihre Meinung Alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich, wenn ſie geſiegt hat, dieſe Meinung verlaſſen und ins feindliche Lager hinübertreten! Nach ſolcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerkſam machen, daſs nicht bloß Herr Joſeph Schelling, ſondern gewiſſermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beſchuldigen ſind. Fichte iſt noch zeitig genug geſtorben, ehe ſein Abfall von der eigenen Philoſophie allzu eklatant werden konnte. Und Kant iſt der Kritik der reinen Vernunft ſchon gleich untreu geworden, indem er die Kritik der praktiſchen Vernunft ſchrieb. Der Initiator ſtirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht, wie es kommt, dieſer letzte Satz wirkt ſo melancholiſch zähmend auf mein Ge-

müth, daſs ich in dieſem Augenblick nicht im Stande bin, die übrigen herben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laſſt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preiſen, deſſen Andenken unvergeſslich blüht in den Annalen des deutſchen Gedankens; denn der ehemalige Schelling repräſentiert, eben ſo wie Kant und Fichte, eine der großen Phaſen unſerer philoſophiſchen Revolution, die ich in dieſen Blättern mit den Phaſen der politiſchen Revolution Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroriſtiſche Konvention und in Fichte das napoleoniſche Kaiſerreich ſieht, ſo ſieht man in Herrn Schelling die reſtaurierende Reaktion, welche hierauf folgte. Aber es war zunächſt ein Reſtaurieren im beſſeren Sinne. Herr Schelling ſetzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er ſtrebte nach einer Verſöhnung von Geiſt und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltſeele. Er reſtaurierte jene große Naturphiloſophie, die wir bei den altgriechiſchen Philoſophen finden, die erſt durch Sokrates mehr ins menſchliche Gemüth ſelbſt hineingeleitet wird, und die nachher ins Ideelle verfließt. Er reſtaurierte jene große Naturphiloſophie, die, aus der alten, pantheiſtiſchen Religion der Deutſchen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Paracel-

ſus die ſchönſten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Carteſianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende reſtaurierte er Dinge, wodurch er auch im ſchlechten Sinne mit der franzöſiſchen Reſtauration verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde ſchmählich herabgeſtoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, ſein Majordomus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und ſchor ihn, und der entſetzte Schelling lebte ſeitdem wie ein armſeliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren pfäffiſchen Charakter ſchon im Namen trägt und auf Latein Monacho monachorum heißt. Dort ſah ich ihn geſpenſtiſch umherſchwanken mit ſeinen großen blaſſen Augen und ſeinem niedergedrückten, abgeſtumpften Geſichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ ſich krönen zu Berlin, leider auch ein biſschen ſalben, und beherrſchte ſeitdem die deutſche Philoſophie.

Unſere philoſophiſche Revolution iſt beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geſchloſſen. Wir ſehen ſeitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphiloſophiſchen Lehre. Dieſe iſt, wie ich ſchon geſagt, in alle Wiſſenſchaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichſte und Großartigſte hervorgebracht. Viel Unerfreuliches, wie ich ebenfalls an-

gedeutet, mußte zugleich aus Licht treten. Diese Erscheinungen sind so vielfältig, daß schon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier ist die eigentlich interessante und farbenreiche Partie unserer Philosophiegeschichte. Ich bin jedoch überzeugt, daß es den Franzosen nützlicher ist, von dieser Partie gar Nichts zu erfahren. Denn dergleichen Mittheilungen könnten dazu beitragen, die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren; manche Sätze der Naturphilosophie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, könnten bei euch großes Unheil anrichten. So Viel weiß ich, wäret ihr vor vier Jahren*) mit der deutschen Naturphilosophie bekannt gewesen, so hättet ihr nimmermehr die Juliusrevolution machen können. Zu dieser That gehörte ein Koncentrieren von Gedanken und Kräften, eine edle Einseitigkeit, eine gewisse Tugend, ein süffisanter Leichtsinn, wie Dessen nur eure alte Schule gestattet. Philosophische Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholische Inkarnationslehre allenfalls vertreten konnte, hätten eure Begeisterung gedämpft, euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthistorisch wichtig, daß euer großer Eklektiker,

*) „im Jahre 1830" steht in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

der euch damals die deutsche Philosophie lehren wollte, auch nicht das Mindeste davon verstanden hat*). Seine providentielle Unwissenheit war heilsam für Frankreich und für die ganze Menschheit.

Ach, die Naturphilosophie, die in manchen Regionen des Wissens, namentlich in den eigentlichen Naturwissenschaften die herrlichsten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichste Unkraut erzeugt. Während Oken, der genialste Denker und einer der größten Bürger Deutschlands, seine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutsche Jugend für die Urrechte der Menschheit, für Freiheit und Gleichheit, begeisterte: ach! zu derselben Zeit docierte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphilosophischen Principien; zu derselben Zeit predigte Herr Görres den Obskurantismus des Mittelalters, nach der naturwissenschaftlichen Ansicht, daſs der Staat nur ein Baum sei und in seiner organischen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müsse, welches Alles so hübsch in der Korporations-Hierarchie des

*) „daſs gewisse deutsche Sendlinge, die damals nach Paris kamen, um euch die deutsche Philosophie zu lehren, auch nicht das Mindeste davon verstanden haben. Ihre providentielle ꝛc.“ steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Mittelalters zu finden sei; zu derselben Zeit proklamierte Herr Steffens das philosophische Gesetz, wonach der Bauernstand sich von dem Adelstand dadurch unterscheidet, dass der Bauer von der Natur bestimmt sei, zu arbeiten ohne zu genießen, der Adlige aber berechtigt sei, zu genießen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir sagt, hat ein Krautjunker in Westphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Haxthausen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich preußische Regierung angeht, den konsequenten Parallelismus, den die Philosophie im ganzen Weltorganismus nachweist, zu berücksichtigen, und die politischen Stände strenger abzuscheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Wasser und Erde, so gebe es auch vier analoge Elemente in der Gesellschaft, nämlich Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man solche betrübende Thorheiten aus der Philosophie emporsprossen und zur schädlichsten Blüthe gedeihen sah; wenn man überhaupt bemerkte, dass die deutsche Jugend, versenkt in metaphysischen Abstraktionen, der nächsten Zeitinteressen vergaß und untauglich wurde für das praktische Leben, so mussten wohl die Patrioten und Freiheitsfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philosophie em-

pfinden, und Einige gingen ſo weit, ihr als einer müßigen, nutzloſen Luftfechterei ganz den Stab zu brechen.

Wir werden nicht ſo thöricht ſein, dieſe Malkontenten ernſthaft zu widerlegen. Die deutſche Philoſophie iſt eine wichtige, das ganze Menſchengeſchlecht betreffende Angelegenheit, und erſt die ſpäteſten Enkel werden darüber entſcheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben ſind, daſs wir erſt unſere Philoſophie und hernach unſere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodiſches Volk, wie wir, muſſte mit der Reformation beginnen, konnte erſt hierauf ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politiſchen Revolution übergehen. Dieſe Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philoſophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abſchlagen. Die Philoſophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn dieſe ihr vorherging, abgeſchlagen worden wären. Laſſt euch aber nicht bange ſein, ihr deutſchen Republikaner; die deutſche Revolution wird darum nicht milder und ſanfter ausfallen, weil ihr die Kant'ſche Kritik, der Fichte'ſche Transcendentalidealismus und gar die Naturphiloſophie vorausging. Durch dieſe

Doktrinen haben ſich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo ſie hervorbrechen und die Welt mit Entſetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorſchein kommen, die auch in der Erſcheinungswelt von keiner Pietät etwas wiſſen wollen, und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unſeres europäiſchen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen ſind; denn ſie leben im Geiſt, ſie trotzen der Materie, gleich den erſten Chriſten, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüſſe bezwingen konnte; ja, ſolche Transcendentalidealiſten wären bei einer geſellſchaftlichen Umwälzung ſogar noch unbeugſamer als die erſten Chriſten, da dieſe die irdiſche Marter ertrugen, um dadurch zur himmliſchen Seligkeit zu gelangen, der Transcendentalidealiſt aber die Marter ſelbſt für eitel Schein hält und unerreichbar iſt in der Verſchanzung des eigenen Gedankens. Doch noch ſchrecklicher als Alles wären Naturphiloſophen, die handelnd eingriffen in eine deutſche Revolution und ſich mit dem Zerſtörungswerk ſelbſt identificieren würden. Denn

wenn die Hand des Kantianers ſtark und ſicher zuſchlägt, weil ſein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil ſie für ihn in der Realität gar nicht exiſtiert: ſo wird der Naturphiloſoph dadurch furchtbar ſein, daſs er mit den urſprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daſs er die dämoniſchen Kräfte des altgermaniſchen Pantheismus beſchwören kann, und daſs alsdann in ihm jene Kampfluſt erwacht, die wir bei den alten Deutſchen finden, und die nicht kämpft, um zu zernichten, noch um zu ſiegen, ſondern bloß um zu kämpfen. Das Chriſtenthum — und Das iſt ſein ſchönſtes Verdienſt — hat jene brutale germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo Viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht*). Die alten ſteinernen Götter er-

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Es heißt dort: „Dann — und, ach! dieſer Tag wird kommen — erheben ſich die alten ſteinernen Götter ꝛc.“

Der Herausgeber.

heben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt endlich empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome... Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzoſen, und miſcht euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe in Deutſchland vollbringen. Es könnte euch ſchlecht bekommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löſchen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, über den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphiloſophen warnt. Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geiſtes ſtattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher, und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einſt krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeſchichte gekracht hat, ſo wiſſt: der deutſche Donner hat endlich ſein Ziel erreicht. Bei dieſem Geräuſche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernſten Wüſte Afrika's werden die Schwänze einkneifen

und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revolution nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte. Jetzt iſt es freilich ziemlich ſtill; und gebärdet ſich auch dort der Eine oder der Andere etwas lebhaft, ſo glaubt nur nicht, Dieſe würden einſt als wirkliche Akteure auftreten. Es ſind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erſcheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen ſollen.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppieren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten. Ich rathe euch, ihr Franzoſen, verhaltet euch alsdann ſehr ſtille, und bei Leibe! hütet euch zu applaudieren. Wir könnten Das leicht miſsverſtehen und euch, in unſerer unhöflichen Art, etwas barſch zur Ruhe verweiſen; denn wenn wir früherhin, in unſerem ſervil verdroſſenen Zuſtande euch manchmal überwältigen konnten, ſo vermöchten wir es noch weit eher im Übermuthe des jungen Freiheitsrauſches. Ihr wiſſt ja ſelber, was man in einem ſolchen Zuſtande vermag, —

und ihr ſeid nicht mehr in einem ſolchen Zuſtande. Nehmt euch in Acht! Ich meine es gut mit euch, und deſshalb ſage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutſchland mehr zu fürchten, als von der ganzen heiligen Alliance mitſammt allen Kroaten und Koſaken. Denn erſtens liebt man euch nicht in Deutſchland, welches faſt unbegreiflich iſt, da ihr doch ſo liebenswürdig ſeid, und euch bei eurer Anweſenheit in Deutſchland ſo viel Mühe gegeben habt, wenigſtens der beſſern und ſchönern Hälfte des deutſchen Volks zu gefallen. Und wenn dieſe Hälfte euch auch liebte, ſo iſt es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundſchaft euch alſo wenig frommt. Was man eigentlich gegen euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einſt im Bierkeller zu Göttingen äußerte ein junger Altdeutſcher, daſs man Rache an den Franzoſen nehmen müſſe für Konradin von Staufen, den ſie zu Neapel geköpft. Ihr habt Das gewiſs längſt vergeſſen. Wir aber vergeſſen Nichts. Ihr ſeht, wenn wir mal Luſt bekommen mit euch anzubinden, ſo wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rathe ich euch daher auf eurer Hut zu ſein. Es mag in Deutſchland vorgehen, was da wolle, es mag der

Kronprinz von Preußen *) oder der Doktor Wirth zur Herrſchaft gelangen, haltet euch immer gerüſtet, bleibt ruhig auf eurem Poſten ſtehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit euch, und es hat mich ſchier erſchreckt, als ich jüngſt vernahm, eure Miniſter beabſichtigten, Frankreich zu entwaffnen. —

Da ihr trotz eurer jetzigen Romantik geborene Klaſſiker ſeid, ſo kennt ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die ſich dort bei Nektar und Ambroſia erluſtigen, ſeht ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von ſolcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es iſt die Göttin der Weisheit.

---

*) „der Prinz von Kyritz" ſteht in dem älteſten Originalmanuſkript.

Der Herausgeber.

Briefe über Deutſchland.

Erſter Brief.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Sie, mein Herr, haben unlängſt in der Revue des deux Mondes, bei Gelegenheit einer Kritik gegen Ihre Frankfurter Landsmännin, Bettina Arnim, mit einer Begeiſterung auf die Verfaſſerin der „Corinna" hingewieſen, die gewiſs aus wahrhaften Gefühlen hervorging; denn Sie haben zeigen wollen, wie ſehr ſie die heutigen Schriftſtellerinnen, namentlich die Mères d'Eglise und die Mères des compagnons überragt. Ich theile in dieſer Beziehung nicht Ihre Meinungen, die ich hier nicht widerlegen will, und die ich überall achten werde, wo ſie nicht dazu beitragen können, in Frankreich irrige Anſichten über Deutſchland, ſeine Zuſtände und ihre Repräſentanten zu verbreiten. Nur in dieſer Abſicht trat ich bereits

vor zwölf Jahren dem Buche der Frau von Staël „De l'Allemagne“ in einem eignen Buche entgegen, welches denſelben Titel führte. An dieſes Buch knüpfe ich eine Reihe von Briefen, deren erſter Ihnen gewidmet ſein ſoll.

. . . . . .

. . . . . .

Ja, das Weib iſt ein gefährliches Weſen. Ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Auch Andre machen dieſe bittere Erfahrung, und noch geſtern erzählte mir ein Freund in dieſer Beziehung eine furchtbare Geſchichte. Er hatte in der Kirche Saint-Méry einen jungen deutſchen Maler geſprochen, der geheimnisvoll zu ihm ſagte: „Sie haben Madame la Comteſſe de** in einem deutſchen Artikel angegriffen. Sie hat es erfahren, und Sie ſind ein Mann des Todes, wenn es wieder geſchieht. Elle a quatre hommes, qui ne demandent pas mieux que d'obéir à ses ordres.“ Iſt Das nicht ſchrecklich? Klingt Das nicht wie ein Schauder- und Nachtſtück von Anna Radcliffe? Iſt dieſe Frau nicht eine Art Tour de Nesle? Sie braucht nur zu nicken, und vier Spadaſſins ſtürzen auf dich zu und machen dir den Garaus, wenn auch nicht phyſiſch, doch gewiß moraliſch. Wie kommt aber dieſe Dame zu einer ſolchen düſtern Gewalt? Iſt ſie ſo ſchön, ſo reich, ſo vornehm, ſo tugendhaft,

ſo talentvoll, daſs ſie einen ſo unbedingten Einfluß auf ihre Seiden ausübt, und Dieſe ihr blindlings gehorchen? Nein, dieſe Gaben der Natur und des Glücks beſitzt ſie nicht in allzu hohem Grade. Ich will nicht ſagen, daſs ſie häſslich ſei; kein Weib iſt häſslich. Aber ich kann mit Fug behaupten, daſs, wenn die ſchöne Helena ſo ausgeſehen hätte wie jene Dame, ſo wäre der ganze trojaniſche Krieg nicht entſtanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr beſungen den Zorn des Peliden Achilles. Auch ſo vornehm iſt ſie nicht, und das Ei, woraus ſie hervorgekrochen, hatte weder ein Gott gezeugt, noch eine Königstochter ausgebrütet; auch in Bezug auf die Geburt kann ſie nicht mit der Helena verglichen werden; ſie iſt einem bürgerlichen Kaufmannshauſe zu Frankfurt entſprungen. Auch ihre Schätze ſind nicht ſo groß wie die, welche die Königin von Sparta mitbrachte, als Paris, welcher die Zither ſo ſchön ſpielte (das Piano war damals noch nicht erfunden), ſie von dort einführte; im Gegentheil, die Fourniſſeurs der Dame ſeufzen, ſie ſoll ihr letztes Ratelier noch ſchuldig ſein. Nur in Bezug auf die Tugend mag ſie der berühmten Madame Menelaus gleichgeſtellt werden.

Ja, die Weiber ſind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung machen, daſs die ſchönen lange nicht

ſo gefährlich ſind wie die häſslichen. Denn Jene ſind gewohnt, daſs man ihnen die Kour mache, Letztere aber machen jedem Manne die Kour und gewinnen dadurch einen mächtigen Anhang. Namentlich iſt Dies in der Literatur der Fall. Ich muſs hier zugleich erwähnen, daſs die franzöſiſchen Schriftſtellerinnen, die jetzt am meiſten hervorragen, alle ſehr hübſch ſind. Da iſt George Sand, der Autor des Essai sur le développement du dogme catholique, Delphine Girardin, Madame Merlin, Louiſe Collet — lauter Damen, die alle Witzeleien über die Grazienloſigkeit der bas bleux zu Schanden machen, und denen wir, wenn wir ihre Schriften des Abends im Bette leſen, gern perſönlich die Beweiſe unſeres Reſpekts darbringen möchten. Wie ſchön iſt George Sand und wie wenig gefährlich, ſelbſt für jene böſen Katzen, die mit der einen Pfote ſie geſtreichelt und mit der andern ſie gekratzt, ſelbſt für die Hunde, die ſie am wüthendſten anbellen; hoch und milde ſchaut ſie auf dieſe herab, wie der Mond. Auch die Fürſtin Belgiojoſo, dieſe Schönheit, die nach Wahrheit lechzt, kann man ungeſtraft verletzen; es ſteht Jedem frei, eine Madonna von Rafael mit Koth zu bewerfen, ſie wird ſich nicht wehren. Madame Merlin, die nicht blos von ihren Feinden, ſondern ſogar von ihren Freunden immer gut ſpricht, kann man ebenfalls ohne Gefahr beleidigen;

gewohnt an Huldigungen, iſt die Sprache der Roheit ihr faſt fremd, und ſie ſieht dich an verwundert. Die ſchöne Muſe Delphine, wenn du ſie beleidigſt, ergreift ihre Leier, und ihr Zorn ergießt ſich in einem glänzenden Strom von Alexandrinern. Sagſt du etwas Misfälliges über Madame Collet, ſo ergreift ſie ein Küchenmeſſer und will es dir in den Leib ſtoßen. Das iſt auch nicht gefährlich. Aber beleidige nicht die Comteſſe**! Du biſt ein Kind des Todes. Vier Vermummte ſtürzen auf dich ein — vier souteneurs littéraires — Das iſt die Tour de Nesle — du wirſt erſtochen, erwürgt, erſäuft — den andern Morgen findet man deine Leiche in den Entrefilets der Preſſe.

Ich kehre zurück zu Frau von Staël, welche nicht ſchön war, und dem großen Kaiſer Napoleon ſehr viel Böſes zufügte. Sie beſchränkte ſich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu ſchreiben, ſondern ſie ſuchte ihn auch durch nichtliterariſche Mittel zu befehden, ſie war einige Zeit die Seele diplomatiſcher Intriguen, welche der Koalition gegen Napoleon voran gingen: auch ſie wuſſte ihrem Feinde einige Spadaſſins auf den Hals zu jagen, welche freilich keine Valets waren, wie die Champions der erwähnten Dame, ſondern Könige. Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog ſiegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und einigen hunderttauſend Deutſchen,

die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihres Buches mitbrachte. . . . . Seit der Zeit sind die Franzosen Christen geworden, und Romantiker, und Burggrafen. Das ginge mich am Ende Nichts an, und ein Volk hat wohl das Recht, so langweilig und lauwarm zu werden, wie ihm beliebt, um so mehr, da es bisher das geistreichste und heldenmüthigste war, das jemals auf dieser Erde geschanzt und gekämpft hatte. Aber ich bin doch bei jener Umwandlung etwas interessiert, denn als die Franzosen dem Satan und seiner Herrlichkeit entsagten, haben sie auch die Rheinprovinzen abgetreten, und ich ward bei dieser Gelegenheit ein Preuße. Ja, so schrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuße, durch das Recht der Eroberung. Nur mit Noth, als es nicht länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann zu brechen, und seitdem lebe ich als Prussien liberé hier in Paris, wo es gleich nach meiner Ankunft eine meiner wichtigsten Beschäftigungen war, dem herrschenden Buche der Frau von Staël den Krieg zu machen.

Ich that dieses in einer Reihe Artikel, welche ich bald darauf als vollständiges Buch unter dem Titel „De l'Allemagne" herausgab. Es fällt mir nicht ein, durch diese Titelwahl mit dem Buche der berühmten Frau in eine literarische Rivalität treten zu

wollen. Ich bin einer der größten Bewunderer ihrer geistigen Fähigkeiten, sie hat Genie, aber leider hat dieses Genie ein Geschlecht, und zwar ein weibliches. Es war meine Pflicht als Mann, jenem brillanten Kankan zu widersprechen, der um so gefährlicher wirkte, da sie in ihren deutschen Mittheilungen eine Masse von Dingen vorbrachte, die in Frankreich unbekannt, und durch den Reiz der Neuheit die Geister bezauberte. Ich ließ mich auf die einzelnen Irrthümer und Fälschungen nicht ein, und beschränkte mich zunächst den Franzosen zu zeigen, was eigentlich jene romantische Schule bedeutete, die Frau von Staël so sehr rühmte und feierte. Ich zeigte, dass sie nur aus einem Haufen Würmern bestand, die der heilige Fischer zu Rom sehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu ködern. Seitdem sind auch vielen Franzosen in dieser Beziehung die Augen aufgegangen, und sogar sehr christliche Gemüther haben eingesehen, wie sehr ich Recht hatte, ihnen in einem deutschen Spiegel die Umtriebe zu zeigen, die auch in Frankreich umher schlichen, und jetzt kühner als je das geschorene Haupt erheben.

Dann wollte ich auch über die deutsche Philosophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube, ich hab' es gethan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das nur den Schülern der ersten

Klaſſe bekannt war, und hier zu Lande ſtutzte man nicht wenig über dieſe Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen geſtand, daſs auch er immer geglaubt habe, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, und die deutſchen Philſophen ſeien eine Art frommer Seher, die nur Gottesfurcht athmeten. Ich habe freilich den Franzoſen keine ausführliche Darſtellung unſerer verſchiedenen Syſteme geben können — auch liebte ich ſie zu ſehr, als daſs ich ſie dadurch langweilen wollte — aber ich habe ihnen den letzten Gedanken verrathen, der allen dieſen Syſtemen zu Grunde liegt, und der eben das Gegentheil iſt von Allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philoſophie hat in Deutſchland gegen das Chriſtenthum denſelben Krieg geführt, den ſie einſt in der griechiſchen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat, und ſie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie iſt die heutige Religion eben ſo aufs Haupt geſchlagen, ſie iſt in der Idee getödtet, und lebt nur noch ein mechaniſches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeſchnitten, und die es gar nicht zu merken ſcheint, und noch immer wohlgemuth umher fliegt. Wie viel' Jahrhunderte die große Fliege, der Katholicismus, noch im Bauche hat (um wie Couſin zu reden), weiß ich nicht, aber es iſt von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt ſich

weit mehr von unſerem armen Proteſtantismus, der, um ſeine Exiſtenz zu friſten, alle möglichen Konceſſionen gemacht, und dennoch ſterben muſs; es half ihm Nichts daſs er ſeinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, daſs er ihm durch Aderläſſe alles ſinnliche Blut auspumpte, daſs er ihn gleichſam filtrierte zu einem reinen Geiſte, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend beſteht — Alles half Nichts, und ein deutſcher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf Franzöſiſch fleuve de flamme) moquiert ſich nicht wenig über dieſe Attribute des „Gott-Reiner-Geiſt", deſſen Liebe kein beſonderes Lob verdiene, da er ja keine menſchliche Galle habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht viel koſte, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muſs per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen ſei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt ſchwer fallen würde, nicht tugendhaft zu ſein, da er ohne Leib iſt! Ja, nicht blos die proteſtantiſchen Rationaliſten, ſondern ſogar die Deiſten ſind in Deutſchland geſchlagen, indem die Philolophie eben gegen den Begriff „Gott" alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche „De l'Allemagne" gezeigt habe.

Man hat mir von mancher Seite gezürnt, daſs ich den Vorhang fortriſs von dem deutſchen Himmel

und Jedem zeigte, daſs alle Gottheiten des alten Glaubens daraus verſchwunden, und daſs dort nur eine alte Jungfer ſitzt mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit. — Ach! ich habe nur früher gemeldet, was doch jeder ſelber erfahren muſſte, und was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt auf allen Dächern gepredigt jenſeits des Rheines. Und in welchem fanatiſchen Tone manchmal werden die antireligiöſen Predigten abgehalten! Wir haben jetzt Mönche des Atheismus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verſtockter Deiſt ſei. Ich muſs geſtehen, dieſe Muſik gefällt mir nicht, aber ſie erſchreckt mich auch nicht, denn ich habe hinter dem Maëſtro geſtanden, als er ſie komponirte, freilich in ſehr undeutlichen und verſchnörkelten Zeichen, damit nicht Jeder ſie entziffre — ich ſah manchmal, wie er ſich ängſtlich umſchaute, aus Furcht, man verſtände ihn. Er liebte mich ſehr, denn er war ſicher, daſs ich ihn nicht verrieth, ich hielt ihn damals ſogar für ſervil. Als ich einſt unmuthig war über das Wort: „Alles, was iſt, iſt vernünftig", lächelte er ſonderbar und bemerkte: „Es könnte auch heißen: „Alles, was vernünftig iſt, muſs ſein."" Er ſah ſich haſtig um, beruhigte ſich aber bald, denn nur Heinrich Beer hatte das Wort gehört. Später erſt verſtand ich ſolche Redensarten. So verſtand ich auch erſt ſpät, warum

er in der Philoſophie der Geſchichte behauptet hatte: das Chriſtenthum ſei ſchon deßhalb ein Fortſchritt, weil es einen Gott lehre, der geſtorben, während die heidniſchen Götter von keinem Tode etwas wuſſten Welch ein Fortſchritt iſt es alſo, wenn der Gott gar nicht exiſtiert hat! . . . . . .

Mit dem Umſturz der alten Glaubensdoktrinen iſt auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutſchen werden doch noch lange an letztere halten. Es geht ihnen wie gewiſſen Damen, die bis zum vierzigſten Jahre tugendhaft waren, und es nachher nicht mehr der Mühe werth hielten, das ſchöne Laſter zu üben, wenn auch ihre Grundſätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht blos eine moraliſche, ſondern auch eine politiſche Wichtigkeit: die Maſſen tragen nicht mehr mit chriſtlicher Geduld ihr irdiſches Elend, und lechzen nach Glückſeligkeit auf Erden. Der Kommunismus iſt eine natürliche Folge dieſer veränderten Weltanſchauung, und er verbreitet ſich über ganz Deutſchland. Es iſt eine eben ſo natürliche Erſcheinung, daſs die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Beſtehende die fortgeſchrittenſten Geiſter, die Philoſophen der großen Schule, als Führer beſitzen; Dieſe gehen über von der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es?

Ich hab' es längſt geträumt und ausgeſprochen in den Worten: „Wir wollen keine Sanskülotten ſein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präſidenten; wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten, und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht lachenden Nymphentanz, Muſik und Komödien.“ Dieſe Worte ſtehen in meinem Buche De „l'Allemagne“, wo ich beſtimmt voraus geſagt habe, daſs die politiſche Revolution der Deutſchen aus jener Philoſophie hervorgehen wird, deren Syſteme man ſo oft als eitel Scholaſtik verſchrien. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja geſehen, wie die geharniſchten Männer emporwachſen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider ſich unter einander erwürgen werden!

Seitdem das mehrerwähnte Buch erſchienen, habe ich für das Publikum Nichts über Deutſchland veröffentlicht. Wenn ich heute mein langes Stillſchweigen breche, ſo geſchieht es weniger, um die Bedürfniſſe des eignen Herzens zu befriedigen, als vielmehr um den dringenden Wünſchen meiner Freunde zu genügen. Dieſe ſind manchmal weit mehr, als ich, indigniert über die brillante Unwiſſenheit, die in Bezug auf

deutſche Geiſtergeſchichte hier zu Lande herrſcht, eine Unwiſſenheit, die von unſeren Feinden mit großem Erfolg ausgebeutet wird. Ich ſage: von unſeren Feinden, und verſtehe darunter nicht jene armſeligen Geſchöpfe, die von Zeitungsbüreau zu Zeitungsbüreau hauſieren gehen, und rohe, abſurde Verleumdungen feilbieten, und einige ſogenannte Patrioten als Allümeurs mit ſich ſchleppen: dieſe Leute können auf die Länge nicht ſchaden, ſie ſind zu dumm, und ſie werden es noch dahin bringen, daſs die Franzoſen am Ende in Zweifel ziehen, ob wir Deutſchen wirklich das Pulver erfunden haben. Nein, unſere wahrhaft gefährlichen Feinde ſind jene Familiaren der europäiſchen Ariſtokratie, die unter allerlei Vermummungen, ſogar in Weiberröcken, uns überall nachſchleichen, um im Dunkeln unſeren guten Leumund zu meucheln. Die Männer der Freiheit, die in der Heimat dem Kerker der geheimen Hinrichtung oder jenen kleinen Verhaftsbefehlen, welche das Reiſen ſo unſicher und unbequem machen, glücklich entronnen ſind, ſollen hier in Frankreich keine Ruhe finden, und die man leiblich nicht miſshandeln konnte, ſollen wenigſtens ihren Namen tagtäglich beſchimpft und gekreuzigt ſehen. . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Sechster Band.
Über Deutschland. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Über Deutschland

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.
Die romantische Schule.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Die romantische Schule.

Vorbericht zur ersten Auflage. I. II. 5
Vorrede zur zweiten Auflage 11
Erstes Buch. Die deutsche Literatur bis zu Goethe's Tode. 13
Zweites Buch. Die Romantiker.
1. Die Gebrüder Schlegel 105
2. Ludwig Tieck 133
3. Schelling's Einfluß auf die romantische Schule 154
4. Hoffmann und Novalis 171
Drittes Buch. Die Romantiker (Fortsetzung).
1. Clemens Brentano 185
2. Achim von Arnim 204
3. Jean Paul 221
4. Zacharias Werner. — De la Motte Fouqué . 233
5. Ludwig Uhland 254
6. Nachwort 271
Anhang. (Victor Cousin) 281

Vorwort des Herausgebers.

Der größte Theil des vorliegenden Bandes (vgl. die Anmerkung auf S. 220) ward zuerst in französischer Sprache während des Jahres 1833 in der „Europe littéraire“ abgedruckt, und erschien noch im selben Jahre in deutscher Version unter dem Titel: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ (Zwei Theile; Paris und Leipzig, Heideloff und Campe). Auch die erste französische Ausgabe des Buches „De l'Allemagne“ (Paris, Eugène Renduel, 1835) enthielt noch nicht die späteren Ergänzungen des dritten Buches; diese wurden vielmehr erst der zweiten deutschen Ausgabe beigefügt, welche 1836 unter dem Titel: „Die romantische Schule“ herauskam. Die neue Auflage ward nöthig, da zufolge des (auf S. VIII des Vorworts zum fünften Bande erwähnten) Bundesbeschlusses vom 5. Juli 1832 der Vertrieb der

früheren, im Ausland publicierten Ausgabe faſt in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten auf unüberwindliche Hemmniſſe ſtieß. Alles politiſch Verfängliche ward vom Rothſtift des Cenſors ausgemerzt, und erſt in der vorliegenden Ausgabe ſind die dadurch entſtandenen zahlreichen Lücken nach ſorgfältiger Vergleichung mit dem noch vorhandenen Originalmanuſkript wieder ausgefüllt worden.

Der letzte Abſchnitt des dritten Buches, das Nachwort zur deutſchen Ausgabe der „Romantiſchen Schule," bildete, wie ſchon im Vorwort zum fünften Bande bemerkt ward, die Vorrede zur erſten Auflage der franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland."

Aus dem Originalmanuſkript ergänzte ich:

S. 12 glorreiche

S. 12 Dem Mitleid der ewigen Götter — Gedanken ſeiner Schriftſteller.

S. 37 und vielleicht erſt durch die politiſche Befreiung getilgt wird.

S. 51 Wir hätten auch den Napoleon — S. 52 unſeren Fürſten befohlen wird.

S. 93 Aber nein, das Wiſſen — S. 94 die große Tochter der Reformation.

S. 101 War es Reſpekt — S. 102 aber die Könige behalten wir.

S. 112 die Pfaffenpartei, deren Hauptquartier in München,

S. 136 Aber man muſs auch — S. 138 Kuppler und Artiſten.

S. 147 Aber ſie iſt nur ein Zeichen — S. 148 daſs er wirklich wahnſinnig iſt.

S. 159 nämlich in die Schlingen der katholiſchen Propaganda, deren Hauptquartier zu München.

S. 160 und die jeſuitiſche Lüge im Gewande der Philoſophie ſie deſto leichter bethört.

S. 161 beauftragt von der heiligen Alliance,

S. 162 Die Fürſten hatten ſeiner nicht mehr nöthig — dient er bis auf dieſe Stunde, und

S. 220 O! ich möchte — der ganze Spuk wäre zu Ende.

S. 251 wo, wie ihr wiſſt, alles Ruſſiſche gut aufgenommen wird;

S. 263 die nicht mehr von den Erinnerungen des ſogenannten Freiheitskrieges zehren.

S. 270 Ach! nicht aus leichtfertiger Luſt — Vorwärts!

S. 275 Das deutſche Mittelalter — langweilig ſaugt?

S. 279, Zeile 3 v. o., heiligen

S. 283 Dabei iſt er ein liebendes Gemüth — S. 284 nicht mehr ſchlägt?

Aus den franzöſiſchen Ausgaben ergänzte ich folgende Stellen:

S. 107 und er ahnte nicht — die Felſen zerbarſten,

S. 149 Unter den genannten Dramen — S. 150 die Neuzeit hervorgebracht hat.

S. 150 Das Buch lieſt ſich faſt — S. 152 von ſeinem Werk machen würde?

S. 153 Hat aber der alte Cervantes — durchgehechelt wird.

S. 165 Ich habe hier nur — durch die Philoſophie retten will.

S. 170 Laſſen wir die Jeſuiten — dem Schelling von ehemals gleicht.

In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlt die Diatribe gegen Victor Couſin und die Stelle (auf S. 166), welche zu derſelben in Bezug ſtand. Außerdem ſind nur eine Stelle auf S. 19 ff. und zwei Ausdrücke auf S. 111 und S. 159 gemildert.

Eine ziemlich vollſtändige engliſche Überſetzung der älteſten deutſchen Ausgabe dieſes Wertes erſchien 1836 in Boſton (James Munroe & Co.) unter dem Titel: Letters, auxiliary to the history of modern polite literature in Germany, by Heinrich Heine; translated from the German by G. W. Haven.

Über Deutſchland.

Die romantiſche Schule

(1833.)

Vorbericht zur erſten Auflage.

I.

Obgleich dieſe Blätter, die ich für die Europe littéraire, eine hieſige Zeitſchrift, geſchrieben habe, erſt die Einleitung zu weiteren Artikeln bilden, ſo muſs ich ſie doch jetzt ſchon, dem vaterländiſchen Publikum mittheilen, damit kein Dritter mir die Ehre erzeigt, mich aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche zu überſetzen.

In der Europe littéraire fehlen einige Stellen, die ich hier vollſtändig abdrucke; die Ökonomie der Zeitſchrift verlangte einige geringfügige Auslaſſungen. An Druckfehlern ließ es der deutſche Setzer eben ſo wenig fehlen wie der franzöſiſche. Das hier zum Grunde gelegte Buch der Frau von Staël heißt: „De l'Allemagne.“ Ich kann zugleich nicht umhin, eine Anmerkung zu berichtigen, womit die Redaktion

der Europe littéraire dieſe Blätter begleitet hat. Sie bemerkte nämlich, „daſs dem katholiſchen Frankreich die deutſche Literatur von einem proteſtantiſchen Standpunkte aus dargeſtellt werden müſſe.“ Vergebens war meine Einwendung, „es gäbe kein katholiſches Frankreich; ich ſchriebe für kein katholiſches Frankreich; es ſei hinreichend, wenn ich ſelbſt erwähne, daſs ich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche gehöre; dieſe Erwähnung, indem ſie bloß das Faktum ausſpricht, daſs ich das Vergnügen habe, in einem lutheriſchen Kirchenbuche als ein evangeliſcher Chriſt zu paradieren, geſtatte ſie mir doch in den Büchern der Wiſſenſchaft jede Meinung, ſelbſt wenn ſolche dem proteſtantiſchen Dogma widerſpräche, vorzutragen, — wohingegen die Anmerkung, ich ſchriebe meine Aufſätze vom proteſtantiſchen Standpunkte aus, mir eine dogmatiſche Feſſel anlegen würde.“ — Vergebens, die Redaktion der Europe hat ſolche ſubtile, tüdeſke Diſtinktionen unbeachtet gelaſſen. Ich berichte Dieſes zum Theil, damit man mich nicht einer Inkonſequenz zeihe, zum Theil auch, damit mich nicht gar der läppiſche Argwohn trifft, als wollte ich auf kirchliche Unterſcheidungen einen Werth legen.

Da die Franzoſen unſere deutſche Schulſprache nicht verſtehen, habe ich bei einigen, das Weſen

Gottes betreffenden Erörterungen diejenigen Ausdrücke gebraucht, mit denen ſie durch den apoſtoliſchen Eifer der Saint-Simoniſten vertraut geworden ſind; da nun dieſe Ausdrücke ganz nackt und beſtimmt meine Meinung ausſprechen, habe ich ſie auch in der deutſchen Verſion beibehalten. Junker und Pfaffen, die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich deſshalb zu depopulariſieren geſucht, mögen immerhin jene Ausdrücke miſsbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beſchuldigen; ſie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simoniſten; ſie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rückſichten ſollen mich jedoch verleiten, meine Anſicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verſchleiern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, daſs ich meine Gedanken nicht gehörig verſtecke, daſs ich die delikateſten Gegenſtände ſchonungslos enthülle, daſs ich ein Ärgernis gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde ſoll mich davon abhalten, über die wichtigſte Frage der Menſchheit, über das Weſen Gottes, unumwunden und offen mein Bekenntnis auszuſprechen.

Ich gehöre nicht zu den Materialiſten, die den Geiſt verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geiſt zurück, ich durchgeiſtige ſie wieder, ich heilige ſie.

Ich gehöre nicht zu den Atheiſten, die da verneinen; ich bejahe.

Die Indifferentiſten und ſogenannten klugen Leute, die ſich über Gott nicht ausſprechen wollen, ſind die eigentlichen Gottesleugner. Solche ſchweigende Verleugnung wird jetzt ſogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Miſsbegriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen.

Anfang und Ende aller Dinge iſt in Gott.

Geſchrieben zu Paris, den 2. April 1833.

Heinrich Heine.

II.

Die Vorrede des erſten Theiles dieſes Buches mag auch das Erſcheinen des zweiten Theiles rechtfertigen. Jener beſprach die Geſchichte der romantiſchen Schule im Allgemeinen, Dieſer beſpricht die Häuptlinge derſelben insbeſondere. In einem dritten und vierten Theile wird nachträglich von den übrigen Helden des Schlegel'ſchen Sagenkreiſes, dann auch von den Tragödiendichtern aus der letzten Goethe'ſchen Zeit, und endlich von den Schriftſtellern meiner eigenen Zeit die Rede ſein.

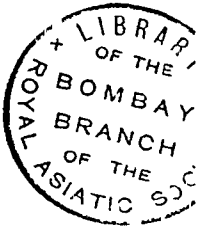
Eindringlich bitte ich den geneigten Leſer, nicht zu vergeſſen, daſs ich dieſe Blätter für die Europe littéraire geſchrieben, und mich den Beſchränkungen, welche dieſes Journal in Hinſicht der Politik vorzeichnet, einigermaßen fügen muſſte.

Da ich ſelber die Korrektur dieſes Buches beſorgt, ſo bitte ich eine etwa zu große Menge

Druckfehler zu entſchuldigen. Schon ein flüchtiger Anblick meiner Aushängebogen zeigt mir, daſs ich es auch an ſonſtigen Verſehen nicht fehlen laſſen. Sehr ernſthaft muſs ich hier berichten, daſs der Kaiſer Heinrich kein Enkel des Barbaroſſa iſt, und daſs Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ein Jahr jünger iſt, als ich hier angegeben. Auch das Geburtsjahr Arnim's iſt unrichtig verzeichnet. Wenn ich ebenfalls in dieſen Blättern mal behauptet, die höhere Kritik in Deutſchland habe ſich nie mit Hoffmann beſchäftigt, ſo vergaß ich ausnahmsweiſe zu erwähnen, daſs Willibald Alexis, der Dichter des Cabanis, eine Charakteriſtik Hoffmann's geſchrieben hat.

Paris, den 30. Juni 1833.

Heinrich Heine.



Vorrede zur zweiten Auflage.

Den beträchtlichſten Theil dieſer Blätter, die urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaſſt und an Franzoſen gerichtet ſind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutſcher Verſion, unter dem Titel „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland," dem vaterländiſchen Publikum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel: „Die romantiſche Schule" verdienen; denn ich glaube, daſs es dem Leſer die Hauptmomente der literariſchen Bewegung, die jene Schule hervorgebracht, aufs getreuſamſte veranſchaulichen kann.

Es war meine Abſicht, auch die ſpätere Periode unſerer Literatur in ähnlicher Form zu beſprechen; aber dringendere Beſchäftigungen und äußere Verhältniſſe erlaubten mir nicht, unmittelbar ans Werk

zu gehen. Überhaupt iſt die Art der Behandlung und die Weiſe der Herausgabe bei meinen letzten Geiſteserzeugniſſen immer von zeitlichen Umſtänden bedingt geweſen. So habe ich meine Mittheilungen „zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ als einen zweiten Theil des „Salon“ publicieren müſſen; und doch ſollte dieſe Arbeit eigentlich die allgemeine Einleitung in die deutſche Literatur bilden. Ein beſonderes Miſsgeſchick, das mich bei dieſem zweiten Theile des Salons betroffen, habe ich bereits durch die Tagespreſſe zur öffentlichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte, mein Buch eigenmächtig verſtümmelt zu haben, hat dieſer Beſchuldigung durch daſſelbe Organ widerſprochen; er erklärte jene Verſtümmelung für das glorreiche Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben iſt.

Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die ſchutzloſen Gedanken ſeiner Schriftſteller. —

Geſchrieben zu Paris, im Herbſt 1835.

Heinrich Heine.

Erstes Buch.

Frau von Staël's Werk De l'Allemagne iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt, ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen, und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Übergangsliteratur? hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht? iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſei auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſei zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte*), „der Geiſt

*) Dieſer Zwiſchenſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen."

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evolutionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „Goethe'ſchen Kunſtperiode," mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem Goethe'ſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schwerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine Fortſetzung des Frau von Staël'ſchen De l'Allemagne ankündige, muſs ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche deſſelben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau von Staël, glorreichen Andenkens, hat hier in der Form eines Buches gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing und ihnen Gelegenheit gab, ſich der franzöſiſchen civiliſierten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem

Buche hervorſchreien, hört man doch immer am vernehmlichſten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo ſie ganz ſelbſt iſt, wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten, da iſt das Buch gut und vortrefflich. Sobald ſie aber fremden Einflüſterungen gehorcht, ſobald ſie einer Schule huldigt, deren Weſen ihr ganz fremd und unbegreifbar iſt, ſobald ſie durch die Anpreiſung dieſer Schule gewiſſe ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer proteſtantiſchen Klarheit in direktem Widerſpruche ſind, da iſt ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kömmt noch, daſs ſie, außer den unbewuſſten, auch noch bewuſſte Parteilichkeiten ausübt, daſs ſie durch die Lobpreiſung des geiſtigen Lebens, des Idealismus in Deutſchland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzoſen, die materielle Herrlichkeit der Kaiſerperiode, frondieren will. Ihr Buch de l'Allemagne gleicht in dieſer Hinſicht der Germania des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch ſeine Apologie der Deutſchen eine indirekte Satire gegen ſeine Landsleute ſchreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau von Staël huldigte und deren Tendenzen ſie

beförderte, ſo meinte ich die romantiſche Schule. Daſs dieſe in Deutſchland ganz etwas Anders war, als was man in Frankreich mit dieſem Namen bezeichnet, daſs ihre Tendenzen ganz verſchieden waren von denen der franzöſiſchen Romantiker, Das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantiſche Schule in Deutſchland?

Sie war nichts Anders als die Wiedererweckung der Poeſie des Mittelalters, wie ſie ſich in deſſen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunſt und Leben, manifeſtiert hatte. Dieſe Poeſie aber war aus dem Chriſtenthume hervorgegangen, ſie war eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti entſproſſen. Ich weiß nicht, ob die melancholiſche Blume, die wir in Deutſchland Paſſionsblume benamſen, auch in Frankreich dieſe Benennung führt, und ob ihr von der Volksſage ebenfalls jener myſtiſche Urſprung zugeſchrieben wird. Es iſt jene ſonderbar miſsfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Chriſti gebraucht worden, nämlich Hammer, Zange, Nägel u. ſ. w. abkonterfeit ſieht, eine Blume, die durchaus nicht häſslich, ſondern nur geſpenſtiſch iſt, ja deren Anblick ſogar ein grauenhaftes Vergnügen in unſerer Seele erregt, gleich den krampfhaft ſüßen Empfindungen,

die aus dem Schmerze ſelbſt hervorgehen. In ſolcher Hinſicht wäre dieſe Blume das geeignetſte Symbol für das Chriſtenthum ſelbſt, deſſen ſchauerlichſter Reiz eben in der Wolluſt des Schmerzes beſteht*).

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Chriſtenthum nur den römiſchen Katholicismus verſteht, ſo muſs ich doch beſonders bevorworten, daſs ich nur von letzterem ſpreche**). Ich ſpreche von jener Religion, in deren erſten Dogmen eine Verdammnis alles Fleiſches enthalten iſt, und die dem Geiſte nicht bloß eine Obermacht über das Fleiſch zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will, um den Geiſt zu verherrlichen***); ich ſpreche von jener

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

**) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe lautet der obige Satz: „Ich muſs ausdrücklich bemerken, daſs, indem ich mich des Ausdruckes Chriſtenthum bediene, ich weder von einer ſeiner Kirchen, noch von irgend einem Prieſterthum (sacerdoce), ſondern vielmehr von der Religion ſelbſt ſpreche, — von jener Religion, in deren erſten Dogmen ꝛc.“
Der Herausgeber.

***) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe hat Heine die nachfolgende Stelle in folgender Weiſe gemildert: „Erhaben und göttlich in ihrem Princip, aber, ach! zu uneigennützig für dieſe unvollkommene Welt, wird eine ſolche Reli-

Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben durch die Verdammnis des Fleisches die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit, ganz Geist zu sein, die Hypokrisie sich ausbilden musste; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden. Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, dass auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindicieren jetzt die Genüsse der Erde, dieses schönen Gottesgartens, unseres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konsequenzen jenes absoluten Spiritualismus

gion die sicherste Stütze der Despoten, welche jene absolute Verwerflichkeit der irdischen Güter, jene naive Demuth, jene fromme Geduld und himmlische Entsagung, die von den heiligen Aposteln gepredigt worden, zu ihrem Vortheile auszubeuten gewusst haben. Minder sanftmüthige Prediger sind seitdem aufgestanden, und in ihren schrecklichen Worten zeigen sie die praktischen Schwierigkeiten und gesellschaftlichen Gefahren der nazarenischen Lehren; sie lassen sich nicht mehr ꝛc.“

Der Herausgeber.

jetzt so ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daſs die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht. Denn jede Zeit ist eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihr Räthsel gelöst hat.

Keineswegs jedoch leugnen wir hier den Nutzen, den die christkatholische Weltansicht in Europa gestiftet. Sie war nothwendig als eine heilsame Reaktion gegen den grauenhaft kolossalen Materialismus, der sich im römischen Reiche entfaltet hatte und alle geistige Herrlichkeit des Menschen zu vernichten drohte. Wie die schlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichsam die pièces justificatives der französischen Revolution bilden; wie uns der Terrorismus eines comité du salut public als nothwendige Arznei erscheint, wenn wir die Selbstbekenntnisse der französischen vornehmen Welt seit der Regentschaft gelesen: so erkennt man auch die Heilsamkeit des ascetischen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus gelesen, Bücher, die man als pièces justificatives des Christenthums betrachten kann. Das Fleisch war so frech geworden in dieser Römerwelt, daſs es wohl der christlichen Disciplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gastmal eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Christenthum.

Oder etwa, wie greiſe Lüſtlinge durch Ruthenſtreiche das erſchlaffte Fleiſch zu neuer Genuſsfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom ſich mönchiſch geißeln laſſen, um raffinierte Genüſſe in der Qual ſelbſt und die Wolluſt im Schmerze zu finden?

Schlimmer Überreiz! er raubte dem römiſchen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosporus wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demſelben judäiſchen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römiſche Geſchichte ein langſames Dahinſterben, eine Agonie, die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern ſeinen Spiritualismus beſcherte, ſich an dem ſiegenden Feinde rächen wollen, wie einſt der ſterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, ſo liſtig zu überliefern wuſſte? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäiſche Gift ſo wirkſam verzehrt, daſs Helm und Harniſch ſeinen welkenden Gliedern entſanken, und ſeine imperatoriſche Schlachtſtimme herabſiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kaſtratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, Das ſtärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilſam

auf die übergefunden Völker des Nordens; die allzu-vollblütigen barbariſchen Leiber wurden chriſtlich vergeiſtigt; es begann die europäiſche Civiliſation. Das iſt eine preiswürdige, heilige Seite des Chriſtenthums. Die katholiſche Kirche erwarb ſich in dieſer Hinſicht die größten Anſprüche auf unſere Verehrung und Bewunderung. Sie hat durch große geniale Inſtitutionen die Beſtialität der nordiſchen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewuſſt.

Die Kunſtwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geiſt, und Das iſt oft ſogar ihre ganze Aufgabe. Die epiſchen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieſer Bewältigung klaſſificieren.

Von lyriſchen und dramatiſchen Gedichten kann hier nicht die Rede ſein; denn letztere exiſtierten nicht, und erſtere ſind ſich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epiſche Poeſie des Mittelalters in heilige und profane geſchieden war, ſo waren doch beide Gattungen ihrem Weſen nach ganz chriſtlich; denn, wenn die heilige Poeſie auch ausſchließlich das jüdiſche Volk, welches für das allein heilige galt, und deſſen Geſchichte, welche allein die heilige

hieß, die Helden des alten und neuen Teſtamentes, die Legende, kurz die Kirche beſang, ſo ſpiegelte ſich doch in der profanen Poeſie das ganze damalige Leben mit allen ſeinen chriſtlichen Anſchauungen und Beſtrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunſt im deutſchen Mittelalter iſt vielleicht „Barlaam und Joſaphat," ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegation, von der Enthaltſamkeit, von der Entſagung, von der Verſchmähung aller weltlichen Herrlichkeit am konſequenteſten ausgeſprochen worden. Hiernächſt möchte ich den „Lobgeſang auf den heiligen Anno" für das Beſte der heiligen Gattung halten. Aber dieſes letztere Gedicht greift ſchon weit hinaus ins Weltliche. Es unterſcheidet ſich überhaupt von dem erſteren, wie etwa ein byzantiniſches Heiligenbild von einem altdeutſchen. Wie auf jenen byzantiniſchen Gemälden, ſehen wir ebenfalls in „Barlaam und Joſaphat" die höchſte Einfachheit, nirgends iſt perſpektiviſches Beiwerk, und die lang mageren, ſtatuenähnlichen Leiber und die idealiſch ernſthaften Geſichter treten ſtreng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; — im Lobgeſang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutſchen Gemälden, das Beiwerk faſt zur Hauptſache, und trotz der grandioſen Anlage iſt doch das Einzelne aufs kleinlichſte ausgeführt, und man weiß

nicht, ob man dabei die Konception eines Riesen oder die Geduld eines Zwergs bewundern soll. Ottfried's Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poesie zu rühmen pflegt, ist lange nicht so ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen.

In der profanen Poesie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerst den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrscht noch die ganze vorchristliche Denk- und Gefühlsweise, da ist die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da stehen noch wie Steinbilder die starren Kämpen des Nordens, und das sanfte Licht und der sittige Athem des Christenthums dringt noch nicht durch die eisernen Rüstungen. Aber es dämmert allmählig in den altgermanischen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt, und es entsteht ein lichter Kampfplatz, wo der Christ mit dem Heiden kämpft; und Dieses sehen wir im Sagenkreis Karl's des Großen, worin sich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abspiegeln. Nun aber, aus der christlich spiritualisierten Kraft, entfaltet sich die eigenthümlichste Erscheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das sich endlich noch sublimiert als ein geistliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, sehen wir am anmuthigsten

verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die ſüßeſte Galanterie, die ausgebildetſte Courtoiſie und die abenteuerlichſte Kampfluſt herrſcht. Aus den ſüß närriſchen Arabesken und phantaſtiſchen Blumengebilden dieſer Gedichte grüßen uns der köſtliche Iwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben dieſem Sagenkreis ſehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral", worin das geiſtliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandioſeſten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier ſtehen wir der romantiſchen Poeſie gleichſam perſönlich gegenüber, wir ſchauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und ſie umſtrickt uns unverſehens mit ihrem ſcholaſtiſchen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Myſtik. Endlich ſehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem chriſtlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin dieſer ſogar frondiert wird, wo der Dichter ſich den Ketten der abſtrakten chriſtlichen Tugenden entwindet und wohlgefällig ſich hinabtaucht in die Genußwelt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es iſt eben nicht der ſchlechteſte Dichter, der uns das

Hauptwerk dieſer Richtung, „Triſtan und Iſolde,“ hinterlaſſen hat. Ja, ich muſs geſtehen, Gottfried von Straßburg, der Verfaſſer dieſes ſchönſten Gedichts des Mittelalters, iſt vielleicht auch deſſen größter Dichter, und er überragt noch alle Herrlichkeit des Wolfram von Eſchilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel ſo ſehr bewundern. Es iſt vielleicht jetzt erlaubt, den Meiſter Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preiſen. Zu ſeiner Zeit hat man ſein Buch gewiſs für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu ſchon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es ſind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Franceska da Polenta*) und ihr ſchöner Freund muſſten theuer dafür büßen, daſs ſie eines Tages mit einander in einem ſolchen Buche laſen; — die größere Gefahr freilich beſtand darin, daſs ſie plötzlich zu leſen aufhörten!

Die Poeſie in allen dieſen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romantiſche und letztere die klaſſiſche

*) „Franceska von Rimini“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Poesie. Diese Benennungen aber sind nur unsichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichsten Verwirrnissen, die noch gesteigert wurden, wenn man die antike Poesie statt klassisch auch plastisch nannte. Hier lag besonders der Grund zu Missverständnissen. Nämlich, die Künstler sollen ihren Stoff immer plastisch bearbeiten, er mag christlich oder heidnisch sein, sie sollen ihn in klaren Umrissen darstellen, kurz: plastische Gestaltung soll in der romantisch modernen Kunst, ebenso wie in der antiken Kunst, die Hauptsache sein. Und in der That, sind nicht die Figuren in der göttlichen Komödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben so plastisch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterschied besteht darin, dass die plastischen Gestalten in der antiken Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee, die der Künstler darstellen wollte, z. B. dass die Irrfahrten des Odysseus gar nichts Anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odysseus hieß; dass ferner der Bacchus, den wir im Louvre sehen, nichts Anders ist als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wollust in den gewölbt weichen Lippen. Anders ist es in der

romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, Das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuſs, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts Anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daſs er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daſs ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftiger Weiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen.

Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſein mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche

Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerlei ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Überſchwängliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen, das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern, wo die Poeſie ebenfalls das Unendliche darſtellen wollte, und ungeheure Ausgeburten der Phantaſie zum Vorſchein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantiſch halten und auch romantiſch zu nennen pflegen.

Von der Muſik des Mittelalters können wir nicht Viel ſagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erſt ſpät, im ſechzehnten Jahrhundert, entſtanden die Meiſterwerke der katholiſchen Kirchenmuſik, die man in ihrer Art nicht genug ſchätzen kann, da ſie den chriſtlichen Spiritualismus am reinſten ausſprechen. Die recitierenden Künſte, ſpiritualiſtiſch ihrer Natur

nach, konnten im Christenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war diese Religion für die bildenden Künste. Denn da auch diese den Sieg des Geistes über die Materie darstellen sollten, und dennoch eben diese Materie als Mittel ihrer Darstellung gebrauchen mussten, so hatten sie gleichsam eine unnatürliche Aufgabe zu lösen. Daher in Skulptur und Malerei jene abscheulichen Themata: Martyrbilder, Kreuzigungen, sterbende Heilige, Zerstörung des Fleisches. Die Aufgaben selbst waren ein Martyrthum der Skulptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke sehe, wo durch schiefstehende Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängstlich unbeholfene Gewänder die christliche Abstinenz und Entsinnlichung dargestellt werden soll, so erfasst mich unsägliches Mitleid mit den Künstlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünstigter, da das Material ihrer Darstellung, die Farbe, in seiner Unerfassbarkeit, in seiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht so derb widerstrebte wie das Material der Skulptoren; dennoch mussten auch sie, die Maler, mit den widerwärtigsten Leidensgestalten die seufzende Leinwand belasten. Wahrlich, wenn man manche Gemäldesammlung betrachtet und Nichts als Blutscenen, Stäupen und Hinrichtung dargestellt sieht, so sollte

man glauben, die alten Meiſter hätten dieſe Bilder für die Galerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menſchliche Genius weiß ſogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es, die unnatürliche Aufgabe ſchön und erhebend zu löſen, und namentlich die Italiäner wuſſten der Schönheit etwas auf Koſten des Spiritualismus zu huldigen und ſich zu jener Idealität emporzuſchwingen, die in ſo vielen Darſtellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholiſche Kleriſei hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Senſualismus immer einige Zugeſtändniſſe gemacht. Dieſes Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz' verklärt iſt, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen ſinnlichen Reizen geſchmückt zu werden. Denn dieſes Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schoß des Chriſtenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichſam die ſchöne dame du comptoir der katholiſchen Kirche, die deren Kunden, beſonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt*).

*) In den franzöſiſchen Ausgaben lautet dieſer Satz: „Die Jungfrau Maria war die Burgfrau (la dame châte-

Die Baukunſt trug im Mittelalter denſelben Charakter wie die anderen Künſte; wie denn überhaupt damals alle Manifeſtationen des Lebens aufs wunderbarſte mit einander harmonierten. Hier, in der Architektur, zeigt ſich dieſelbe paraboliſche Tendenz wie in der Dichtkunſt. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck bringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Doms ſelbſt iſt ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt, dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daſs man ſie für ausgeſchnitzelt, daſs

laine) der katholiſchen Kirche, welche die Ritter des Nordens mit ihrem ſüßen himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt."

Der Herausgeber.

man sie für Brabanter Spitzen von Marmor halten sollte, dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wusste, dass er fast gespenstisch durchgeistet erscheint, dass sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht.

Aber die Künste sind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholicismus erlosch, so verhallte und erblich er auch in der Kunst. Zur Zeit der Reformation schwand allmählich die katholische Poesie in Europa, und an ihrer Stelle sehen wir die längst abgestorbene griechische Poesie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künstlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen steckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel schützte sie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeschichte ist nicht jedes Ereignis die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereignisse bedingen sich vielmehr wechselseitig. Keineswegs bloß durch die griechischen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigriert, ist die Liebe für das Griechenthum und die Sucht, es nachzuahmen, bei uns allgemein geworden, sondern auch in der Kunst, wie im Leben, regte sich ein gleichzeitiger Protestantismus; Leo X., der prächtige

Medicäer, wär ein eben ſo eifriger Proteſtant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateiniſcher Proſa proteſtierte, ſo proteſtierte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgeſtalten des Michel Angelo, die lachenden Nymphengeſichter des Giulio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Verſen des Meiſters Ludovico nicht einen proteſtierenden Gegenſatz zu dem altdüſtern, abgehärmten Katholicismus? Die Maler Italiens polemiſierten gegen das Pfaffenthum vielleicht weit wirkſamer als die ſächſiſchen Theologen. Das blühende Fleiſch auf den Gemälden des Tizian, Das iſt Alles Proteſtantismus. Die Lenden ſeiner Venus ſind viel gründlichere Theſen, als die, welche der deutſche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals, als hätten die Menſchen ſich plötzlich erlöſt gefühlt von tauſendjährigem Zwang; beſonders die Künſtler athmeten wieder frei, als ihnen der Alp des Chriſtenthums von der Bruſt gewälzt ſchien; enthuſiaſtiſch ſtürzten ſie ſich in das Meer griechiſcher Heiterkeit, aus deſſen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambroſiſche Freude des Olymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Luſt die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten

befangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entſtand die Periode der neuklaſſiſchen Poeſie.

Wie ſich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetſten ausgebildet, ſo gewann hier jene neuklaſſiſche Poeſie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewiſſermaßen eine ſelbſtändige Originalität. Durch den politiſchen Einfluſs des großen Königs verbreitete ſich dieſe neuklaſſiſche Poeſie im übrigen Europa; in Italien, wo ſie ſchon einheimiſch geworden war, erhielt ſie ein franzöſiſches Kolorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der franzöſiſchen Tragödie nach Spanien; ſie gingen nach England mit Madame Henriette; und wir Deutſchen, wie ſich von ſelbſt verſteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Verſailles unſere tölpiſchen Tempel. Der berühmteſte Oberprieſter derſelben war Gottſched, jene große Allongeperücke, die unſer theurer Goethe in ſeinen Memoiren ſo trefflich beſchrieben hat.

Leſſing war der literariſche Arminius, der unſer Theater von jener Fremdherrſchaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abgeſchmacktheit jener Nachahmungen des franzöſiſchen Theaters, das ſelbſt wieder dem Griechiſchen nachgeahmt ſchien. Aber nicht bloß durch ſeine Kritik,

ſondern auch durch ſeine eignen Kunſtwerke ward er der Stifter der neuern deutſchen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geiſtes, alle Seiten des Lebens verfolgte dieſer Mann mit Enthuſiasmus und Uneigennützigkeit. Kunſt, Theologie, Alterthumswiſſenſchaft, Dichtkunſt, Theaterkritik, Geſchichte, Alles trieb er mit demſelben Eifer und zu demſelben Zwecke. In allen ſeinen Werken lebt dieſelbe große ſociale Idee, dieſelbe fortſchreitende Humanität, dieſelbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Meſſias wir noch erwarten. Dieſe Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüſte. Und dann fehlte ihm auch die Kunſt, den Stein in Brot zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil ſeines Lebens in Armuth und Drangſal; Das iſt ein Fluch, der faſt auf allen großen Geiſtern der Deutſchen laſtet, und vielleicht erſt durch die politiſche Befreiung getilgt wird. Mehr als man ahnte, war Leſſing auch politiſch bewegt, eine Eigenſchaft, die wir bei ſeinen Zeitgenoſſen gar nicht finden; wir merken jetzt erſt, was er mit der Schilderung des Duodezdeſpotismus in „Emilia Galotti“ gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geiſtesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn ſeine theologiſchen Schriften verſtand man ſchon beſſer. Die

Fragmente „über Erziehung des Menſchengeſchlechts,“ welche Eugène Rodrigue ins Franzöſiſche überſetzt hat, können vielleicht den Franzoſen von der umfaſſenden Weite des Leſſing'ſchen Geiſtes einen Begriff geben. Die beiden kritiſchen Schriften, welche den meiſten Einfluſs auf die Kunſt ausgeübt, ſind ſeine „Hamburgiſche Dramaturgie“ und ſein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.“ Seine ausgezeichnetſten Theaterſtücke ſind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weiſe.

Gotthold Ephraim Leſſing ward geboren zu Camenz in der Lauſitz den 22. Januar 1729, und ſtarb zu Braunſchweig den 15. Februar 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit ſeiner Polemik das Alte zerſtörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit ſelber etwas Neues und Beſſeres ſchuf; er glich, ſagt ein deutſcher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft geſtört wurden, und dann mit der einen Hand gegen dieſe kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshauſe weiter bauten. Es iſt hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Leſſing ſagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs er in der ganzen Literaturgeſchichte derjenige Schriftſteller iſt, den ich am meiſten liebe.

Noch eines anderen Schriftstellers, der in demselben Geiste und zu demselben Zwecke wirkte und Lessing's nächster Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; seine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hierher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeschichte einen ganz einsamen Platz einnimmt, und sein Verhältnis zu Zeit und Zeitgenossen noch immer nicht bestimmt ausgesprochen werden kann. Es ist Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Ostpreußen und gestorben zu Weimar in Sachsen im Jahre 1803.

Die Literaturgeschichte ist die große Morgue, wo Jeder seine Todten aufsucht, die er liebt oder womit er verwandt ist. Wenn ich da unter so vielen unbedeutenden Leichen den Lessing oder den Herder sehe mit ihren erhabenen Menschengesichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne euch flüchtig die blassen Lippen zu küssen!

Wenn aber Lessing die Nachahmerei des französischen Aftergriechenthums gar mächtig zerstörte, so hat er doch selbst, eben durch seine Hinweisung auf die wirklichen Kunstwerke des griechischen Alterthums, gewissermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorschub geleistet. Durch seine Bekämpfung des religiösen Aberglaubens beförderte er sogar die nüchterne Aufklärungssucht, die sich zu

Berlin breit machte, und im ſeligen Nicolai ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihr Arſenal beſaß. Die kläglichſte Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Weſen zu treiben, und das Läppiſche und Leere blies ſich auf, wie der Froſch in der Fabel.

Man irrt ſehr, wenn man etwa glaubt, daſs Goethe, der damals ſchon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt geweſen ſei. Sein „Götz von Berlichingen“ und ſein „Werther“ waren mit Begeiſterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichſten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Niſche in dem Tempel der Literatur. Nur den „Götz“ und den „Werther“ hatte das Publikum, wie geſagt, mit Begeiſterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artiſtiſchen Vorzüge, die faſt Niemand in dieſen Meiſterwerken zu ſchätzen verſtand. Der „Götz“ war ein dramatiſierter Ritterroman, und dieſe Gattung liebte man damals. In dem „Werther“ ſah man nur die Bearbeitung einer wahren Geſchichte, die des jungen Jeruſalem, eines Jünglings, der ſich aus Liebe todtgeſchoſſen und dadurch in jener windſtillen Zeit einen ſehr ſtarken Lärm gemacht; man las mit Thränen ſeine rührenden Briefe; man bemerkte ſcharfſinnig, daſs die

Art, wie Werther aus einer adeligen Gesellschaft entfernt worden, seinen Lebensüberdruß gesteigert habe; die Frage über den Selbstmord gab dem Buche noch mehr Besprechung; einige Narren verfielen auf die Idee, sich bei dieser Gelegenheit ebenfalls todtzuschießen; das Buch machte durch seinen Stoff einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von August Lafontaine wurden jedoch eben so gern gelesen, und da Dieser unaufhörlich schrieb, so war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter, mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Ramler zu Berlin in der Poesie aufnehmen konnte. Abgöttisch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe. Das Theater beherrschte Iffland mit seinen bürgerlich larmoyanten Dramen und Kotzebue mit seinen banal witzigen Possen*).

Diese Literatur war es, wogegen sich während

*) In der älteren deutschen Ausgabe fehlt das Wort „bürgerlich," und statt „banal" steht „trivial." Der Satz lautet in der neuesten französischen Ausgabe: „Indeß wollen wir gern einräumen, daß der Verfasser des „Oberon" und des „Aristipp" seine großen Erfolge verdient hat; er beschenkte Deutschland mit schönen und nützlichen Werken, er war ein Riese neben Iffland, der das Theater mit seinen bürgerlichen Dramen, und Kotzebue, der es mit seinen zahllosen Lustspielen beherrschte." Der Herausgeber.

den letzen Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Schule in Deutschland erhob, die wir die romantische genannt, und als deren Gérants sich uns die Herren August Wilhelm und Friedrich Schlegel präsentiert haben. Jena, wo sich diese beiden Brüder nebst vielen gleichgestimmten Geistern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue ästhetische Doktrin sich verbreitete. Ich sage: Doktrin, denn diese Schule begann mit Beurtheilung der Kunstwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunstwerken der Zukunft. In diesen beiden Richtungen hat die Schlegel'sche Schule große Verdienste um die ästhetische Kritik. Bei der Beurtheilung der schon vorhandenen Kunstwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewiesen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jenem Aufdecken der artistischen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Lessing's, sie bemächtigten sich seines großen Schlachtschwerts; nur war der Arm des Herren August Wilhelm Schlegel viel zu zart schwächlich und das Auge seines Bruders Friedrich viel zu mystisch umwölkt, als daſs Jener so stark und Dieser so scharftreffend zuschlagen konnte wie Lessing. In der reproducierenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines

Kunstwerks veranschaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo diese zum Verständnis gebracht werden mussten, da sind die Herren Schlegel dem alten Lessing ganz überlegen. Was soll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meisterwerke sagen! Da offenbarte sich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Lessing zu finden glauben. Auch Dieser, so stark er im Verneinen ist, so schwach ist er im Bejahen, selten kann er ein Grundprincip aufstellen, noch seltener ein richtiges. Es fehlte ihm der feste Boden einer Philosophie, eines philosophischen Systems. Dieses ist nun bei den Herren Schlegel in noch viel trostloserem Grade der Fall*). Man fabelt Mancherlei von dem Einfluss des Fichte'schen Idealismus und der Schelling'schen Naturphilosophie auf die romantische Schule, die man sogar ganz daraus hervorgehen lässt. Aber ich sehe hier höchstens nur den Einfluss einiger Fichte'schen und Schelling'schen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluss einer Philosophie**). Herr Schelling, der da-

*) Die nachfolgende Stelle bis zum Schlusse des Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) Hier folgt in der älteren deutschen Ausgabe die nachstehende Stelle: „Und Dieses erklärt sich schon aus dem ein-

mals in Jena docierte, hat freilich persönlich großen Einfluſs auf die romantische Schule ausgeübt; er ist, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, es sei noch zweifelhaft, ob er nicht seine sämmtlichen philosophischen Lehren in einem poetischen, ja metrischen Gewande herausgeben solle. Dieser Zweifel charakterisiert den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meisterwerke, die sie sich bei den Poeten ihrer Schule bestellten, keine feste Theorie angeben konnten, so ersetzten sie diesen Mangel dadurch, daſs sie die besten Kunstwerke der Vergangenheit als Muster

---

sachen Grunde, weil damals schon Fichte's Philosophie in sich selbst zerfallen und Fichte selbst sie durch Beimischung Schelling'scher Sätze ungenießbar gemacht hat, und weil anderen Theils Herr Schelling nie eine Philosophie aufgestellt, sondern nur ein vages Philosophieren, ein unsicheres Improvisieren poetischer Philosopheme, verbreitet hat. Vielleicht aus dem Fichte'schen Idealismus, jenem tiefironischen Systeme, wo das Ich dem Nicht-Ich entgegengesetzt ist und dieses vernichtet, nahm die romantische Schule die Lehre von der Ironie, die der selige Solger besonders ausgebildet hat, die auch die Herren Schlegel anfänglich als das Wesen der Kunst angesehen, später aber als unfruchtbar erfunden und gegen die positiveren Axiome der Schelling'schen Identitätslehre vertauscht haben. Herr Schelling, der damals in Jena docierte, hat aber jedenfalls persönlich großen Einfluſs ꝛc."

Der Herausgeber.

anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptſächlich die Werke der chriſtlich-katholiſchen Kunſt des Mittelalters. Die Überſetzung des Shakſpeare's, der an der Grenze dieſer Kunſt ſteht und ſchon proteſtantiſch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemiſchen Zwecken beſtimmt, deren Beſprechung hier zu weitläufig wäre*). Auch wurde dieſe Überſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen zu einer Zeit, als man ſich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthuſiasmiert hatte. Später, als Dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakſpeare angeprieſen; denn bei Jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am reinſten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten: Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Komödien des kaſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſche Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgebildet mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der „Andacht zum Kreuz,"

*) Vgl. Heine's Sämmtl. Werke, Bd. III, S. 181.

oder zur Ehre der Mutter-Gottes ſchlug, wie im „ſtandhaften Prinzen“; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit, wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen*) in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne, dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkiſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und Das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man Folgendes erzählt. Sie hatte bemerkt, daſs ihre Dame ein Wunderelixir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in

*) „von Obrigkeitswegen,“ fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Abwesenheit der Dame nahm sie nun aus deren Toilette das Fläschchen, welches jenes Elixir enthielt; statt aber nur einige Tropfen zu trinken, that sie einen so großen, langen Schluck, daſs sie durch die höchstgesteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks nicht bloß wieder jung, sondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, so ging es namentlich unserem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der besten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters so Viel eingeschluckt, daſs er fast wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau von Staël so sehr viele Mühe hatte zu bewundern. Sie gesteht selber, daſs es ihr kurios vorkomme, wenn eine Person in einem Drama mit einem Monolog debütiert, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifacius, und ich komme, euch zu sagen u. s. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch seinen Roman: „Sternbald's Wanderungen“ und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewissen Wackenroder geschriebenen „Herzensergieſsungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ auch den bildenden Künstlern die naiven, rohen Anfänge der Kunst als Muster dargestellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieser Werke, die sich eben in ihrer technischen

Unbeholfenheit kundgiebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man Nichts mehr wiſſen, kaum einmal von ſeinem Lehrer Perugino, den man freilich ſchon höher ſchätzte, und in welchem man noch Reſte jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unſterblichen Meiſterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fieſole ſo andachtsvoll bewunderte. Will man ſich hier einen Begriff von dem Geſchmacke der damaligen Kunſtenthuſiaſten machen, ſo muſs man nach dem Louvre gehen, wo noch die beſten Gemälde jener Meiſter hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man ſich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, ſo muſs man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube, jene Bilder im erſten Saale des Louvre ſind noch immer viel zu graciöſe, als daſs man ſich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunſtgeſchmack machen könnte. Man muſs ſich dieſe altitaliäniſchen Bilder noch obendrein ins Altdeutſche überſetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutſchen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und alſo nachahmungswürdiger als die altitaliäniſchen. Denn die Deut-

ſchen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort, wofür die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck hat) das Chriſtenthum tiefer aufzufaſſen als andre Nationen, und Friedrich Schlegel und ſein Freund Herr Joſeph Görres wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Reſten altdeutſcher Gemälde und Bildwerke, die man gleich heiligen Reliquien blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutſchen Parnaſs jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber, auch hier habe ich viel zu wenig geſagt. Ein franzöſiſcher Wahnſinn iſt noch lange nicht ſo wahnſinnig wie ein deutſcher; denn in dieſem, wie Polonius ſagen würde, iſt Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entſetzlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit, wovon ſich ein oberflächlicher franzöſiſcher Narr nicht einmal einen Begriff machen kann, trieb man jene deutſche Tollheit.

Der politiſche Zuſtand Deutſchlands war der chriſtlich-altdeutſchen Richtung noch beſonders günſtig. Noth lehrt beten, ſagt das Sprichwort, und wahrlich, nie war die Noth in Deutſchland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Chriſtenthum zugänglicher als damals. Kein Volk

hegt mehr Anhänglichkeit für seine Fürsten wie das deutsche, und mehr noch als der traurige Zustand, worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrschaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer besiegten Fürsten, die sie zu den Füßen Napoleon's kriechen sahen, was die Deutschen aufs unleidlichste betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häusern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrschaft erdulden muss, noch tiefer empfinden als diese selbst, und die im Verborgenen ihre kummervollsten Thränen weinen, wenn etwa das herrschaftliche Silberzeug verkauft werden soll, und die sogar ihre ärmlichen Ersparnisse heimlich dazu verwenden, dass nicht bürgerliche Talglichter statt adliger Wachskerzen auf die herrschaftliche Tafel gesetzt werden, wie wir Solches mit hinlänglicher Rührung in den alten Schauspielen sehen. Die allgemeine Betrübnis fand Trost in der Religion, und es entstand ein pietistisches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hilfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein Anderer helfen als der liebe Gott selbst. Auf die weltlichen Heerscharen war nicht mehr zu rechnen, und man musste vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden.

Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig ertragen. Aber unsere Fürsten, während sie hofften, durch Gott von ihm befreit zu werden, gaben sie auch zugleich dem Gedanken Raum, dass die zusammengefassten Kräfte ihrer Völker dabei sehr mitwirksam sein möchten, man suchte in dieser Absicht den Gemeinsinn unter den Deutschen zu wecken, und sogar die allerhöchsten Personen sprachen jetzt von deutscher Volksthümlichkeit, vom gemeinsamen deutschen Vaterlande, von der Vereinigung der christlich germanischen Stämme, von der Einheit Deutschlands. Man befahl uns den Patriotismus, und wir wurden Patrioten; denn wir thun Alles, was uns unsere Fürsten befehlen.

Man muss sich aber unter diesem Patriotismus nicht dasselbe Gefühl denken, das hier in Frankreich diesen Namen führt. Der Patriotismus des Franzosen besteht darin, dass sein Herz erwärmt wird, durch diese Wärme sich ausdehnt, sich erweitert, dass es nicht mehr bloß die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich, das ganze Land der Civilisation mit seiner Liebe umfasst. Der Patriotismus des Deutschen hingegen besteht darin, dass sein Herz enger wird, dass es sich zusammenzieht, wie Leder in der Kälte, dass er das Fremdländische hasst, dass er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer,

sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealische Flegelthum, das Herr Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.

Was sich bald darauf in Deutschland ereignete, ist euch allzu wohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzu lang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körner'schen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun Alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird.

In der Periode, wo dieser Kampf vorbereitet wurde, musste eine Schule, die dem französischen Wesen feindlich gesinnt war, und alles Deutsch-Volksthümliche in Kunst und Leben hervorrühmte, ihr

trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirierte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirierte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nämlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphierte auch definitiv die volksthümlich-germaniſch-chriſtlich-romantiſche Schule, die „neu-deutſch-religiös-patriotiſche Kunſt.“ Napoleon, der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaktion nicht aus, welche jeder Übertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaktion gegen die brutale Herrſchaft des imperial-römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaktion gegen den bis zur blödſinnigſten Abtödtung ausgearteten chriſtlichen Spiritualismus zu betrachten

iſt; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaktion gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klaſſiſchen Kunſt gelten kann: ſo ſehen wir jetzt auch eine Reaktion gegen die Wiedereinführung jener katholiſch-feudaliſtiſchen Denkweiſe, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort gepredigt worden und unter höchſt befremdlichen Umſtänden. Als nämlich die alten Künſtler des Mittelalters, die empfohlenen Muſter, ſo hoch geprieſen und bewundert ſtanden, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewuſſt, daſs dieſe Männer an das Thema glaubten, welches ſie darſtellten, daſs ſie in ihrer kunſtloſen Einfalt mehr leiſten konnten als die ſpäteren glaubenloſen Meiſter, die es im Techniſchen viel weiter gebracht, daſs der Glaube in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fieſole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künſtler allnun, die es mit der Kunſt ernſthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das Unerklärbar-Myſtiſche der alten Werke nachahmen wollten, Dieſe entſchloſſen ſich, zu derſelben Hippokrene zu wandern, wo auch die alten Meiſter ihre mirakuloſe

Begeiſterung geſchöpft; ſie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Chriſti mit der Milch ſeiner Eſelin die ſchwindſüchtige deutſche Kunſt wieder ſtärken ſollte; mit einem Worte, ſie begaben ſich in den Schoß der alleinſeligmachenden römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantiſchen Schule bedurfte es keines formellen Übergangs, ſie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Clemens Brentano, und ſie entſagten nur ihren bisherigen freigeiſtigen Anſichten. Andere aber waren im Schoße der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller u. ſ. w., und ihr Übertritt zum Katholicismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftſteller erwähnt; die Zahl der Maler, die ſcharenweis das evangeliſche Glaubensbekenntnis und die Vernunft*) abſchworen, war weit größer.

Wenn man nun ſah, wie dieſe jungen Leute vor der römiſch-katholiſchen Kirche gleichſam Queue machten, und ſich in den alten Geiſteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter ſich mit ſo

*) Die Worte: „und die Vernunft" fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

vieler Kraft befreit hatten, da schüttelte man in Deutschland sehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daſs eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europas verschworen, die Hand im Spiele hatte, daſs es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wusste, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln*), da entstand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland.

Ich habe Geistesfreiheit und Protestantismus zusammen genannt; ich hoffe aber, daſs man mich, obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, keiner Parteilichkeit für letztere beschuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Parteilichkeit habe ich Geistesfreiheit und Protestantismus zusammengenannt; und in der That, es besteht in Deutschland ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden. Auf jeden Fall sind sie beide verwandt, und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der protestantischen Kirche manche fatale Engsinnigkeit vor-

*) Die Worte: „wie einst — in Hameln" fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

wirft, so muss man doch zu ihrem unsterblichen Ruhme bekennen: indem durch sie die freie Forschung in der christlichen Religion erlaubt und die Geister vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forschung überhaupt in Deutschland Wurzel schlagen und die Wissenschaft sich selbständig entwickeln können. Die deutsche Philosophie, obgleich sie sich jetzt neben die protestantische Kirche stellt, ja sich über sie heben will, ist doch immer nur ihre Tochter; als solche ist sie immer in Betreff der Mutter zu einer schonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandtschaftsinteressen verlangten es, dass sie sich verbündeten, als sie beide von der gemeinschaftlichen Feindin, von dem Jesuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der protestantischen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben sich zu gleicher Zeit gegen die Restauratoren des Katholicismus; und wie sich von selbst versteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Interessen der Philosophie oder der protestantischen Kirche, sondern für die Interessen der bürgerlichen Freiheit besorgt waren, traten ebenfalls zu dieser Opposition. Aber in Deutschland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphilosophen und Theologen, und es ist immer dieselbe Idee der Freiheit, wofür sie kämpfen, sie mögen nun ein rein poli-

tiſches, oder ein philoſophiſches oder ein theologiſches Thema behandeln. Dieſes zeigt ſich am offenbarſten in dem Leben des Mannes, der die romantiſche Schule in Deutſchland ſchon bei ihrer Entſtehung untergraben und jetzt am meiſten dazu beigetragen hat, ſie zu ſtürzen. Es iſt Johann Heinrich Voß.

Dieſer Mann iſt in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es Wenige, denen das deutſche Volk in Hinſicht ſeiner geiſtigen Ausbildung mehr verdankt als eben ihm. Er iſt vielleicht nach Leſſing der größte Bürger in der deutſchen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daſs ich nicht allzu kärglichen Wortes ihn beſpreche.

Die Biographie des Mannes iſt faſt die aller deutſchen Schriftſteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahre 1751 *) im Mecklenburgiſchen, von armen Eltern, ſtudierte Theologie, vernachläſſigte ſie, als er die Poeſie und die Griechen kennen lernte, beſchäftigte ſich ernſthaft mit dieſen Beiden, gab Unterricht, um nicht zu verhungern, wurde Schulmeiſter zu Otterndorf im Lande Hadeln, überſetzte die Alten und lebte arm, frugal und arbeitſam bis

*) In den franzöſiſchen Ausgaben ſteht irrigerweiſe 1750.
Der Herausgeber.

in ſein fünfundſiebenzigſtes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantiſchen Poeten zupften beſtändig an ſeinem Lorber, und ſpöttelten Viel über den altmodiſchen, ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal ſogar plattdeutſcher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe beſungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, ſondern einen ſchlichten proteſtantiſchen Pfarrer und ſeine tugendhafte Familie zu Helden ſeiner Dichtungen wählte, und der ſo kerngeſund und bürgerlich und natürlich war, während ſie, die neuen Troubadoure, ſo ſomnambüliſch kränklich, ſo ritterlich vornehm und ſo genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauſchten Sänger der liederlich romantiſchen Lucinde, wie fatal muſſte er ihm ſein, dieſer nüchterne Voß mit ſeiner „keuſchen Louiſe“ und ſeinem „alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau!“ Herr Auguſt Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholicismus nie ſo ehrlich gemeint hat wie ſein Bruder*), der konnte ſchon mit dem alten Voß viel beſſer harmo-

*) qui n'avait pas poussé les choses aussi loin que son frère, heißt es in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

nieren, und es bestand zwischen Beiden eigentlich nur eine Übersetzer-Rivalität, die übrigens für die deutsche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte schon vor Entstehung der neuen Schule den Homer übersetzt, jetzt übersetzte er mit unerhörtem Fleiß auch die übrigen heidnischen Dichter des Alterthums, während Herr August Wilhelm Schlegel die christlichen Dichter der romantisch katholischen Zeit übersetzte. Beider Arbeiten wurden bestimmt durch die versteckt polemische Absicht; Voß wollte die klassische Poesie und Denkweise durch seine Übersetzungen befördern; während Herr August Wilhelm Schlegel die christlich-romantischen Dichter in guten Übersetzungen dem Publikum zur Nachahmung und Bildung zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte sich sogar in den Sprachformen beider Übersetzer. Während Herr Schlegel immer süßlicher und zimperlicher seine Worte glättete, wurde Voß in seinen Übersetzungen immer herber und derber, die späteren sind durch die hineingefeilten Rauheiten fast unaussprechbar; so daß, wenn man auf dem blank polierten, schlüpfrigen Mahagoni-Parkett der Schlegel'schen Verse leicht ausglitschte, so stolperte man eben so leicht über die versificierten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich aus Rivalität wollte Letzterer auch den Shakspeare über-

ſetzen, welchen Herr Schlegel in ſeiner erſten Periode ſo vortrefflich ins Deutſche übertragen; aber Das bekam dem alten Voß ſehr ſchlecht und ſeinem Verleger noch ſchlimmer; die Überſetzung miſslang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich überſetzt, wo ſeine Verſe manchmal wie geſchlagene Sahne ſind, wobei man nicht weiß, wenn man ſie zu Munde führt, oo man ſie eſſen oder trinken ſoll, da iſt Voß hart wie Stein, und man muſs fürchten, ſich die Kinnlade zu zerbrechen, wenn man ſeine Verſe ausſpricht. Aber was eben den Voß ſo gewaltig auszeichnete, Das iſt die Kraft, womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutſchen Sprache, ſondern auch mit jenem jeſuitiſch-ariſtokratiſchen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutſchen Literatur ſein miſsgeſtaltetes Haupt hervorreckte; und Voß ſchlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel*), ein deutſcher Schriftſteller, welcher als einer der bitterſten Gegner von Voß bekannt iſt, nennt ihn einen niederſächſiſchen Bauern. Trotz der ſchmähenden Abſicht, iſt doch dieſe Benennung ſehr treffend. In der That, Voß iſt

*) Der Name fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ein niederſächſiſcher Bauer, ſo wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevalereſke, alle Kourteoiſie, alle Graciöſität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, ſtarkmännlichen Volksſtamme, dem das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden muſſte, der ſich erſt nach drei verlorenen Schlachten dieſer Religion unterwarf, der aber immer noch in ſeinen Sitten und Weiſen viel nordiſch heidniſche Starrheit behalten, und in ſeinen materiellen und geiſtigen Kämpfen ſo tapfer und hartnäckig ſich zeigt wie ſeine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in ſeiner Polemik und in ſeinem ganzen Weſen betrachte, ſo iſt mir, als ſähe ich den alten einäugigen Odin ſelbſt, der ſeine Aſenburg verlaſſen, um Schulmeiſter zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holſteinern die lateiniſchen Deklinationen und den chriſtlichen Katechismus einſtudiert, und der in ſeinen Nebenſtunden die griechiſchen Dichter ins Deutſche überſetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verſe damit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühſamen Geſchäftes überdrüſſig, den armen Fritz Stolberg mit dem Hammer auf den Kopf ſchlägt.

Das war eine famoſe Geſchichte. Friedrich, Graf von Stolberg, war ein Dichter der alten

Schule und außerordentlich berühmt in Deutschland, vielleicht minder durch seine poetischen Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutschen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stolberg war ein liberaler Mann von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetische Schule stifteten. Ich empfehle den französischen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu lesen, worin Johann Heinrich Voß das idyllische Zusammenleben des Dichterbundes geschildert, wozu er und Fritz Stolberg gehörten. Diese Beiden waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterschar. Als nun Fritz Stolberg mit Eklat zur katholischen Kirche überging, und Vernunft und Freiheitsliebe abschwor, und ein Beförderer des Obskurantismus wurde, und durch sein vornehmes Beispiel gar viele Schwächlinge nachlockte, da trat Johann Heinrich Voß, der alte siebzigjährige Mann, dem eben so alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und schrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ Er analysierte darin Dessen ganzes Leben, und zeigte, wie die aristokratische Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie sie nach den Ereignissen der französischen Revolution immer sichtbarer hervortrat; wie Stol-

berg ſich der ſogenannten Adelskette, die den franzöſiſchen Freiheitsprincipien entgegenwirken wollte, heimlich anſchloſs; wie dieſe Adligen ſich mit den Jeſuiten verbanden; wie man durch die Wiederherſtellung des Katholicismus auch die Adelsintereſſen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Reſtauration des chriſtkatholiſchen feudaliſtiſchen Mittelalters und der Untergang der proteſtantiſchen Denkfreiheit und des politiſchen Bürgerthums betrieben wurden. Die deutſche Demokratie und die deutſche Ariſtokratie, die ſich vor den Revolutionszeiten, als jene noch Nichts hoffte und dieſe noch Nichts befürchtete, ſo unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, dieſe ſtanden ſich jetzt als Greiſe gegenüber und kämpften den Todeskampf.

Der Theil des deutſchen Publikums, der die Bedeutung und die entſetzliche Nothwendigkeit dieſes Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältniſſen, von kleinen Lebensereigniſſen, die aber in ihrer Zuſammenſtellung ein beweiſendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch ſogenannte vornehme Seelen, die mit aller Erhabenheit über engherzige Kleinigkeitskrämerei ſchrieen und den armen Voß der Klatſchſucht bezichtigen. Andere, Spießbürger, die beſorgt waren, man möchte von ihrer eigenen

Misère auch einmal die Gardine fortziehen. Diese eiferten über die Verletzung des literarischen Herkommens, wonach alle Persönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, streng verboten seien. Als nun Fritz Stolberg in derselben Zeit starb, und man diesen Sterbefall dem Kummer zuschrieb, und gar nach seinem Tode das „Liebesbüchlein" herauskam, worin er mit frömmelnd christlichem, verzeihendem, echt jesuitischem Tone über den armen verblendeten Freund sich aussprach, da flossen die Thränen des deutschen Mitleids, da weinte der deutsche Michel seine dicksten Tropfen, und es sammelte sich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meisten Scheltworte erhielt er von eben denselben Menschen, für deren geistiges und weltliches Heil er gestritten.

Überhaupt kann man in Deutschland auf das Mitleid und die Thränendrüsen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig misshandelt wird*). Die Deutschen gleichen dann jenen alten Weibern, die nie versäumen, einer Exekution zuzusehen, die sich da als die neugierigsten Zuschauer

*) Die nachfolgende Stelle bis zum Schluss des Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

vorandrängen, beim Anblick des armen Sünders und seiner Leiden aufs bitterste jammern und ihn sogar vertheidigen. Diese Klageweiber, die bei literarischen Exekutionen so jammervoll sich gebärden, würden aber sehr verdrießlich sein, wenn der arme Sünder, dessen Auspeitschung sie eben erwarteten, plötzlich begnadigt würde und sie sich, ohne Etwas gesehen zu haben, wieder nach Hause trollen müssten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann Denjenigen, der sie in ihren Erwartungen getäuscht hat.

Indessen, die Vossische Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und sie zerstörte in der öffentlichen Meinung die grassierende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutschland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte sich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte sich nur für Dessen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenschriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch diese Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den schlimmsten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, sondern auch die Pietisten, die Quietisten, die lutherischen Mystiker, kurz alle jene supernaturalistischen Sekten der protestantischen Kirche, die untereinander so sehr verschiedene Meinungen

hegen, vereinigten sich doch mit gleich großem Hasse gegen Johann Heinrich Voß, den Rationalisten. Mit diesem Namen bezeichnet man in Deutschland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihre Rechte einräumen, im Gegensatz zu den Supernaturalisten, welche sich da mehr oder minder jeder Vernunfterkenntnis entäußert haben. Letztere in ihrem Hasse gegen die armen Rationalisten sind wie die Narren eines Narrenhauses, die, wenn sie auch von den entgegengesetztesten Narrheiten befangen sind, dennoch sich einigermaßen leidlich untereinander vertragen, aber mit der grimmigsten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt sind, den sie als ihren gemeinschaftlichen Feind betrachten, und der eben kein Anderer ist als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantische Schule durch die Enthüllung der katholischen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, so erlitt sie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einspruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die sie selbst dort aufgestellt. Nämlich Wolfgang Goethe trat von seinem Postamente herab und sprach das Verdammnisurtheil über die Herren Schlegel, über dieselben Oberpriester, die ihn mit so viel Weihrauch umduftet. Diese Stimme ver-

nichtete den ganzen Spuk; die Geſpenſter des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen ſich wieder in die obſkuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel ging nach Wien, wo er täglich Meſſe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zog ſich zurück in die Pagode des Brahma.

Offen geſtanden, Goethe hat damals eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es iſt wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil ſie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufſtellen muſſten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, auch von Dieſem einigen literariſchen Vorſchub erwarteten, bauten ſie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch ſo ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübſcher Bäume, worauf Pflaumen wachſen, die ſehr gut ſchmecken, wenn man durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herrn Geheimerath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte,

beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber Dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältnis dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Skandalſucht, über ihre Manier durch Skandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen“.

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichtsdeſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommée den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroſs es aber den tiefſchauenden Goethe, daſs die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittieren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah; — denn wie Voß dem ſtarren, einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen

Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener freilich muſſte mit Thor's Hammer tüchtig zuſchlagen; Dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethe's erſchien im zweiten Hefte der Goethe'ſchen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum," und es führt den Titel: „Über die chriſtlich-patriotiſch-neu-deutſche Kunſt." Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18. Brumaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegel'ſche Direktorium ſchon lange ein Greuel war, acclamiert wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik und klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich, es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie Dieſem nicht Viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Kourteoiſie als ihr Oberhaupt, ſie umgaben ihn huldigend

ſie küſſten ihm die Hand, ſie knieten vor ihm; dieſe Granden des Parnaſſus unterſchieden ſich jedoch von der großen Menge dadurch, daſs ſie auch in Goethe's Gegenwart ihren Lorberkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondierten ſie ihn; ſie ärgerten ſich aber dann, wenn irgend ein Geringerer ſich ebenfalls berechtigt hielt, Goethen zu ſchelten. Die Ariſtokraten, wenn ſie auch noch ſo böſe gegen ihren Souverän geſtimmt ſind, werden doch verdrießlich, wenn ſich auch der Plebs gegen dieſen erhebt. Und die geiſtigen Ariſtokraten in Deutſchland hatten während der beiden letzten Decennien ſehr gerechte Gründe, auf Goethe ungehalten zu ſein. Wie ich ſelber es damals mit hinlänglicher Bitterkeit offen geſagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den tiers état emporhob.

Das war widerwärtig, Goethe hatte Angſt vor jedem ſelbſtändigen Originalſchriftſteller und lobte und pries alle unbedeutende Kleingeiſter; ja, er trieb Dieſes ſo weit, daſs es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſein.

Späterhin ſpreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goethe'ſchen Kaiſerzeit hervortraten. Das iſt ein junger Wald, deſſen Stämme erſt jetzt ihre Größe zeigen, ſeitdem die hundertjährige Eiche

gefallen iſt, von deren Zweigen ſie ſo weit überragt und überſchattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen ärgerten ſich, daſs in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja daſs ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenweſen trieben, und ſie hätten gern mit geweihter Axt, gleich dem heiligen Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus ärgerten ſich im Gegentheil, daſs man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte dieſen Baum eben, weil er ſo ſelbſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daſs es ausſah, als ſeien die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Oppoſition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erſcheinen der ſogenannten falſchen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meiſters Wanderjahre“ im Jahr 1821, alſo bald nach dem Untergang der Schlegel, bei Gottfried Baſſe in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nämlich unter eben dieſem Titel eine Fortſetzung von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ angekündigt, und ſonderbarerweiſe erſchien dieſe Fortſetzung gleichzeitig mit jenem literariſchen Doppelgänger, worin nicht bloß die Goethe'ſche Schreibart nachgeahmt war, ſondern auch der Held des Goethe'ſchen Originalromans ſich als handelnde Perſon darſtellte. Dieſe Nachäffung zeugte nicht ſowohl von vielem Geiſte, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfaſſer einige Zeit ſeine Anonymität zu bewahren wuſſte und man ihn vergebens zu errathen ſuchte, ſo ward das Intereſſe des Publikums noch künſtlich geſteigert. Es ergab ſich jedoch am Ende, daſs der Verfaſſer ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens Puſtkuchen, was auf Franzöſiſch omelette ſoufflée heißt, ein Name, welcher auch ſein ganzes Weſen bezeichnete. Es war nichts Anders als der alte pietiſtiſche Sauerteig, der ſich äſthetiſch aufgeblaſen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen, daſs ſeine Dichtungen keinen moraliſchen

Zweck hätten; daſs er keine edlen Geſtalten, ſondern nur vulgäre Figuren ſchaffen könne; daſs hingegen Schiller die idealiſch edelſten Charaktere aufgeſtellt und daher ein größerer Dichter ſei.

Letzteres, daſs nämlich Schiller größer ſei als Goethe, war der beſondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Produkte beider Dichter zu vergleichen, und die Meinungen theilten ſich. Die Schillerianer pochten auf die ſittliche Herrlichkeit eines Max Piccolomini, einer Thekla, eines Marquis Poſa und ſonſtiger Schiller'ſchen Theaterhelden, wogegen ſie die Goethe'ſchen Perſonen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübſche Kreaturen für unmoraliſche Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daſs Letztere und auch die Goethe'ſchen Helden ſchwerlich als moraliſch zu vertreten wären, daſs aber die Beförderung der Moral, die man von Goethe's Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſei, denn in der Kunſt gäbe es keine Zwecke, [illegible] dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel" hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſei ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchen unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch

die Kunſt von den zeitlichen Anſichten der Menſchen unabhängig bleiben; die Kunſt müſſe daher beſonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechſelt, ſo oft eine neue Religion emporſteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmal nach Abfluſs einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt und, indem ſie in die Sitten übergeht, ſich auch als eine neue Moral geltend macht, ſo würde jede Zeit die Kunſtwerke der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Ärgernis empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiken Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano aufzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müſſte,

wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletriert iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena,“ deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal, dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heirathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von ſolcher Anſicht ausgehen, betrachten ſie die Kunſt als eine unabhängige zweite Welt, die ſie ſo hoch ſtellen, daſs alles Treiben der Menſchen, ihre Religion und ihre Moral, wechſelnd und wandelbar, unter ihr hin ſich bewegt. Ich kann aber dieſer Anſicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen ſich dadurch verleiten, die Kunſt ſelbſt als das Höchſte zu proklamieren und von den Anſprüchen jener erſten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, ſich abzuwenden.

Schiller hat ſich jener erſten Welt viel beſtimmter angeſchloſſen als Goethe, und wir müſſen ihn in dieſer Hinſicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaſſte lebendig der Geiſt ſeiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein Banner, und es war daſſelbe Banner, worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind, unſer beſtes Blut zu vergießen. Schiller ſchrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerſtörte die geiſtigen Baſtillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umſchließen ſoll; er war Kosmopolit. Er begann mit jenem Haſs gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern“ ſehen,

wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen iſt und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenſter einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die ſchon im Don Karlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er ſelber iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für Das kämpft, was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daſs er ſeine Menſchen nach dem eigenen Bilde erſchafft. Wenn daher Karl Moor und der Marquis Poſa ganz Schiller ſelbſt ſind, ſo gleicht Goethe ſeinem Werther, ſeinem Wilhelm Meiſter und ſeinem Fauſt, worin man die Phaſen ſeines Geiſtes ſtudieren kann. Wenn Schiller ſich ganz in die Geſchichte ſtürzt, ſich für die geſellſchaftlichen Fortſchritte der Menſchheit enthuſiasmiert und die Weltgeſchichte beſingt, ſo verſenkt ſich Goethe mehr in die individuellen Gefühle oder in die Kunſt oder in die Natur. Goethe, den Pantheiſten, muſſte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen, und nicht bloß in Dichtungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen Werken gab er uns die Reſultate ſeiner Forſchungen. Sein Indiffe-

rentismus war ebenfalls ein Reſultat ſeiner pantheiſtiſchen Weltanſicht.

Es iſt leider wahr, wir müſſen es eingeſtehn, nicht ſelten hat der Pantheismus die Menſchen zu Indifferentiſten gemacht. Sie dachten: Wenn Alles Gott iſt, ſo mag es gleichgültig ſein, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödianten. Aber da iſt eben der Irrthum: Alles iſt nicht Gott, ſondern Gott iſt Alles; Gott manifeſtiert ſich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifeſtiert ſich vielmehr nach verſchiedenen Graden in den verſchiedenen Dingen, und Jedes trägt in ſich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und Das iſt das große Geſetz des Fortſchrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieſes Geſetzes, das am tiefſinnigſten von den Saint-Simoniſten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungsſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott manifeſtiert ſich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde, und, ſtatt mit den höchſten Menſchheitsintereſſen, ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolken-

beobachtungen beſchäftigte; Gott manifeſtiert ſich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtändigen Manifeſtation, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes; und Das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ward ein „rückwärtsgekehrter Prophet," und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell*).

*) Der obige Abſatz lautete in der erſten deutſchen Ausgabe: „Wenn Gott in Allem enthalten iſt, ſo iſt es ganz gleich, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödiaten. Aber Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie die Alten ihn begriffen, ſondern Gott iſt in dem „Proceß," wie Hegel ſich ausdrückt und wie er auch von den Saint-Simoniſten gedacht wird. Dieſer Gott der Saint-Simoniſten, der nicht bloß den Fortſchritt regiert, ſondern ſelbſt der Fortſchritt iſt, und ſich von dem alten, in der Subſtanz eingekerkerten Heidengott eben ſo ſehr unterſcheidet wie von dem chriſtlichen Dieu-pur-esprit, der von ſeinem Himmel herab mit liebender Flötenſtimme die Welt regierte, dieſer Dieu-progrès macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott iſt nicht bloß in der Subſtanz, wie Wolfgang Goethe wähnte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde und, ſtatt mit

Freilich, auch Goethe beſang einige große Emancipationsgeſchichten, aber er beſang ſie als Artiſt. Da er nämlich den chriſtlichen Enthuſiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philoſophiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit nicht begriff oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus ſeiner Gemüthsruhe herausgeriſſen zu werden fürchtete, ſo behandelte er den Enthuſiasmus überhaupt ganz hiſtoriſch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden ſoll, der Geiſt wurde Materie unter ſeinen Händen, und er gab ihm die ſchöne, gefällige Form.

---

den höchſten Menſchheitsintereſſen, ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beſchäftigte; Gott iſt vielmehr in der Bewegung, in der Handlung, in jeder Manifeſtation, in der Zeit, ſein heiliger Odem ꝛc." — Der Abſatz lautet in den franzöſiſchen Ausgaben: „Wenn Gott Alles iſt, ſo iſt es vollkommen gleichgültig, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödianten. Aber Gott iſt auch in der Bewegung, in der Handlung, in jeder Manifeſtation, in der Zeit; ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, welche das eigentliche Buch Gottes iſt; und Das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Wilhelm Tell."

Der Herausgeber.

So wurde er der größte Künſtler in unſerer Literatur, und Alles, was er ſchrieb, wurde ein abgerundetes Kunſtwerk.

Das Beiſpiel des Meiſters leitete die Jünger, und in Deutſchland entſtand dadurch jene literariſche Periode, die ich einſt als „die Kunſtperiode“ bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluſs auf die politiſche Entwickelung des deutſchen Volkes nachgewieſen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieſer Gelegenheit den ſelbſtändigen Werth der Goethe'ſchen Meiſterwerke. Sie zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar; die Goethe'ſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor wie die Schiller'ſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die Goethe'ſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles Deſſen, was bloß durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen, hat ſie nie Kinder bekommen. Ich glaube, Herr Charles Nodier hat mal in ſolcher Beziehung etwas Ähnliches geſagt, und Das kam mir geſtern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd,

die alten Götterſtatuen betrachtete. Da ſtanden ſie mit den ſtummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Ägypten, das Todtenland, dem ſie entſproſſen, oder leidende Sehnſucht nach dem Leben, woraus ſie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt ſind, oder auch Schmerz über ihre todte Unſterblichkeit; — ſie ſchienen des Wortes zu harren, das ſie wieder dem Leben zurückgäbe, das ſie aus ihrer kalten, ſtarren Regungsloſigkeit erlöſe. Sonderbar! dieſe Antiken mahnten mich an die Goethe'ſchen Dichtungen, die eben ſo vollendet, eben ſo herrlich, eben ſo ruhig ſind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen ſcheinen, daſs ihre Starrheit und Kälte ſie von unſerem jetzigen bewegt warmen Leben abſcheidet, daſs ſie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daſs ſie keine Menſchen ſind, ſondern unglückliche Miſchlinge von Gottheit und Stein.

Dieſe wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verſchiedenen Parteien, die in Deutſchland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutſchland nennt; ſie fürchteten ſeinen Einfluſs auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja durch die unſcheinbarſten Liederchen ſeine Weltanſicht einflößte; ſie

sahen in ihm den gefährlichsten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er sagte, so fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nämlich so ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszusprechen wagte mitten in Deutschland, im Lande, wo jenes Ungeziefer der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Alliance überall herrschend sind. Just Dieses war es jedoch keineswegs, was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe missfiel. Wie schon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen quietisierenden Einfluss auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheist wurde daher von den entgegengesetztesten Seiten angegriffen; um französisch zu sprechen, die äußerste Rechte und die äußerste Linke verbanden sich gegen ihn; und während der schwarze Pfaffe mit dem Krucifixe gegen ihn losschlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülotte mit der Pike. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Esprit geführt hat, der eines besseren Zweckes werth war*), zeigte in seiner Polemik nicht

*) In der neuesten französischen Ausgabe lautet dieser Satz: „Ein deutscher Schriftsteller, der eine Sammlung witziger

ſo einſeitig den ſpiritualiſtiſchen Chriſten oder den unzufriedenen Patrioten, er baſierte vielmehr einen Theil ſeiner Angriffe auf die letzten Ausſprüche Friedrich Schlegel's, der nach ſeinem Fall, aus der Tiefe ſeines katholiſchen Doms, ſein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „deſſen Poeſie keinen Mittelpunkt habe.“ Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daſs Goethe kein Genie ſei, ſondern nur ein Talent, er rühmte Schiller als Gegenſatz u. ſ. w. Das geſchah einige Zeit vor der Julusrevolution; Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, ſowohl in Hinſicht der Kunſtwerke als der Inſtitutionen deſſelben, er ſchmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, pries mit unerhörter Begeiſterung den Herrn Joſeph Görres; ſein Haſs gegen Goethe war daher echt, und er ſchrieb gegen ihn aus Überzeugung, alſo nicht, wie Viele meinten, um ſich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich ſelber damals ein Gegner Goethe's war, ſo war ich doch unzu-

---

Einfälle unter dem Titel „Streckverſe“ veröffentlicht hat, und den man den chriſtlichen Saphir nannte, um ihn von Herrn Saphir, dem geiſtreichen Wiener Witzbold, zu unterſcheiden — Herr Wolfgang Menzel — begann zu jener Zeit ebenfalls den Kampf gegen Goethe. Herr Menzel zeigte ꝛc.

Der Herausgeber.

frieden über die Herbheit, womit Herr Menzel ihn kritisierte, und ich beklagte diesen Mangel an Pietät. Ich bemerkte, Goethe sei doch immer der König unserer Literatur; wenn man an einen solchen das kritische Messer lege, müsse man es nie an der gebührenden Kourtoisie fehlen lassen, gleich dem Scharfrichter, welcher Karl I. zu köpfen hatte und, ehe er sein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und seine allerhöchste Verzeihung erbat.

Unter die Gegner Goethe's gehörte auch der famose Hofrath Müllner und sein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Professor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige Andere, die minder famose Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit wegen politischer Vergehen im Zuchthause gesessen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethe's. Unter uns gesagt, es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Was vorgebracht wurde, habe ich hinlänglich angedeutet; schwerer ist es, das besondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag, seine antigoetheanischen Überzeugungen öffentlich auszusprechen. Nur von einer Person kenne ich dieses Motiv ganz genau, und da ich Dieses selber bin, so will ich jetzt ehrlich gestehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muss ich jedoch nochmals erwähnen, dass ich in Goethe nie den

Dichter angegriffen, ſondern nur den Menſchen. Ich habe nie ſeine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin ſehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeſchliffenen Augengläſern auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die ſcharfſichtigen Leute! was ſie für Flecken anſehen, Das ſind blühende Wälder, ſilberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts iſt thörichter als die Geringſchätzung Goethe's zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries, um Goethe herabzuſetzen. Oder wuſſte man wirklich nicht, daſs jene hochgerühmten, hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läſſt? Wiſſen ſie denn nicht, daſs mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinſeln, daſs aber ſchon ein großer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauer, welcher kotzt oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häſsliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinettbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen?

Das Große und Furchtbare läſſt ſich in der Kunſt weit leichter darſtellen als das Kleine und Putzige. Die ägyptiſchen Zauberer haben dem Moſes viele Kunſtſtücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, ſogar die Fröſche; aber, als er ſcheinbar weit leichtere Zauberdinge, nämlich Ungeziefer, hervorbrachte, da geſtanden ſie ihre Ohnmacht, und ſie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und ſie ſagten: Da iſt der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im „Fauſt“, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, ſcheltet auf die Liederlichkeiten im „Meiſter“ — Das könnt ihr dennoch Alles nicht nachmachen; da iſt der Finger Goethe's! Aber ihr wollt Das auch nicht nachmachen, und ich höre, wie ihr mit Abſcheu behauptet: Wir ſind keine Hexenmeiſter, wir ſind gute Chriſten. Daſs ihr keine Hexenmeiſter ſeid, Das weiß ich.

Goethe's größtes Verdienſt iſt eben die Vollendung alles Deſſen, was er darſtellt; da giebt es keine Partien, die ſtark ſind, während andere ſchwach, da iſt kein Theil ausgemalt, während der andere nur ſkizziert worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Perſon in ſeinen Romanen und Dramen behandelt er, wo ſie vorkömmt, als wäre

sie die Hauptperson. So ist es auch bei Homer, so bei Shakspeare. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenpersonen, jede Figur ist Hauptperson an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den absoluten Fürsten, die den Menschen keinen selbständigen Werth beimessen, sondern ihnen selber nach eigenem Gutdünken ihre höchste Geltung zuerkennen*). Als ein französischer Gesandter einst gegen den Kaiser Paul von Russland erwähnte, dass ein wichtiger Mann seines Reiches sich für irgend eine Sache interessiere, da fiel ihm der Kaiser streng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „Es giebt in diesem Reiche keinen wichtigen Mann, außer Demjenigen, mit welchem Ich eben spreche, und nur so lange Ich mit ihm spreche, ist er wichtig.“ Ein absoluter Dichter, der ebenfalls seine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weise diejenige Person seines Geisterreichs als die wichtigste, die er eben sprechen lässt, die eben unter seine Feder gerathen, und aus solchem Kunstdespotismus entsteht jene wunderbare Vollendung der kleinsten Figuren in den Werken Homer's, Shakspeare's und Goethe's.

*) Der Schluss des Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethe's geſprochen habe, ſo dürfte ich noch viel Herberes von ſeinen Apologiſten ſagen. Die meiſten Derſelben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen ſteht in dieſer Hinſicht Einer, Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geiſt fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Puſtkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unſer größter dramatiſcher Dichter iſt, ſeine kritiſchen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zumeiſt haben ſich die Berliner bei dieſer Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendſte Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Enſe, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die ſo groß ſind wie die Welt, und ſie in Worten ausſpricht, die ſo koſtbar und zierlich ſind wie geſchnittene Gemmen. Es iſt jener vornehme Geiſt, auf deſſen Urtheil Goethe immer das meiſte Gewicht gelegt hat. — Vielleicht iſt es nützlich, hier zu erwähnen, daſs Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geſchrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede Leipziger Meſſe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Unterſuchungen des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik.

Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis ſchreibt, in verſchiedenen Zeitſchriften über Goethe geſagt hat, war eben ſo bedeutend wie geiſtreich. Herr Zimmermann, Profeſſor zu Hamburg, hat in ſeinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichſten Urtheile über Goethe ausgeſprochen, die man zwar ſpärlich, aber deſto tiefſinniger, in ſeinen dramaturgiſchen Blättern angedeutet findet. Auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten wurde ein Kollegium über Goethe geleſen, und von allen ſeinen Werken war es vorzüglich der „Fauſt", womit ſich das Publikum beſchäftigte. Er wurde vielfach fortgeſetzt und kommentiert, er ward die weltliche Bibel der Deutſchen.

Ich wäre kein Deutſcher, wenn ich bei Erwähnung des „Fauſtes" nicht einige erklärende Gedanken darüber ausſpräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinſten Markör, vom Philoſophen bis herab zum Doktor der Philoſophie, übt Jeder ſeinen Scharfſinn an dieſem Buche. Aber es iſt wirklich eben ſo weit wie die Bibel, und wie dieſe, umfaſſt es Himmel und Erde, mitſammt dem Menſchen und ſeiner Exegeſe. Der Stoff iſt hier wieder der Hauptgrund, weſshalb der „Fauſt" ſo populär iſt; daſs er jedoch dieſen Stoff herausgeſucht aus den Volksſagen, Das zeugt eben von Goethe's unbewuſſtem Tiefſinn von

ſeinem Genie, das immer das Nächſte und Rechte zu ergreifen wuſſte. Ich darf den Inhalt des „Fauſt“ als bekannt vorausſetzen; denn das Buch iſt in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier die alte Volksſage ſelbſt bekannt iſt, ob auch hier zu Land auf den Jahrmärkten ein graues, fließpapiernes, ſchlechtgedrucktes und mit derben Holzſchnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umſtändlich zu leſen iſt, wie der Erzzauberer Johannes Fauſtus, ein gelehrter Doktor, der alle Wiſſenſchaften ſtudiert hatte, am Ende ſeine Bücher wegwarf, und ein Bündnis mit dem Teufel ſchloſs, wodurch er alle ſinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch ſeine Seele dem hölliſchen Verderben hingeben muſſte. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geiſtesmacht ſah, Dergleichen einem Teufelsbündnis zugeſchrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophraſtus Paracelſus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge ſingt und ſagt man von dem Doktor Fauſtus, welcher nicht bloß die Erkenntnis der Dinge, ſondern auch die reellſten Genüſſe vom Teufel verlangt hat, und Das iſt eben der Fauſt, der die Buchdruckerei erfunden und zur

Zeit lebte, wo man anfing, gegen die ſtrenge Kirchenautorität zu predigen und ſelbſtändig zu forſchen, — ſo daſs mit Fauſt die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritiſche Wiſſenſchaftsperiode anfängt. Es iſt in der That ſehr bedeutſam, daſs zur Zeit, wo nach der Volksmeinung der Fauſt gelebt hat, eben die Reformation beginnt, und daſs er ſelber die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nämlich die Buchdruckerei, eine Kunſt, die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolution geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen: endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat. Aber nein, das Wiſſen, die Erkenntnis der Dinge durch die Vernunft, die Wiſſenſchaft, giebt uns endlich die Genüſſe, um die uns der Glaube, das katholiſche Chriſtenthum, ſo lange geprellt hat; wir erkennen, daſs die Menſchen nicht bloß zu einer himmliſchen, ſondern auch zu einer irdiſchen Gleichheit berufen ſind; die politiſche Brüderſchaft, die uns von der Philoſophie gepredigt wird, iſt uns wohlthätiger als die rein geiſtige Brüderſchaft, wozu uns das Chriſtenthum verholfen; und das Wiſſen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieſer Erde ſelig werden; — wenn

wir dann noch obendrein der himmliſchen Seligkeit, die uns das Chriſtenthum ſo beſtimmt verſpricht, nach dem Tode theilhaftig werden, ſo ſoll uns Das ſehr lieb ſein.

Das hat nun längſt ſchon das deutſche Volk tiefſinnig geahnt; denn das deutſche Volk iſt ſelber jener gelehrte Doktor Fauſt, es iſt ſelber jener Spiritualiſt, der mit dem Geiſte endlich die Ungenügbarkeit des Geiſtes begriffen, und nach materiellen Genüſſen verlangt, und dem Fleiſche ſeine Rechte wiedergiebt. Doch noch befangen in der Symbolik der katholiſchen Poeſie, wo Gott als der Repräſentant des Geiſtes und der Teufel als der Repräſentant des Fleiſches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation des Fleiſches als einen Abfall von Gott, als ein Bündnis mit dem Teufel.

Es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe beim deutſchen Volke in Erfüllung geht, was es ſo tiefſinnig in jenem Gedichte prophezeit hat, ehe es eben durch den Geiſt die Uſurpationen des Geiſtes einſieht, und die Rechte des Fleiſches vindiciert. Das iſt dann die Revolution, die große Tochter der Reformation.

Minder bekannt als der „Fauſt“, iſt hier in Frankreich Goethe's „Weſt-öſtlicher Divan,“ ein

ſpäteres Buch, von welchem Frau von Staël noch nicht Kenntnis hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und Das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit ſchwarzen geſchminkten Gazellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debureau, als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und de haut en bas Dasjenige ſah, was der Beherrſcher der Gläubigen nur de bas en haut zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer langröhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkiſtan, während eine ſchwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit echtem Mokka-Kaffe darreicht; — den berauſchendſten Lebensgenuſs hat hier Goethe in Verſe gebracht, und dieſe ſind ſo leicht, ſo glücklich, ſo hingehaucht, ſo ätheriſch, daſs man ſich wundert, wie Dergleichen in deutſcher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Proſa die allerſchönſten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchaliſche Leben der Araber;

und da ist Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitvoll wie ein Greis. Diese Prosa ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden; — manchmal ist aber auch jene Prosa so magisch, so ahnungsvoll, wie der Himmel, wenn die Abenddämmerung heraufgezogen, und die großen Goethe'schen Gedanken treten dann hervor, rein und golden wie die Sterne. Unbeschreiblich ist der Zauber dieses Buches; es ist ein Selam, den der Occident dem Oriente geschickt hat, und es sind gar närrische Blumen darunter, sinnlich rothe Rosen, Hortensien wie weiße nackte Mädchenbusen, spaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menschenfinger, verdrehte Krokosnasen, und in der Mitte, lauschend verborgen, stille deutsche Veilchen. Dieser Selam aber bedeutet, dass der Occident seines frierend mageren Spiritualismus überdrüssig geworden und an der gesunden Körperwelt des Orients sich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er im „Faust" sein Missbehagen an dem abstrakt Geistigen und sein Verlangen nach reellen Genüssen ausgesprochen, warf sich gleichsam

mit dem Geiſte ſelbſt in die Arme des Senſualismus, indem er den weſt-öſtlichen Divan ſchrieb.

Es iſt daher höchſt bedeutſam, daſs dieſes Buch bald nach dem „Fauſt“ erſchien. Es war die letzte Phaſe Goethe's, und ſein Beiſpiel war von großem Einfluſs auf die Literatur. Unſere Lyriker beſangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch ſein, daſs Goethe, indem er Perſien und Arabien ſo freudig beſang, gegen Indien den beſtimmteſten Widerwillen ausſprach. Ihm miſsfiel an dieſem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entſtand dieſe Abneigung dadurch, daſs er bei den ſanskritiſchen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholiſche Hinterliſt*) witterte. Dieſe Herren betrachteten nämlich Hindoſtan als die Wiege der katholiſchen Weltordnung, ſie ſahen dort das Muſterbild ihrer Hierarchie, ſie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menſchwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kaſteiungen und alle ihre ſonſtigen geliebten Steckenpferde. Goethe's Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig dieſe Leute, und Herr

*) „eine katholiſche arrière-pensée“ ſteht in der älteſten deutſchen und den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Auguſt Wilhelm Schlegel nannte ihn deſshalb mit gläſernem Ärger „einen zum Islam bekehrten Heiden.“

Unter den Schriften, welche dieſes Jahr über Goethe erſchienen ſind, verdient ein hinterlaſſenes Werk von Johannes Falk, „Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt,“ die rühmlichſte Erwähnung. Der Verfaſſer hat uns in dieſem Buche, außer einer detaillierten Abhandlung über den Fauſt (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichſten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigte uns Denſelben in allen Beziehungen des Lebens ganz naturgetreu, ganz unparteiiſch, mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern. Hier ſehen wir Goethe im Verhältnis zu ſeiner Mutter, deren Naturell ſich ſo wunderbar im Sohne wieder abſpiegelt; hier ſehen wir ihn als Naturforſcher, wie er eine Raupe beobachtet, die ſich eingeſponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier ſehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ihm ernſthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menſchheit ſelbſt unbeachtet läſſt; wir ſehen ihn, wie er am Hofe des Großherzogs von Weimar, luſtig improviſierend, unter blonden Hofdamen ſitzt, gleich dem Apoll unter den Schafen des Königs

Admetos; wir ſehen ihn dann wieder, wie er mit dem Stolze eines Dalai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie Dieſer, um ihn herabzuſetzen, eine öffentliche Feier zu Ehren Schiller's veranſtaltet; — überall aber ſehen wir ihn klug, ſchön, liebenswürdig, eine holdſelig erquickende Geſtalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Übereinſtimmung der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei außerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erſcheinung war eben ſo bedeutſam wie das Wort, das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch, klar, freudig, edel gemeſſen, und man konnte griechiſche Kunſt an ihm ſtudieren, wie an einer Antike. Dieſer würdevolle Leib war nie gekrümmt von chriſtlicher Wurmdemuth; die Züge dieſes Antlitzes waren nicht verzerrt von chriſtlicher Zerknirſchung; dieſe Augen waren nicht chriſtlich-ſünderhaft ſcheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt; — nein, ſeine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es iſt nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daſs ihr Blick feſt iſt und ihre Augen nicht unſicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Geſtalt des Nala

annehmen bei Damayanti's Hochzeit, da erkennt Dieſe ihren Geliebten an dem Zwinken ſeiner Augen, da, wie geſagt, die Augen der Götter immer unbewegt ſind. Letztere Eigenſchaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daſs er ein Gott war. Goethe's Auge blieb in ſeinem hohen Alter eben ſo göttlich wie in ſeiner Jugend. Die Zeit hat auch ſein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüberſtand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daſs er Deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf Deutſch, daſs die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena

und Weimar ſehr gut ſchmeckten. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daſs die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denſelben Lippen, womit er einſt die ſchöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und ſo manche andere Prinzeſſinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküſſt hatte — —

Les dieux s'en vont. Goethe iſt todt. Er ſtarb den 22. März des verfloſſenen Jahrs, des bedeutungsvollen Jahrs, wo unſere Erde ihre größten Renommées verloren hat. Es iſt, als ſei der Tod in dieſem Jahre plötzlich ariſtokratiſch geworden, als habe er die Notabilitäten dieſer Erde beſonders auszeichnen wollen, indem er ſie gleichzeitig ins Grab ſchickte. Vielleicht gar hat er jenſeits, im Schattenreich, eine Pairie ſtiften wollen, und in dieſem Falle wäre ſeine fournée ſehr gut gewählt. Oder hat der Tod im Gegentheil im verfloſſenen Jahr die Demokratie zu begünſtigen geſucht, indem er mit den großen Renommées auch ihre Autoritäten vernichtete, und die geiſtige Gleichheit beförderte? War es Reſpekt oder Inſolenz, weſshalb der Tod

im vorigen Jahre die Könige verſchont hat? Aus Zerſtreuung hatte er nach dem König von Spanien ſchon die Senſe erhoben, aber er beſann ſich zur rechten Zeit, und er ließ ihn leben. In dem verfloſſenen Jahr iſt kein einziger König geſtorben. Les dieux s'en vont — aber die Könige behalten wir.

Zweites Buch.

1.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit, die ich mir ſtreng vorgeſchrieben, muſs ich hier erwähnen, daſs mehrere Franzoſen ſich bei mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn Auguſt Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber, ſolche Beklagnis würde nicht ſtattfinden, wenn man hier mit der deutſchen Literaturgeſchichte genauer bekannt wäre. Viele Franzoſen kennen Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel nur aus dem Werke der Frau von Staël, ſeiner edlen Beſchützerin. Die Meiſten kennen ihn nur dem Namen nach; dieſer Name klingt ihnen nun im Gedächtnis als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Oſiris, wovon ſie auch nur wiſſen, daſs es ein wunderlicher Kauz von Gott iſt, der in Ägypten verehrt wurde. Welche ſonſtige Ähnlichkeit zwiſchen Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel

und dem Osiris stattfindet, ist ihnen am allerwenigsten bekannt*).

Da ich einst zu den akademischen Schülern des älteren Schlegel gehört habe, so dürfte man mich vielleicht in Betreff Desselben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr August Wilhelm Schlegel den alten Bürger geschont, seinen literarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden, werden die Väter von den Söhnen todtgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden.

Ich habe schon in dem vorigen Abschnitt bemerkt, dass Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr August Wilhelm; und, in der That, Letzterer zehrte nur von den Ideen seines Bruders, und verstand nur die Kunst, sie auszuarbeiten. Friedrich

*) In den französischen Ausgaben findet sich hier folgender Zwischensatz: „Obschon es heut zu Tage eine große Zahl deutscher Schriftsteller giebt, welche weit eher als die Gebrüder Schlegel eine ausführliche Erwähnung verdienen, sehe ich mich genöthigt, dem Letzteren noch einige Zeilen zu widmen, um dem Vorwurf der Härte, den man mir gemacht, zu begegnen. Leider werden auch diese neuen Betrachtungen einem Panegyrikus nicht sehr ähnlich sehn."

Der Herausgeber.

Schlegel war ein tiefſinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit, und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieſer Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er ſah die Sonne untergehn, und blickte wehmüthig nach der Stelle dieſes Untergangs, und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen ſah; und er merkte nicht, daſs ſchon ein neues Morgenroth an der entgegengeſetzten Seite leuchtete. Friedrich Schlegel nannte einſt den Geſchichtsforſcher „einen umgekehrten Propheten.“ Dieſes Wort iſt die beſte Bezeichnung für ihn ſelbſt. Die Gegenwart war ihm verhaſſt, die Zukunft erſchreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen ſeine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Friedrich Schlegel, in den Schmerzen unſerer Zeit ſah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, ſondern die Agonie des Sterbens, er ahnte nicht, weſshalb der Tempelvorhang zerriſs und die Erde erbebte und die Felſen zerbarſten, und aus Todesangſt flüchtete er ſich in die zitternden Ruinen der katholiſchen Kirche. Dieſe war jedenfalls der geeignetſte Zufluchtsort für ſeine Gemüthsſtimmung. Er hatte viel heiteren Übermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete Solches als ſündhaft,

als Sünde, die ſpäterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der „Lucinde“ muſſte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die „Lucinde“ iſt ein Roman, und außer ſeinen Gedichten und einem, dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, „Alarkos“ geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Friedrich Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleiermacher hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die „Lucinde“ herausgegeben. Es fehlte ſogar nicht an Kritikern, die dieſes Produkt als ein Meiſterſtück prieſen und die beſtimmt prophezeiten, daſs es einſt für das beſte Buch in der deutſchen Literatur gelten werde. Man hätte dieſe Leute von Obrigkeitswegen feſtſetzen ſollen, wie man in Ruſsland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeien, vorläufig ſo lange einſperrt, bis ihre Weiſſagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unſere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegel'ſche Roman wurde bald wegen ſeiner unzüchtigen Nichtigkeit allgemein verworfen und iſt jetzt verſchollen. Lucinde iſt der Name der Heldin dieſes Romans, und ſie iſt ein ſinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Miſchung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen iſt eben, daſs

ſie kein Weib iſt, ſondern eine unerquickliche Zuſammenſetzung von zwei Abſtraktionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfaſſer verzeihen, daſs er dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, „Florentin“ geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattin, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelsſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daſs es Friedrich Schlegeln mit dem Katholicismus Ernſt war. Von Vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer, die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heuchelei ſind Zwillingsſchweſtern, und beide ſehen ſich ſo ähnlich, daſs ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schweſtern etwas weicher die Worte, und wiederholt öfter das Wörtchen „Liebe.“ — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die eine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die Andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen des Frau von Staël'ſchen De l'Allemagne hat Friedrich Schlegel das Publikum noch mit zwei großen Werken beſchenkt, die

vielleicht seine besten sind und jedenfalls die rühmlichste Erwähnung verdienen. Es sind seine „Weisheit und Sprache der Indier," und seine „Vorlesungen über die Geschichte der Literatur." Durch das erstgenannte Buch hat er bei uns das Studium des Sanskrit nicht bloß eingeleitet, sondern auch begründet. Er wurde für Deutschland, was William Jones für England war. In der genialsten Weise hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchstücke, die er in jenem Buche mittheilt, sind meisterhaft übersetzt. Durch sein tiefes Anschauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epischen Versart der Indier, der Sloka, die so breit dahinfluthet wie der Ganges, der heilig-klare Fluss. Wie kleinlich zeigte sich dagegen Herr August Wilhelm Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern übersetzte, und sich dabei nicht genug zu rühmen wusste, dass er in seiner Übersetzung keine Trochäen einschlüpfen lassen und so manches metrische Kunststückchen der Alexandriner nachgeschnitzelt hat. Friedrich Schlegel's Werk über Indien ist gewiss ins Französische übersetzt, und ich kann mir das weitere Lob ersparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es ist im Interesse des Katholicismus geschrieben. Nicht bloß die Mysterien desselben, sondern auch die ganze

katholiſche Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten dieſe Leute in den indiſchen Gedichten wiedergefunden. Im „Mahabarata“ und im „Ramayana“ ſahen ſie gleichſam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn in letzterwähntem Epos der König Wiswamitra mit dem Prieſter Waſiſchta hadert, ſo betrifft ſolcher Hader dieſelben Intereſſen, um die bei uns der Kaiſer mit dem Papſte*) ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegel'ſchen Vorleſungen über Literatur läſſt ſich Ähnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche**). Und bei Allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt, als dufte der Weihrauch des Hochamts aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten

*) „der Sohn des Barbaroſſa mit dem Papſte Hildebrand“ ſteht in der älteſten deutſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) „einer gothiſchen Kirche“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Stellen deſſelben lauter tonſurierte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſer Gebrechen wüſſte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herder'ſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Überſicht der Literatur aller Völker verſchaffen. Denn Herder ſaß nicht wie ein literariſcher Großinquiſitor zu Gericht über die verſchiedenen Nationen, und verdammte oder abſolvierte ſie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menſchheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meiſters, jedes Volk dünkte ihm eine beſonders geſtimmte Saite dieſer Rieſenharfe, und er begriff die Univerſalharmonie ihrer verſchiedenen Klänge.

Friedrich Schlegel ſtarb im Sommer 1829, wie man ſagte, in Folge einer gaſtronomiſchen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahre*) alt. Sein Tod veranlaſſte einen der widerwärtigſten literariſchen Skandale. Seine Freunde, die Pfaffenpartei, deren Hauptquartier in München, waren ungehalten über die inofficiöſe Weiſe, womit die liberale Preſſe dieſen Todesfall beſprochen; ſie verläſterten und ſchimpften und ſchmähten daher die deutſchen Liberalen. Jedoch

*) „56 Jahre" ſteht irrig in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

von Keinem Derselben konnten sie sagen, „daſs er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almosen des beleidigten Gatten gelebt habe.“

Ich muſs jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn August Wilhelm Schlegel, sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwunderung ansehen.

Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr August Wilhelm Schlegel ist geboren zu Hannover den 5. September 1767*). Ich weiß Das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungalant, ihn über sein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindler's Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen. Herr August Wilhelm Schlegel ist daher jetzt 64 Jahre alt. Herr Alexander von Humboldt und andere Naturforscher behaupten, er sei älter. Auch Champollion war dieser Meinung. Wenn ich von seinen literarischen Verdiensten reden soll, so muſs ich ihn wieder zunächst als Übersetzer rühmen. Hier hat er unbestreitbar das Außerordentliche geleistet. Namentlich

*) Vgl. die Vorrede Heine's zum zweiten Theil der ersten Auflage dieses Buches. Das Geburtsjahr ist übrigens ganz richtig angegeben. Der Herausgeber.

seine Übertragung des Shakspeare in die deutsche Sprache ist meisterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herrn Gries und des Herrn Grafen Platen, ist Herr August Wilhelm Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutschlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweite, wo nicht gar der dritte Rang. In der ästhetischen Kritik fehlt ihm, wie ich schon gesagt, der Boden einer Philosophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenossen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutschen steht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns durch seine deutsche Grammatik von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man nach dem Beispiel der Schlegel die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer Mode gekommen, und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant, die Initiative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich, und das Wissenschaftliche, das Reelle in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie Jeder weiß, dem Herrn Lassen, seinem gelehrten Kollaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin ist in Deutschland der

eigentliche Sanskritgelehrte, er iſt der Erſte in ſeinem Fache. In der Geſchichtskunde hat ſich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhr's, den er angriff, feſtkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit dieſem großen Forſcher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes von Müller, einem Heeren, einem Schloſſer und ähnlichen Hiſtorikern, ſo muſs man über ihn die Achſel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies iſt ſchwer zu beſtimmen.

Der Violinſpieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, ſagte einſt zu ſeinem erhabenen Schüler: „Die Violinſpieler werden eingetheilt in drei Klaſſen; zur erſten Klaſſe gehören Die, welche gar nicht ſpielen können, zur zweiten Klaſſe gehören Die, welche ſehr ſchlecht ſpielen, und zur dritten Klaſſe gehören endlich Die, welche gut ſpielen; Ew. Majeſtät hat ſich ſchon bis zur zweiten Klaſſe emporgeſchwungen.“

Gehört nun Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zur erſten Klaſſe oder zur zweiten Klaſſe? Die Einen ſagen, er ſei gar kein Dichter; die Andern ſagen, er ſei ein ſehr ſchlechter Dichter. So Viel weiß ich, er iſt kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr Auguſt Wilhelm Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte

Keckheit, womit er die vorhandenen literarischen Autoritäten angriff. Er riss die Lorberkränze von den alten Perücken und erregte bei dieser Gelegenheit viel Puderstaub. Sein Ruhm ist eine natürliche Tochter des Skandals.

Wie ich schon mehrmals erwähnt, die Kritik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philosophie. Nachdem wir von jenem Erstaunen, worin jede Vermessenheit uns versetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der sogenannten Schlegel'schen Kritik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabsetzen will, so vergleicht er dessen Balladen mit den altenglischen Balladen, die Percy gesammelt, und er zeigt, wie diese viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetischer gedichtet seien. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geist der Vergangenheit, besonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher, diesen Geist auch in den Kunstdenkmälern der Vergangenheit nachzuweisen, und ihre Schönheiten aus diesem Gesichtspunkte zu demonstrieren. Aber Alles, was Gegenwart ist, begreift er nicht; höchstens erlauscht er nur Etwas von der Physiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und Das sind gewöhnlich die minder schönen Züge; indem er nicht den Geist begreift, der sie belebt,

so sieht er in unserm ganzen modernen Leben nur eine prosaische Fratze. Überhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poesie seiner eignen Zeit zu erkennen; die Poesie einer Vergangenheit offenbart sich uns weit leichter, und ihre Erkenntnis ist leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beim großen Haufen, die Dichtungen, worin die Vergangenheit eingesargt liegt, auf Kosten der Dichtungen, worin unsere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreisen. Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben*). Die altenglischen Gedichte, die Percy gesammelt, geben den Geist ihrer Zeit, und Bürger's Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht; sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürger'schen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von hannövrischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nämlich die Lage des Verfassers der „Lenore," und die Lage so mancher anderen genialen Menschen, die als arme

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Docenten in Göttingen darbten, verkümmerten und in Elend ſtarben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beſchützte, renovierte, baroniſierte, bebänderte Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel jene Verſe begreifen, worin Bürger laut ausruft, daſs ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, ſich lieber aus der Welt heraushungern ſolle!

Der Name „Bürger“ iſt im Deutſchen gleichbedeutend mit dem Worte citoyen.

Was den Ruhm des Herrn Schlegel noch geſteigert, war das Aufſehen, welches er ſpäter hier in Frankreich erregte, als er auch die literariſchen Autoritäten der Franzoſen angriff. Wir ſahen mit ſtolzer Freude, wie unſer kampfluſtiger Landsmann den Franzoſen zeigte, daſs ihre ganze klaſſiſche Literatur Nichts werth ſei, daſs Molière ein Poſſenreißer und kein Dichter ſei, daſs Racine ebenfalls Nichts tauge, daſs man uns Deutſche hingegen als die Könige des Parnaſſus betrachten müſſe. Sein Refrain war immer, daſs die Franzoſen das proſaiſchſte Volk der Welt ſeien und daſs es in Frankreich gar keine Poeſie gäbe. Dieſes ſagte der Mann zu einer Zeit, als vor ſeinen Augen noch ſo mancher Chorführer der Konvention, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit, als Napo-

leon jeden Tag ein gutes Epos improviſierte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern ... Herr Schlegel hat jedoch von dem Allem Nichts geſehen; wenn er hier war, ſah er ſich ſelber beſtändig im Spiegel, und da iſt es wohl erklärlich, daſs er in Frankreich gar keine Poeſie ſah.

Aber Herr Schlegel, wie ich ſchon oben geſagt, vermochte immer nur die Poeſie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles, was modernes Leben iſt, muſſte ihm proſaiſch erſcheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poeſie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Geſellſchaft. Racine muſſte gleich der Erſte ſein, den er nicht begreifen konnte. Denn dieſer große Dichter ſteht ſchon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erſte moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erſte moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deſshalb manchmal romantiſch. In Racine iſt aber die Denkweiſe des Mittelalters ganz erloſchen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er iſt das Organ einer neuen Geſellſchaft; in ſeiner Bruſt dufteten die erſten Veilchen unſeres modernen Lebens; ja wir könnten ſogar ſchon die Lorberen darin knoſpen

ſehen, die erſt ſpäter, in der jüngſten Zeit, ſo gewaltig emporgeſchoſſen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racine's zärtlichen Verſen erblüht ſind! Die franzöſiſchen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Auſterlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, ſie hatten Alle einſt Racine's Verſe gehört, und ihr Kaiſer hatte ſie gehört aus dem Munde Talma's. Wer weiß, wie viel' Centner Ruhm von der Vendomeſäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter iſt als Racine, Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daſs Letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und begeiſtert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir ſind Alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimat aller Harmonie.

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daſs die Miſſion des Racine'ſchen Wortes vollendet ſei, und daſs die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe, ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racine's Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht bloß

ahnte er Nichts von der unendlichen Anmuth, dem süßen Scherz, dem tiefen Reiz, welcher darin lag, daſs Racine seine neuen französischen Helden mit antiken Gewändern kostümierte, und zu dem Interesse einer modernen Leidenschaft noch das Interessante einer geistreichen Maskerade mischte; Herr Schlegel war sogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für bare Münze zu nehmen, die Griechen von Versailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Diese Manier, die Gegenwart mit dem Maßstabe der Vergangenheit zu messen, war bei Herrn Schlegel so eingewurzelt, daſs er immer mit dem Lorberzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geißeln pflegte, und daſs er, um wieder den Euripides selber herabzusetzen, nichts Besseres wusste, als daſs er ihn mit dem älteren Sophokles oder gar mit dem Äschylus verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln, wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen gesucht, eben so, wie einst Aristophanes, das größte Unglück verübt. Letzterer, der Aristophanes, befand sich in dieser Hinsicht auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der romantischen Schule die größte

Ähnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Parodiſten des Euripides und des Sokrates einen klaſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholicismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bei der Menge zu reſtaurieren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Nationaliſten, die Aufklärer, die echten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten; wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſère perſifflierten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeiert, ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaſſt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haſſte den rationaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haſſte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie

unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haſſte den Euripides, welcher nicht mehr wie Äſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle, ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewuſſt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Äſchylus und Sophokles; ich glaube, ein unbewuſſtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch-katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaſſt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beimeſſe. Es iſt möglich, daſs er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Helleniſt, und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht Derjenige, dem es mit der Schlegel'ſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit, ſo lang es gut ging, und als es mit der Schule ein

ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herrn Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte, ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Stile zu ſchreiben. Man ſchrieb ein verworrenes, trockenes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen, die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Überhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau von Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europa's die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfnis geworden, daſs er nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerin nicht

abgeneigt war, der berühmten Catalani seine Begleitung auf ihren Reisen anzubieten.

Wie gesagt, die Beförderung der Eleganz ist ein Hauptverdienst des Herrn Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutschen Dichter mehr Civilisation. Schon Goethe hatte das einflussreichste Beispiel gegeben, wie man ein deutscher Dichter sein kann, und dennoch den äußerlichen Anstand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutschen Dichter alle konventionellen Formen, und der Name „deutscher Dichter" oder gar der Name „poetisches Genie" erlangte die unerfreulichste Bedeutung. Ein deutscher Dichter war ehemals ein Mensch, der einen abgeschabten, zerrissenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, statt der guten Gesellschaft, die ihn abwies, desto bessere Getränke genoss, auch wohl des Abends betrunken in der Gosse lag, zärtlich geküsst von Luna's gefühlvollen Strahlen. Wenn sie alt geworden, pflegten diese Menschen noch tiefer in ihr Elend zu versinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder dessen einzige Sorge darin besteht, wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben kann.

So hatte auch ich mir einen deutschen Dichter vorgestellt. Wie angenehm verwundert war ich daher

Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter Auguſt Wilhelm Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann, den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel trug aber Glacéhandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümiert von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu „mein Freund," und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlichſt Schlegel'ſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacéhandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Kollegium eines

deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w. Aber nur in der Poeſie hätte ich es gewagt, einen ſo vornehmen Mann zu duzen. Sein Äußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daſs er ganz Geiſt zu ſein ſchien, daſs er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotzdem hatte er damals geheirathet, und er, der Chef der Romantiker, heirathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutſchen Rationaliſten. Es war eine ſymboliſche Ehe, die Romantik vermählte ſich gleichſam mit dem Rationalismus; ſie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwiſchen der Romantik und dem Rationalismus wurde dadurch noch größer, und ſchon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Rationalismus wieder nach Hauſe, und wollte Nichts mehr mit der Romantik zu ſchaffen haben. Denn der Rationalismus, wie er denn immer vernünftig iſt, wollte nicht bloß ſymboliſch vermählt ſein, und, ſobald er die hölzerne Nichtig-

keit der romantiſchen Kunſt erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel, und will mich daher ſo klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böſe Typhon, haſſte den Oſiris (welcher, wie ihr wißt, ein ägyptiſcher Gott iſt), und als er ihn in ſeine Gewalt bekam, riſs er ihn in Stücke. Iſis, die arme Iſis, die Gattin des Oſiris, ſuchte dieſe Stücke mühſam zuſammen, flickte ſie an einander und es gelang ihr, den zerriſſenen Gatten wieder ganz herzuſtellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptſtück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Iſis! Sie muſſte ſich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz iſt nur Holz, arme Iſis! Hierdurch entſtand nun in Ägypten ein ſkandaloſer Mythos und in Heidelberg ein myſtiſcher Skandal.

Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel verlor man ſeitdem ganz außer Augen. Er war verſchollen. Miſsmuth über ſolches Vergeſſenwerden trieb ihn endlich nach langjähriger Abweſenheit wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptſtadt ſeines literariſchen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorleſungen über Äſthetik. Aber er hatte unterdeſſen nichts Neues gelernt, und er ſprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philoſophie der Kunſt, eine Wiſſenſchaft der Äſthetik, erhalten hatte.

Man ſpottete und zuckte die Achſel. Es ging ihm wie einer alten Komödiantin, die nach zwanzigjähriger Abweſenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succès wieder betritt, und nicht begreift, warum die Leute lachen ſtatt zu applaudieren. Der Mann hatte ſich entſetzlich verändert, und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage ſeiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der ſich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichſten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübnis, Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel perſönlich wieder zu ſehen. Wahrlich, von dieſer Veränderung hatte ich doch keine Vorſtellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt. Ich ging eben, das Haus zu ſehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter und ſuche überall mit religiöſer Andacht die Spuren ihres irdiſchen Wandels. Das iſt ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hauſe, erblickte ich ein Weſen, in deſſen verwebten Zügen ſich eine Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Auguſt Wilhelm Schlegel kundgab. Ich glaubte ſeinen Geiſt zu ſehen. Aber es war nur ſein Leib. Der Geiſt iſt todt, und der Leib ſpukt noch auf der Erde, und er

iſt unterdeſſen ziemlich fett geworden; an den dünnen ſpiritualiſtiſchen Beinen hatte ſich wieder Fleiſch angeſetzt; es war ſogar ein Bauch zu ſehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das ſonſt ſo feine greiſe Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neueſten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau von Staël geſtorben. Dabei lächelte er ſo veraltet ſüß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte ſich ſo jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine ſonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichſam eine ſpaßhafte zweite Auflage ſeiner Jugend erlebt; er ſchien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu ſein, und die Röthe ſeiner Wangen habe ich ſogar in Verdacht, daſs ſie keine Schminke war, ſondern eine geſunde Ironie der Natur.

Mir war in dieſem Augenblick, als ſähe ich den ſeligen Molière am Fenſter ſtehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholiſch-heitere Erſcheinung. Alle Lächerlichkeit derſelben ward mir auf einmal ſo ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darin enthalten war; ich begriff ganz den Luſtſpielcharakter jener fabelhaft ridikülen Perſonnage, die leider keinen großen Komiker gefunden hat, um ſie

gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann gewesen, der eine solche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; — und Das ahnte Herr August Wilhelm Schlegel schon frühzeitig, und er hasste den Molière aus demselben Grunde, weshalb Napoleon den Tacitus gehasst hat. Wie Napoleon Bonaparte, der französische Cäsar, wohl fühlte, dass ihn der republikanische Geschichtschreiber ebenfalls nicht mit Rosenfarben geschildert hätte, so hatte auch Herr August Wilhelm Schlegel, der deutsche Osiris, längst geahnt, dass er dem Molière, dem großen Komiker, wenn Dieser jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon sagte von Tacitus, er sei der Verleumder des Tiberius, und Herr August Wilhelm Schlegel sagte von Molière, dass er gar kein Dichter, sondern nur ein Possenreißer gewesen sei.

Herr August Wilhelm Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majestät, Ludwig Philipp I., König der Franzosen*), mit dem Orden der Ehrenlegion dekoriert worden,

*) Die Worte: „von Sr. Majestät, Ludwig Philipp I., König der Franzosen" fehlen in den französischen Ausgaben

Der Herausgeber.

Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

2.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich Dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann griff er mit den blutigen Fingern wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leier und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck in dramatiſcher Form gegen die Gegner der Schule führte,

gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatiriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokleiſche Tragödie ſich von einer Shakſpeare'ſchen unterſcheidet. Hatte nämlich die antike Komödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiken Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satiren des Herrn Tieck ganz ſo abenteuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkürlich wie die Tragödien des Shakſpeare. War dieſe Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtierte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italiäniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig-bizarren, venetianiſch-phantaſtiſchen Märchen-Komödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Maſken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiel haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen

Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkür an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bei Ariſtophanes. Nur daſs Letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den „Vögeln," wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den poſſierlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Komödien wirklich „ſcherzende Tragödien" waren, denn z. B. Paiſteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlin empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feiert ihre Vermählung mit der Macht, und das Stück ſchließt mit jubelnden Hymenäen.

Giebt es für einen vernünftigen Menschen etwas grauenhaft Tragischeres als dieser Narrensieg und Narrentriumph! So hoch aber verstiegen sich nicht unsere deutschen Aristophanesse; sie enthielten sich jeder höheren Weltanschauung; über die zwei wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und das religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; nur das Thema, das Aristophanes in den „Fröschen" besprochen, wagten sie zu behandeln; zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satire wählten sie das Theater selbst, und sie satirisierten mit mehr oder minderer Laune die Mängel unserer Bühne.

Aber man muss auch den politisch unfreien Zustand Deutschlands berücksichtigen. Unsere Witzlinge müssen sich in Betreff wirklicher Fürsten aller Anzüglichkeiten enthalten, und für diese Beschränkung wollen sie daher an den Theaterkönigen und Koulissenprinzen sich entschädigen. Wir, die wir fast gar keine räsonnierende politische Journale besaßen, waren immer desto gesegneter mit einer Unzahl ästhetischer Blätter, die Nichts als müßige Märchen und Theaterkritiken enthielten, so dass, wer unsere Blätter sah, beinahe glauben musste, das ganze deutsche Volk bestände aus lauter schwatzenden Ammen und Theaterrecensenten. Aber man hätte uns doch Unrecht

gethan. Wie wenig solches klägliche Geschreibsel uns genügte, zeigte sich nach der Julirevolution, als es den Anschein gewann, dass ein freies Wort auch in unserem theuren Vaterland gesprochen werden dürfte. Es entstanden plötzlich Blätter, welche das gute oder schlechte Spiel der wirklichen Könige recensierten, und mancher derselben, der seine Rolle vergessen, wurde in der eigenen Hauptstadt ausgepfiffen. Unsere literarischen Scheherezaden, welche das Publikum, den plumpen Sultan, mit ihren kleinen Novellen einzuschläfern pflegten, mussten jetzt verstummen, und die Komödianten sahen mit Verwunderung, wie leer das Parterre war, wenn sie noch so göttlich spielten, und wie sogar der Sperrsitz des furchtbaren Stadtkritikers sehr oft unbesetzt blieb. Früherhin hatten sich die guten Bretterhelden immer beklagt, dass nur sie und wieder sie zum öffentlichen Gegenstand der Besprechung dienen müssten, und dass sogar ihre häuslichen Tugenden in den Zeitungen enthüllt würden. Wie erschraken sie, als es den Anschein gewann, dass am Ende gar nicht mehr von ihnen die Rede sein möchte!

In der That, wenn in Deutschland die Revolution ausbrach, so hatte es ein Ende mit Theater und Theaterkritik, und die erschreckten Novellendichter, Komödianten und Theaterrecensenten fürchteten mit

Recht, „daſs die Kunſt zu Grunde ginge.“ Aber das Entſetzliche iſt von unſerem Vaterlande durch die Weisheit und Kraft des Frankfurter Bundestages glücklich abgewendet worden; es wird hoffentlich keine Revolution in Deutſchland ausbrechen, vor der Guillotine und allen Schreckniſſen der Preſsfreiheit ſind wir bewahrt, ſogar die Deputiertenkammern, deren Konkurrenz den früher konceſſionierten Theatern ſo viel geſchadet, werden abgeſchafft, und die Kunſt iſt gerettet. Für die Kunſt wird jetzt in Deutſchland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Muſeen ſtrahlen in ſinnreicher Farbenluſt, die Orcheſter rauſchen, die Tänzerinnen ſpringen ihre ſüßeſten Entrechats, mit tauſend und einer Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht wieder die Theaterkritik.

Juſtin erzählt in ſeinen Geſchichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier geſtillt hatte, wuſſte er den ſtörrigen, freiheitſüchtigen Geiſt derſelben nur dadurch zu bezähmen, daſs er ihnen befahl, ſchöne Künſte und ſonſtige luſtige Dinge zu treiben. Von lydiſchen Emeuten war ſeitdem nicht mehr die Rede, deſto berühmter aber wurden lydiſche Reſtaurateure, Kuppler und Artiſten.

Wir haben, jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Haupt-

ſache; und da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excelliert, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt die gebührende Bewunderung gezollt. Er iſt in der That der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein Anderer war als der ſelige Nicolai ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſticismus und der Romantik. Nicolai war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeſuitenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müſſen doch eingeſtehen, daſs der alte Nicolai ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht ſcheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hauſe dieſes Mannes, er wohnte eine Etage höher als

Nicolai, und die neue Zeit trampelte ſchon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in ſeiner erſten Manier ſchrieb, meiſtens Erzählungen und große lange Romane, worunter „William Lovell“ der beſte, ſind ſehr unbedeutend, ja ſogar ohne Poeſie. Es iſt, als ob dieſe poetiſch reiche Natur in der Jugend geizig geweſen ſei, und alle ihre geiſtigen Reichthümer für eine ſpätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck ſelber nicht die Reichthümer ſeiner eignen Bruſt, und die Schlegel muſſten dieſe erſt mit der Wünſchelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erſchloſſen ſich alle Schätze ſeiner Phantaſie, ſeines Gemüthes und ſeines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarſten Perlen, und vor Allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelſtein, wovon die romantiſchen Poeten damals ſo Viel geſagt und geſungen. Dieſe reiche Bruſt war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literariſchen Feldzüge die Kriegskoſten ſchöpften. Herr Tieck muſſte für die Schule die ſchon erwähnten ſatiriſchen Luſtſpiele ſchreiben, und zugleich nach den neuen äſthetiſchen Recepten eine Menge Poeſien jeder Gattung verfertigen. Das iſt nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswertheſten

dramatiſchen Produkte in dieſer Manier ſind „der Kaiſer Octavian," „die heilige Genofeva" und „der Fortunat," drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet ſind. Dieſe alten Sagen, die das deutſche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen koſtbaren Gewanden gekleidet. Aber ehrlich geſtanden, ich liebe ſie mehr in der alten naiven, treuherzigen Form. So ſchön auch die Tieck'ſche Genofeva iſt, ſo habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein ſehr ſchlecht gedruckte Volksbuch mit ſeinen ſchlechten Holzſchnitten, worauf aber gar rührend zu ſchauen iſt, wie die arme nackte Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zur keuſchen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirſchkuh ſaugen läſſt.

Weit koſtbarer noch als jene Dramen ſind die Novellen, die Herr Tieck in ſeiner zweiten Manier geſchrieben. Auch dieſe ſind meiſtens den alten Volksſagen nachgebildet. Die vorzüglichſten ſind: „Der blonde Eckbert" und „Der Runenberg." In dieſen Dichtungen herrſcht eine geheimnisvolle Innigkeit, ein ſonderbares Einverſtändnis mit der Natur, beſonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leſer fühlt ſich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdiſchen Quellen melodiſch rauſchen;

er glaubt manchmal im Geflüſter der Bäume ſeinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umſtricken manchmal beängſtigend ſeinen Fuß; wildfremde Wunderblumen ſchauen ihn an mit ihren bunten ſehnſüchtigen Augen; unſichtbare Lippen küſſen ſeine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachſen klingend empor am Fuße der Bäume; große ſchweigende Vögel wiegen ſich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; Alles athmet, Alles lauſcht, Alles iſt ſchauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein ſchönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Und dieſes ſchöne Fräulein iſt ſo ſchön, ſo blond, ſo veilchenäugig, ſo lächelnd und zugleich ſo ernſthaft, ſo wahr und zugleich ſo ironiſch, ſo keuſch und zugleich ſo ſchmachtend wie die Phantaſie unſeres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, ſeine Phantaſie iſt ein holdſeliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem ſeltenen Einhorn, das ſich nur von einer reinen Jungfrau fangen läſſt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt ſich aber jetzt mit Herrn Tieck, und dieſe bekundet ſich in

ſeiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geſchwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weiſe, wie man ſie von ihm am wenigſten erwartet hätte. Der ehemalige Enthuſiaſt, welcher einſt aus ſchwärmeriſchem Eifer ſich in den Schoß der katholiſchen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Proteſtantismus ſo gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudaliſtiſches Mittelalter athmete, welcher die Kunſt nur in der naiven Herzensergießung liebte, Dieſer trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darſteller des modernſten Bürgerlebens, als Künſtler, der in der Kunſt das klarſte Sebſtbewuſſtſein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So ſehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethe's iſt darin ſichtbar, ſowie überhaupt Herr Tieck in ſeiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethe's erſcheint. Dieſelbe artiſtiſche Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegel'ſchen Schule nicht gelungen, den Goethe zu ſich heranzuziehen, ſo ſehen wir jetzt, wie dieſe Schule, repräſentiert von Herrn Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dies mahnt an eine mahomedaniſche Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge geſagt: Berg, komm zu mir! Aber der

Berg kam nicht. Und ſiehe! das größere Wunder geſchah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck iſt geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er ſich zu Dresden niedergelaſſen, wo er ſich meiſtens mit dem Theater beſchäftigte, und er, welcher in ſeinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beſtändig perſifflirt hatte, er ſelber wurde jetzt königlich-ſächſiſcher Hofrath. Der liebe Gott iſt doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es iſt jetzt ein ſonderbares Miſsverhältnis eingetreten zwiſchen dem Verſtande und der Phantaſie dieſes Schriftſtellers. Jener, der Tieck'ſche Verſtand, iſt ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitsſyſtem huldigt und Nichts von Schwärmerei wiſſen will; jene aber, die Tieck'ſche Phantaſie, iſt noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Dieſe Beiden führen eine kurioſe Ehe, und es iſt manchmal betrübſam zu ſchauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in ſeiner Wirthſchaft oder gar in ſeinem Käſeladen behilflich ſein ſoll. Manchmal aber des Nachts, wenn der Herr Gemahl mit ſeiner baumwollnen Mütze über dem

Kopfe ruhig ſchnarcht, erhebt die edle Dame ſich von dem ehelichen Zwangslager, und beſteigt ihr weißes Roſs und jagt wieder luſtig, wie ſonſt, im romantiſchen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs der Tieck'ſche Verſtand in ſeinen jüngſten Novellen noch grämlicher geworden, und daſs zugleich ſeine Phantaſie von ihrer romantiſchen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten ſogar mit gähnendem Behagen im Ehebette liegen bleibt und ſich dem dürren Gemahle faſt liebevoll anſchließt.

Herr Tieck iſt jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Geſtalten ſchaffen, und aus ſeinem Herzen dringen Worte, die unſere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Weſen, etwas Unbeſtimmtes, Unſicheres, eine gewiſſe Schwächlichkeit iſt nicht bloß jetzt, ſondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieſer Mangel an entſchloſſener Kraft giebt ſich nur allzuſehr kund in Allem, was er that und ſchrieb. Wenigſtens in Allem, was er ſchrieb, offenbart ſich keine Selbſtändigkeit. Seine erſte Manier zeigt ihn als gar Nichts; ſeine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; ſeine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethe's. Seine Theaterkritiken,

die er unter dem Titel „Dramaturgiſche Blätter“ geſammelt, ſind noch das Originalſte, was er geliefert hat. Aber es ſind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu ſchildern, läſſt Shakſpeare ihn auch im Geſpräche mit den Komödianten als einen guten Theaterkritiker erſcheinen.

Mit den ernſten Disciplinen hatte ſich Herr Tieck nie ſonderlich befaſſt. Er ſtudierte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unſerer vaterländiſchen Poeſie. Den klaſſiſchen Studien ſoll er immer fremd geblieben ſein, als ein echter Romantiker. Nie beſchäftigte er ſich mit Philoſophie; dieſe ſcheint ihm ſogar widerwärtig geweſen zu ſein. Auf den Feldern der Wiſſenſchaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Gerten, um mit erſteren die Naſen ſeiner Freunde, und mit letzteren die Rücken ſeiner Gegner zu regalieren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er ſich nie abgegeben. Seine Schriften ſind Blumenſträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe iſt es Cervantes, welchen Herr Tieck am meiſten nachgeahmt. Die humoriſtiſche Ironie, ich könnte auch ſagen: der ironiſche Humor dieſer beiden modernen Dichter verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tieck's

dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie Ein und Dasselbe zu sein scheinen. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. Aber sie ist nur ein Zeichen unserer politischen Unfreiheit, und wie Cervantes zur Zeit der Inquisition zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nehmen mußte, um seine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faßbare Blöße zu geben, so pflegte auch Goethe im Tone einer humoristischen Ironie Dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte. Goethe hat nie die Wahrheit verschwiegen, sondern, wo er sie nicht nackt zeigen durfte, hat er sie in Humor und Ironie gekleidet. Die Schriftsteller*), die unter Censur und Geisteszwang aller Art schmachten, und doch nimmermehr ihre Herzensmeinung verleugnen können, sind ganz besonders auf die ironische und humoristische Form angewiesen. Es ist der einzige

*) „Die ehrlichen Deutschen," steht in der ältesten deutschen und in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ausweg, welcher der Ehrlichkeit noch übrig geblieben, und in der humoristisch-ironischen Verstellung offenbart sich diese Ehrlichkeit noch am rührendsten. Dieses mahnt mich wieder an den wunderlichen Prinzen von Dänemark. Hamlet ist die ehrlichste Haut von der Welt. Seine Verstellung dient nur, um die Dehors zu ersetzen; er ist wunderlich, weil Wunderlichkeit die Hofetikette doch immer minder verletzt als eine dreinschlagende offene Erklärung. In allen seinen humoristisch-ironischen Späßen läßt er immer absichtlich durchschauen, daß er sich nur verstellt; in Allem, was er thut und sagt, ist seine wirkliche Meinung ganz sichtbar für Jeden, der sich auf Sehen versteht, und gar für den König, dem er die Wahrheit zwar nicht offen sagen kann (denn dazu ist er zu schwach), dem er sie aber keineswegs verbergen will. Hamlet ist durch und durch ehrlich; nur der ehrlichste Mensch konnte sagen: „Wir sind alle Betrüger," und indem er sich wahnsinnig stellt, will er uns ebenfalls nicht täuschen, und er ist sich innerlich bewußt, daß er wirklich wahnsinnig ist.

Ich habe nachträglich noch zwei Arbeiten des Herrn Tieck zu rühmen, wodurch er sich ganz besonders den Dank des deutschen Publikums erworben. Das sind seine Übersetzung einer Reihe englischer

Dramen aus der vorshakſpeare'ſchen Zeit und ſeine Überſetzung des „Don Quixote.“

Unter den genannten Dramen tragen einige denſelben Titel und behandeln denſelben Stoff wie Shakſpeare'ſche Stücke. Wir finden dort ſogar dieſelbe Intrigue, dieſelbe Scenenfolge, mit einem Wort die ganze Shakſpeare'ſche Tragödie, ausgenommen die Poeſie. Einige Kommentatoren haben gemeint, Dies ſeien die erſten Entwürfe des großen Dichters, gleichſam ſeine dramatiſchen Cartons, und wenn ich nicht irre, hat Herr Tieck ſelbſt behauptet, der „König Johann,“ eines dieſer alten Stücke, ſei eine Arbeit Shakſpeare's, ſo zu ſagen ein Präludium zu dem großen Meiſterwerk, das wir unter dieſem Titel kennen. Aber Das iſt ein Irrthum. Dieſe Tragödien ſind nichts Anders als jene veralteten Stücke, welche Shakſpeare, wie wir wiſſen, ganz oder theilweiſe nach den Bedürfniſſen der Theaterdirektoren überarbeitete. Letztere zahlten ihm für eine ſolche Arbeit zwölf bis ſechzehn Shillinge. Ja, ein armer Überarbeiter fremder Dramen wiegt die ſtolzeſten Literaturkönige der Gegenwart auf!

Der andere große Dichter, Miguel de Cervantes, ſpielte eine nicht minder beſcheidene Rolle in der realen Welt. Dieſe beiden Männer, der Verfaſſer des „Hamlet“ und der Verfaſſer des „Don Qui-

xote," sind die größten Dichter, welche die Neuzeit hervorgebracht hat*).

Die Übersetzung des „Don Quixote" ist Herrn Tieck ganz besonders gelungen; Keiner hat die närrische Grandezza des ingeniosen Hidalgo von La Mancha so gut begriffen und so treu wiedergegeben, wie unser vortrefflicher Tieck**). Das Buch liest

*) Hier folgt in den französischen Ausgaben das sechzehnte Kapitel der „Stadt Lucca" (Sämmtl. Werke, Bd. II., S. 406—409; vgl. auch das Vorwort des Herausgebers zum ersten Bande, S. XXXVI), eingeleitet durch die Worte: „Aber Cervantes übt auf mich, noch mehr als der süße William, einen unbeschreiblichen Zauber. Ich liebe ihn bis zu Thränen. Diese Liebe datiert schon von sehr langer Zeit her."

Der Herausgeber.

**) Hier fand sich in den früheren deutschen Ausgaben nachstehende Passage, welche ich den französischen Ausgaben folgend, an den Schluss dieses Abschnittes stellen musste, um die obigen Ergänzungen gehörigen Orts anbringen zu können: „Spaßhaft genug ist es, dass gerade die romantische Schule uns die beste Übersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird. Denn diese Schule war ja von demselben Wahnsinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen seinen Narrheiten begeisterte; auch sie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder restaurieren; auch sie wollte eine abgestorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Saavedra in seinem närrischen Heldengedichte

sich fast wie ein deutsches Original; und neben „Hamlet" und „Faust" bildet es vielleicht die Lieblingslektüre der Deutschen. Das macht, in diesen beiden staunenswerthen und tiefsinnigen Werken haben wir, wie im „Don Quixote," die Tragödie unseres eigenen Nichts wiedergefunden. Die deutschen Jünglinge lieben „Hamlet," weil sie fühlen, dass „die Zeit aus den Fugen gegangen ist." Sie seufzen in demselben Athem, dass sie berufen sind, sie wieder einzurenken; sie empfinden zu derselben Zeit ihre unglaubliche Schwäche, und declamieren von „Sein oder Nichtsein." Die reifen Männer lieben dagegen mehr den „Faust." Ihr Seelenzustand zieht sie zu dem kühnen Forscher, der einen Pakt mit der Geisterwelt schließt und keine Furcht vor dem Teufel hat. Diejenigen aber, welche erkannt haben, dass Alles eitel ist, dass alle menschlichen Anstrengungen vergeblich sind, geben dem Roman des Cervantes den Vorzug; sie sehen darin eine Persifflage jeder Begeisterung, und all' unsere jetzigen Ritter, welche für eine Idee kämpfen und leiden, erscheinen ihnen als eben so viele Don Quixote.

---

auch andere Ritter persifflieren wollen, nämlich alle Menschen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in seinem langen, dürren Ritter" ꝛc.

Der Herausgeber.

Hat Miguel de Cervantes geahnt, welche Anwendung eine spätere Zeit von seinem Werke machen würde? Hat er wirklich in seinem langen, dürren Ritter die idealische Begeisterung überhaupt, und in dessen dickem Schildknappen den realen Verstand parodieren wollen? Immerhin, Letzterer spielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verstand mit allen seinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muss dennoch auf seinem ruhigen Esel hinter der Begeisterung einhertrottieren; trotz seiner bessern Einsicht muss er und sein Esel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt; ja, die ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, dass der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muss.

Oder hat der tiefsinnige Spanier noch tiefer die menschliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Gestalt des Don Quixote unseren Geist und in der Gestalt des Sancho Pansa unseren Leib allegorisiert und das ganze Gedicht wäre alsdann nichts Anders als ein großes Mysterium, wo die Frage über den Geist und die Materie in ihrer gräßlichsten Wahrheit diskutiert wird? So Viel sehe ich in dem Buche, dass der arme, materielle Sancho für die spirituellen Don Quixoterien sehr Viel leiden muss, dass er für die nobelsten Absichten seines Herrn

ſehr oft die ignobelſten Prügel empfängt, und daſs er immer verſtändiger iſt als ſein hochtrabender Herr; denn er weiß, daſs Prügel ſehr ſchlecht, die Würſtchen einer Olla-Potrida aber ſehr gut ſchmecken. Wirklich, der Leib ſcheint oft mehr Einſicht zu haben als der Geiſt, und der Menſch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen als mit dem Kopf.

Hat aber der alte Cervantes nur beabſichtigt, in ſeinem „Don Quixote“ die Narren zu ſchildern, welche das mittelalterliche Ritterthum reſtaurieren, eine abgeſtorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen wollten, ſo iſt es eine ſpaßhafte Ironie des Zufalls, daſs gerade die romantiſche Schule uns die beſte Überſetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichſten durchgehechelt wird.

LIBRARY OF THE BOMBAY BRANCH OF THE ROYAL ASIATIC SOCIETY.

3.

Unter den Verrücktheiten der romantiſchen Schule in Deutſchland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preiſen des Jakob Böhme eine beſondere Erwähnung. Dieſer Name war gleichſam das Schiboleth dieſer Leute. Wenn ſie den Namen Jakob Böhme ausſprachen, dann ſchnitten ſie ihre tiefſinnigſten Geſichter. War das Ernſt oder Spaß*)?

Jener Jakob Böhme war ein Schuſter, der Anno 1575 zu Görlitz in der Oberlauſitz das Licht der Welt erblickt und eine Menge theoſophiſcher Schriften hinterlaſſen hat. Dieſe ſind in deutſcher Sprache geſchrieben, und waren daher unſern

*) Dieſer Satz und die beiden nachfolgenden Sätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Romantikern um so zugänglicher. Ob jener sonderbare Schuster ein so ausgezeichneter Philosoph gewesen ist, wie viele deutsche Mystiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht gelesen; ich bin aber überzeugt, dass er keine so guten Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuster spielen überhaupt eine Rolle in unserer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuster, welcher im Jahre 1454 zu Nüremberg geboren ist, und dort sein Leben verbracht, ward von der romantischen Schule als einer unserer besten Dichter gepriesen. Ich habe ihn gelesen, und ich muss gestehen, dass ich zweifle, ob Herr Sakoski jemals so gute Verse gemacht hat wie unser alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herren Schelling's Einfluss auf die romantische Schule habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn später besonders besprechen werde, kann ich mir hier seine ausführliche Beurtheilung ersparen. Jedenfalls verdient dieser Mann unsere größte Aufmerksamkeit. Denn in früherer Zeit ist durch ihn in der deutschen Geisterwelt eine große Revolution entstanden, und in späterer Zeit hat er sich so verändert, dass die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn sie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechseln möchten. Der frühere

Schelling war ein kühner Protestant, der gegen den Fichte'schen Idealismus protestierte. Dieser Idealismus war ein sonderbares System, das besonders einem Franzosen befremdlich sein muss. Denn während in Frankreich eine Philosophie aufkam, die den Geist gleichsam verkörperte, die den Geist nur als eine Modifikation der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrschend geworden, erhob sich in Deutschland eine Philosophie, die ganz im Gegentheil nur den Geist als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikation des Geistes erklärte, die sogar die Existenz der Materie leugnete. Es schien fast, der Geist habe jenseits des Rheins Rache gesucht für die Beleidigung, die ihm diesseits des Rheins widerfahren. Als man den Geist hier in Frankreich leugnete, da emigrierte er gleichsam nach Deutschland und leugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieser Beziehung als den Herzog von Braunschweig des Spiritualismus betrachten, und seine idealistische Philosophie wäre Nichts als ein Manifest gegen den französischen Materialismus. Aber diese Philosophie, die wirklich die höchste Spitze des Spiritualismus bildet, konnte sich eben so wenig erhalten, wie der krasse Materialismus der Franzosen, und Herr Schelling war der Mann, welcher

mit der Lehre auftrat, daſs die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unſerem Geiſte, ſondern auch in der Wirklichkeit exiſtiere, daſs unſere Anſchauung von den Dingen identiſch ſei mit den Dingen ſelbſt. Dieſes iſt nun die Schelling'ſche Identitätslehre, oder, wie man ſie auch nennt, die Naturphiloſophie.

Solches geſchah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdeſſen aber erſchien Hegel auf dem philoſophiſchen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten faſt Nichts ſchrieb, wurde verdunkelt, ja er gerieth in Vergeſſenheit und behielt nur noch eine literarhiſtoriſche Bedeutung. Die Hegel'ſche Philoſophie ward die herrſchende, Hegel ward Souverän im Reiche der Geiſter, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatiſierter Philoſoph, wandelte trübſelig umher unter den anderen mediatiſierten Herren zu München. Da ſah ich ihn einſt, und hätte ſchier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er ſprach, war noch das Allerjämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſupplantiert. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht, ſo hörte ich Herrn Schel-

ling, als ich ihn zufällig mal sah, über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „seine Ideen genommen;“ und „meine Ideen sind es, die er genommen,“ und wieder „meine Ideen“ war der beständige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, sprach der Schuster Jakob Böhme einst wie ein Philosoph, so spricht der Philosoph Schelling jetzt wie ein Schuster.

Nichts ist lächerlicher als das reklamierte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich sehr viele Schelling'sche Ideen zu seiner Philosophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit diesen Ideen Etwas anzufangen gewusst. Er hat immer nur philosophiert, aber nimmermehr eine Philosophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, dass Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm selber. Wenn man den Spinoza einst aus seiner starren, altcartesianischen, mathematischen Form erlöst und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird sich vielleicht zeigen, dass er mehr als jeder Andere über Ideendiebstahl klagen dürfte. Alle unsere heutigen Philosophen, vielleicht oft ohne es zu wissen, sehen sie durch die Brillen, die Baruch Spinoza geschliffen hat*).

*) Statt der letzten drei Absätze findet sich in den französischen Ausgaben folgende Stelle: „Von der philosophischen

Mißgunst und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es ist leider nur zu gewiss, dass Unmuth wegen Hegel's immer steigendem Ansehen den armen Herren Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt sehen, nämlich in die Schlingen der katholischen Propaganda*), deren Hauptquartier zu München. Herr Schelling verrieth die Philosophie an die katholische Religion. Alle Zeugnisse stimmen hierin überein, und es war längst vorauszusehen, dass es dazu kommen musste. Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich so oft die Worte gehört, „man müsse den Glauben verbinden mit dem Wissen." Diese Phrase war unschuldig wie die Blume, und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich, was ihr gewollt habt. Herr Schelling muss jetzt dazu dienen, mit allen Kräften seines Geistes die katholische Religion zu

---

Bedeutung des Herrn Schelling habe ich schon gesprochen; ich habe seine ehemalige Herrlichkeit aufgezeigt, und ich musste leider auch seinen jetzigen Zustand, seine bedauernswerthe Alliance mit der Partei der Vergangenheit, den Fall dieser philosophischen Größe berichten."

Der Herausgeber.

*) „jener traurigen Propaganda" steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rechtfertigen, und Alles, was er unter dem Namen Philoſophie jetzt lehrt, iſt nichts Anders als eine Rechtfertigung des Katholicismus. Dabei ſpeculierte man noch auf den Nebenvortheil, daſs der gefeierte Name die weisheitsdürſtende deutſche Jugend nach München lockt, und die jeſuitiſche Lüge im Gewande der Philoſophie ſie deſto leichter bethört. Andächtig kniet dieſe Jugend nieder vor dem Manne, den ſie für den Hoheprieſter der Wahrheit hält, und arglos empfängt ſie aus ſeinen Händen die vergiftete Hoſtie.

Unter den Schülern des Herren Schelling nennt Deutſchland in beſonders rühmlicher Weiſe den Herren Steffens, der jetzt Profeſſor der Philoſophie in Berlin. Er lebte zu Jena, als die Schlegel dort ihr Weſen trieben, und ſein Name erklingt häufig in den Annalen der romantiſchen Schule. Er hat ſpäterhin auch einige Novellen geſchrieben, worin viel Scharfſinn und wenig Poeſie zu finden iſt. Bedeutender ſind ſeine wiſſenſchaftlichen Werke, namentlich ſeine Anthropologie. Dieſe iſt voll originaler Ideen. Von dieſer Seite iſt ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunſt verſtanden, ſeine Ideen zu bearbeiten, und ſie als die ihrigen ins Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als ſein

Meiſter ſich beklagen, daſs man ihm ſeine Ideen entwendet. Unter ſeinen Ideen gab es aber eine, die ſich Keiner zugeeignet hat, und es iſt ſeine Hauptidee, die erhabene Idee, „Henrik Steffens, geboren den 2. Mai 1773 zu Stavanger bei Drontheim in Norweg ſei der größte Mann ſeines Jahrhunderts.“

Seit den letzten Jahren iſt dieſer Mann in die Hände der Pietiſten gerathen, und ſeine Philoſophie iſt jetzt Nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäſſrichter Pietismus.

Ein ähnlicher Geiſt iſt Herr Joſeph Görres, deſſen ich ſchon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schelling'ſchen Schule gehört. Er iſt in Deutſchland bekannt unter dem Namen: „der vierte Alliierte.“ So hatte ihn nämlich einſt ein franzöſiſcher Journaliſt genannt, im Jahr 1814, als er, beauftragt von der heiligen Alliance, den Haſs gegen Frankreich predigte. Von dieſem Komplimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber in der That, Niemand vermochte ſo gewaltig wie er vermittelſt nationaler Erinnerungen den Haſs der Deutſchen gegen die Franzoſen zu entflammen; und das Journal, das er in dieſer Abſicht ſchrieb, „der rheiniſche Merkur,“ iſt voll von ſolchen Be-

ſchwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres faſt in Vergeſſenheit. Die Fürſten hatten ſeiner nicht mehr nöthig und ließen ihn laufen. Als er deßhalb zu knurren anfing, verfolgten ſie ihn ſogar. Es ging ihnen wie den Spaniern auf der Inſel Cuba, die im Kriege mit den Indianern ihre großen Hunde abgerichtet hatten, die nackten Wilden zu zerfleiſchen; als aber der Krieg zu Ende war, und die Hunde, die an Menſchenblut Geſchmack gefunden, jetzt zuweilen auch ihre Herren in die Waden biſſen, da muſſten Dieſe ſich gewaltſam ihrer Bluthunde zu entledigen ſuchen. Als Herr Görres, von den Fürſten verfolgt, Nichts mehr zu beißen hatte, warf er ſich in die Arme der Jeſuiten; dieſen dient er bis auf dieſe Stunde, und er iſt eine Hauptſtütze der katholiſchen Propaganda zu München. Dort ſah ich ihn vor einigen Jahren in der Blüthe ſeiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meiſtens aus katholiſchen Seminariſten beſtand, hielt er Vorleſungen über allgemeine Weltgeſchichte, und war ſchon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein ſchreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Alliierte iſt jetzt dazu verdammt, den katholiſchen Seminariſten, der École polytechnique des Obſku-

rantismus *), jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrschte, wie in seinen Büchern, die größte Konfusion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und nicht ohne Grund hat man ihn oft mit dem babylonischen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne dass der eine den andern versteht. Manchmal schien der Lärm in seinem Kopfe ein wenig zu schweigen, und er sprach dann lang und langsam und langweilig, und von seinen missmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogische Wildheit wieder in ihm erwachte und mit seinen mönchisch frommen Demuthsworten widerwärtig kontrastierte; wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig wüthend hin und her sprang, dann glaubte man eine tonsurierte Hyäne zu sehen.

Herr Görres ist geboren zu Koblenz den 25. Januar 1776.

---

*) Dieser Zusatz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Die übrigen Partikularitäten seines Lebens, wie die des Lebens der meisten seiner Genossen, bitte ich mir zu erlassen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung seiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überschritten, wie weit man das Leben dieser Leute besprechen darf.

Ach! wie betrübsam ist es, wenn man nicht bloß jene Dioskuren, sondern wenn man überhaupt die Sterne unserer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erscheinen uns aber vielleicht deßhalb so schön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt stehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne, welche lügen und betteln; Sterne, welche heucheln; Sterne, welche gezwungen sind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne, welche sich einander küssen und verrathen; Sterne, welche ihren Feinden und, was noch schmerzlicher ist, sogar ihren Freunden schmeicheln, eben so gut wie wir hier unten. Jene Kometen, die man dort oben manchmal, wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöstem Strahlenhaar umherschweifen sieht, Das sind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende sich reuig und devot in einen obskuren Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne hassen.

Ich habe hier nur von zwei Schülern des Herrn Schelling geredet, welche ſich bei dieſer Bewegung der Romantik hervorthaten; indeſs ſind ſie keineswegs die bedeutendſten Köpfe der Schule des ehemaligen Schelling. Um jedem Irrthum vorzubeugen, will ich beiläufig erwähnen, daſs die Herren Oken und Franz Baader all' ihren lebenden Schulgenoſſen überlegen ſind. Erſterer, der treffliche Oken, iſt der urſprünglichen Lehre ſeines Meiſters treu geblieben; der Andere, Herr Baader, hat ſich leider zu ſehr dem Myſticismus ergeben; doch glaube ich nicht, daſs er, wie man munkelt, ſich tief in das ultramontane Ränkeſpiel eingelaſſen hat. Er hält ſich noch ziemlich fern von der frommen Münchener Sippſchaft, welche die Religion durch die Philoſophie retten will.

Indem ich hier von deutſchen Philoſophen geſprochen, kann ich nicht umhin einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutſchen Philoſophie hier in Frankreich allzuſehr verbreitet finde. Seit nämlich einige Franzoſen ſich mit der Schelling'ſchen und Hegel'ſchen Philoſophie beſchäftigt die Reſultate ihrer Studien in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, auch wohl auf franzöſiſche Verhältniſſe angewendet; ſeitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daſs man aus Deutſch-

land die aberwitzigsten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geister zu verwirren, und jede Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verstünde. Mit einem Worte, diese edlen, für die Interessen des Liberalismus besorgten Leute klagen über den schädlichen Einfluss der deutschen Philosophie in Frankreich. Aber der armen deutschen Philosophie geschieht Unrecht*). Denn erstens ist Das keine deutsche Philosophie, was den Franzosen bisher unter diesem Titel, namentlich von Herrn Viktor Cousin, präsentiert worden. Herr Cousin hat sehr viel geistreiches Wischiwaschi, aber keine deutsche Philosophie vorgetragen. Zweitens, die eigentliche deutsche Philosophie ist die, welche ganz unmittelbar aus Kant's Kritik der reinen Vernunft hervorgegangen und, den Charakter dieses Ursprungs bewahrend, sich wenig um politische oder religiöse Verhältnisse, desto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntnis bekümmerte.

---

*) Der Schluss dieses Absatzes lautet in der ältesten deutschen Ausgabe: „Dieser Name gebührt eigentlich nur den Forschungen über die letzten Gründe aller Erkenntnis und alles Seins, wie Solches bis vor dem Auftreten des Herren Schelling das eigentliche Thema der deutschen Philosophen gewesen. Kant's „Kritik der reinen Vernunft" war die Blüthe dieser deutschen Philosophie." Der Herausgeber.

Es ist wahr, die metaphysischen Systeme der meisten deutschen*) Philosophen glichen nur allzu sehr bloßem Spinnweb. Aber was schadete Das? Konnte doch der Jesuitismus dieses Spinnweb nicht zu seinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben so wenig der Despotismus seine Stricke daraus drehen, um die Geister zu binden. Nur**) seit Schelling verlor die deutsche Philosophie diesen dünnen, aber harmlosen Charakter***). Unsere Philosophen kritisierten seitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntnisse und des Seins überhaupt, sie schwebten nicht mehr in idealistischen Abstraktionen, sondern sie suchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, sie wurden Justifikatoren Dessen, was da ist. Während unsere früheren Philosophen arm und entsagend in kümmerlichen Dachstübchen hockten und ihre Systeme ausgrübelten, stecken unsere jetzigen Philosophen in der brillanten Livrée der Macht, sie

*) „der meisten vorschellingschen" steht in der ältesten deutschen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „Jedoch" steht in der ältesten deutschen Ausgabe.

Der Herausgeber.

***) In der ältesten deutschen Ausgabe folgen hier noch die Worte: „sie ist ganz wesentlich verändert, und sie ist ganz etwas Anders als eine deutsche Philosophie."

Der Herausgeber.

wurden Staatsphiloſophen, nämlich ſie erſannen philoſophiſche Rechtfertigungen aller Intereſſen des Staates, worin ſie ſich angeſtellt befanden. Z. B. Hegel, Profeſſor in dem proteſtantiſchen Berlin, hat in ſeinem Syſteme auch die ganze evangeliſch-proteſtantiſche Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Profeſſor in dem katholiſchen München, juſtificiert jetzt in ſeinen Vorleſungen ſelbſt die extravaganteſten Lehrſätze der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche*).

Ja, wie einſt die alexandriniſchen Philoſophen allen ihren Scharfſinn aufgeboten, um durch allegoriſche Auslegungen die ſinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, ſo verſuchen unſere deutſchen Philoſophen etwas Ähnliches für die Religion Chriſti**). Es kümmert uns wenig, zu unterſuchen, ob dieſe Philoſophen einen uneigennützigen Zweck haben; ſehen wir ſie aber in Verbindung mit der Partei der Prieſter, deren materielle Intereſſen mit der Erhaltung des

*) Die beiden letzten Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „Für die moderne Religion" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Katholicismus verknüpft ſind, ſo nennen wir ſie Jeſuiten. Sie mögen ſich aber nicht einbilden, daſs wir ſie mit den älteren Jeſuiten verwechſeln. Dieſe waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O der ſchwächlichen Zwerge, die da wähnen, ſie würden die Schwierigkeiten beſiegen, woran ſogar jene ſchwarzen Rieſen geſcheitert! Nie hat der menſchliche Geiſt größere Kombinationen erſonnen als die, wodurch die alten Jeſuiten den Katholicismus zu erhalten ſuchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil ſie nur für die Erhaltung des Katholicismus und nicht für den Katholicismns ſelbſt begeiſtert waren. An letzterem an und für ſich war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanierten ſie zuweilen das katholiſche Princip ſelbſt, um es nur zur Herrſchaft zu bringen; ſie verſtändigten ſich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüſte, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden ſie ſogar Atheiſten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichſten Abſolutionen und buhlten ihre Kaſuiſten mit jedem Laſter und Verbrechen. Vergebens haben ſie mit den Laien in Kunſt und Wiſſenſchaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz ſichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künſtler,

und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder schaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geist, sondern seufzt nur der zitternde Gehorsam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken sieht man nur eine ängstliche Unfreiheit, steinerne Schmiegsamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht sagte einst Barrault: „Die Jesuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und sie zogen den Himmel herab zur Erde.“ Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Lassen wir die Jesuiten in ihren Gräbern, und zucken wir mitleidig die Achseln beim Anblick der neuen Jesuiten! Jene sind todt, und Diese sind nur die Würmer, welche ihren Leichnamen entkriechen. Sie gleichen den alten Jesuiten so wenig, wie der heutige Herr Schelling dem Schelling von ehemals gleicht.

Herr Schelling ist geboren den 27. Januar 1775 in Würtemberg.

4.

Über das Verhältnis des Herrn Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig' Andeutungen geben können. Sein Einfluſs war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaſſt worden. Die Einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die Anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigentlichen Myſtiker und glichen in vieler Hinſicht den indiſchen Religioſen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinſchaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beſchwörer, ſie riefen mit eigenem Willen

ſogar die feindlichen Geiſter aus der Natur hervor, ſie glichen dem arabiſchen Zauberer, der nach Willkür jeden Stein zu beleben und jedes Leben zu verſteinern weiß. Zu den Erſteren gehörte zunächſt Novalis, zu den Anderen zunächſt Hoffmann. Novalis ſah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauſchte das Geſpräch der Pflanzen, er wuſſte das Geheimnis jeder jungen Roſe, er identificierte ſich endlich mit der ganzen Natur, und als es Herbſt wurde und die Blätter abfielen, da ſtarb er. Hoffmann hingegen ſah überall nur Geſpenſter, ſie nickten ihm entgegen aus jeder chineſiſchen Theekanne und jeder Berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menſchen in Beſtien verwandelte und dieſe ſogar in königlich preußiſche Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben ſelbſt ſtieß ihn von ſich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daſs er ſelbſt ein Geſpenſt geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein miſsgeſchliffener Spiegel, worin er, tauſendfältig verzerrt, nur ſeine eigne Todtenlarve erblickte; und ſeine Werke ſind nichts Anders als ein entſetzlicher Angſtſchrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantiſchen Schule. Er ſtand in keiner Berührung mit den

Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte seiner hier nur im Gegensatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule ist. Novalis ist hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem so vortrefflichen Anzuge dem französischen Publikum vorgestellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputation erlangt hat. Bei uns in Deutschland ist jetzt Hoffmann keineswegs en vogue, aber er war es früher. In seiner Periode wurde er viel gelesen, aber nur von Menschen, deren Nerven zu stark oder zu schwach waren, als daſs sie von gelinden Akkorden afficiert werden konnten. Die eigentlichen Geistreichen und die poetischen Naturen wollten Nichts von ihm wissen. Diesen war der Novalis viel lieber. Aber ehrlich gestanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn Letzterer mit seinen idealischen Gebilden schwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann mit allen seinen bizarren Fratzen sich doch immer an der irdischen Realität festklammert. Wie aber der Riese Antäus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläſst, und

er wird ohnmächtig, ſobald er ſchwärmeriſch in der blauen Luft umherſchwebt.

Die große Ähnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern beſteht wohl darin, daſs ihre Poeſie eigentlich eine Krankheit war. In dieſer Hinſicht hat man geäußert, daſs die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geſchäft des Kritikers, ſondern des Arztes ſei. Der Roſenſchein in den Dichtungen des Novalis iſt nicht die Farbe der Geſundheit, ſondern der Schwindſucht, und die Purpurgluth in Hoffmann's Phantaſieſtücken iſt nicht die Flamme des Genies, ſondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu ſolchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzuſehr mit Geſundheit geſegnet ſind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth ausſieht? Oder iſt die Poeſie vielleicht*) eine Krankheit des Menſchen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsſtoff iſt, woran das arme Auſterthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2. Mai 1772. Sein eigentlicher Name iſt Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindſucht litt und an dieſem Übel ſtarb. In Allem, was er ſchrieb,

*) „vielleicht ſelbſt" ſteht in der älteſten deutſchen und in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

weht dieſe trübe Geſchichte, ſein Leben war nur ein träumeriſches Hinſterben, und er ſtarb an der Schwindſucht im Jahr 1801, ehe er ſein neunundzwanzigſtes Lebensjahr und ſeinen Roman vollendet hatte. Dieſer Roman iſt in ſeiner jetzigen Geſtalt nur das Fragment eines großen allegoriſchen Gedichtes, das, wie die göttliche Komödie des Dante, alle irdiſchen und himmliſchen Dinge feiern ſollte. Heinrich von Ofterdingen, der berühmte Dichter, iſt der Held dieſes Romans. Wir ſehen ihn als Jüngling in Eiſenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße, jener alten Wartburg liegt, wo ſchon das Größte, aber auch ſchon das Dümmſte geſchehen; wo nämlich Luther ſeine Bibel überſetzt, und einige alberne Deutſchthümler den Gendarmeriekodex des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieſer Burg ward auch einſt jener Sängerkrieg geführt, wo unter andern Dichtern auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettſtreit in der Dichtkunſt geſungen, den uns die Maneſſiſche Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter ſollte das Haupt des Unterliegenden verfallen ſein, und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt ſich nun die Wartburg, der Schauplatz ſeines ſpäteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von No-

valis zeigt ihn, wie gesagt, in dem väterlichen Hause zu Eisenach. „Die Eltern liegen schon und schlafen, die Wanduhr schlägt ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern saust der Wind; abwechselnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst, fernab liegt mir alle Habsucht; aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne, und ich kann nichts Anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen; es ist als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert? und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume habe ich damals nie gehört."

Mit solchen Worten beginnt „Heinrich von Ofterdingen," und überall in diesem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll ist es, dass selbst die fabelhaftesten Personen in diesem Buche uns so bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten schon recht trau-

lich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, ſelbſt Sophia trägt ſo wohlbekannte Geſichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtnis, wo wir mit ihr auf und ab gegangen und heiter gekoſt. Aber das Alles liegt ſo dämmernd hinter uns wie ein halbvergeſſener Traum.

Die Muſe des Novalis war ein ſchlankes, weißes Mädchen mit ernſthaft blauen Augen, goldnen Hyacinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermal an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nämlich als Muſe der Novalis'ſchen Poeſie eben daſſelbe Mädchen, das mich zuerſt mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldſchnitt, welcher den „Ofterdingen" enthielt, in ihren ſchönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stationen von Göttingen lebte ſie bei ihrer Schweſter, der Frau Poſtmeiſterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Buſen, der mit ſeinen ausgezackten ſteifen Blonden wie eine Feſtung ausſah; dieſe Feſtung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthſchaftliche, praktiſche Frau, und doch beſtand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmann'ſche Romane zu leſen. In Hoffmann fand ſie den Mann, der es verſtand, ihre

derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu ſetzen. Ihrer blaſſen, zarten Schweſter hingegen gab ſchon der Anblick eines Hoffmann'ſchen Buches die unangenehmſte Empfindung, und berührte ſie ein ſolches unverſehens, ſo zuckte ſie zuſammen. Sie war ſo zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren ſo duftig, ſo reinklingend, und wenn man ſie zuſammenſetzte, waren es Verſe. Ich habe Manches, was ſie ſprach, aufgeſchrieben, und es ſind ſonderbare Gedichte, ganz in der Novalis'ſchen Weiſe, nur noch geiſtiger und verhallender. Eins dieſer Gedichte, das ſie zu mir ſprach, als ich Abſchied von ihr nahm, um nach Italien zu reiſen, iſt mir beſonders lieb. In einem herbſtlichen Garten, wo eine Illumination ſtattgefunden, hört man das Geſpräch zwiſchen dem letzten Lämpchen, der letzten Roſe und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen iſt erloſchen, die Roſe iſt entblättert, und der Schwan entfaltet ſeine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nämlich im Hannövriſchen viele wilde Schwäne, die im Herbſt nach dem wärmeren Süden auswandern, und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrſcheinlich in Afrika zu. Denn in der Bruſt eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen

Professor Blumenbach für einen afrikanischen erkannte. Der arme Vogel! mit dem Pfeil in der Brust war er doch nach dem nordischen Neste zurückgekehrt, um dort zu sterben. Mancher Schwan aber mag, von solchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande gewesen sein, seine Reise zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüste, oder er sitzt jetzt mit ermatteten Schwingen auf irgend einer ägyptischen Pyramide und schaut sehnsüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneste im Lande Hannover.

Als ich im Spätherbst 1828 aus dem Süden zurückkehrte (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Brust), führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Posthalterin, stieg ich ab, um Pferde zu wechseln. Ich hatte sie seit Jahr und Tag nicht gesehen, und die gute Frau schien sehr verändert. Ihr Busen glich noch immer einer Festung, aber einer geschleiften; die Bastionen rasiert, die zwei Hauptthürme nur hängende Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Postillon Pieper erfuhr, hatte sie sogar die Lust an den Hoffmann'schen Romanen verloren, und sie trank jetzt vor Schlafengehn desto mehr Branntewein. Das ist

auch viel einfacher; denn den Branntewein haben die Leute immer ſelbſt im Hauſe, die Hoffmann'ſchen Romane hingegen muſſten ſie vier Stunden weit aus der Deuerlich'ſchen Leſebibliothek zu Göttingen holen laſſen. Der Poſtillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei ſo ſauer ausſah, als habe er Eſſig geſoffen und ſei davon ganz zuſammengezogen. Als ich dieſen Menſchen nach der Schweſter der Frau Poſthalterin befragte, antwortete er: Mademoiſelle Sophia wird bald ſterben und iſt ſchon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich muſſte ein Weſen ſein, wovon ſogar der ſaure Pieper ſagte, ſie ſei ein Engel! Und er ſagte Dieſes, während er mit ſeinem hochbeſtiefelten Fuße das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und neben dem Miſthaufen an einer Stange hing zum Trocknen ein durchnäſſter, ſcharlachrother Poſtillonsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Oſterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und

immer noch in diesem Buche gelesen, und sie hatte sich die Schwindsucht herausgelesen, und sah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber sie war jetzt von einer geistigen Schönheit, deren Anblick mich aufs schmerzlichste bewegte. Ich nahm ihre beiden blassen, mageren Hände und sah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte sie endlich: Mademoiselle Sophia, wie befinden Sie sich? Ich befinde mich gut, antwortete sie, und bald noch besser! und sie zeigte zum Fenster hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel unfern des Hauses. Auf diesem kahlen Hügel stand eine einzige schmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und Das bewegte sich im Herbstwind, nicht wie ein lebender Baum, sondern wie das Gespenst eines Baumes.

Unter dieser Pappel liegt jetzt Mademoiselle Sophia, und ihr hinterlassenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldschnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtisch, und ich benutzte es bei der Abfassung dieses Kapitels.

Drittes Buch.

1.

Kennt ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzellanenen Theekannen? Das ganze Land ist ein Raritätenkabinett, umgeben von einer unmenschlich langen Mauer und hunderttausend tartarischen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäischen Gelehrten fliegen darüber, und wenn sie sich dort sattsam umgesehen und wieder heimkehren, erzählen sie uns die köstlichsten Dinge von dem kuriosen Land und kuriosen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verschnörkelten Erscheinungen, abenteuerlichen Riesenblumen, Zwergbäumen, verschnitzelten Bergen, barock wollüstigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, ist dort eine eben so fabelhafte Karikatur wie der Mensch mit seinem spitzigen Zopfkopf, seinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Wesen und kindisch einsilbiger Sprache. Mensch und Natur können dort einander

nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſiert höflich ſind; und um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſierlichſten Geſichter. Es giebt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daſs ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muſs.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine ſchräggeſchlitzte Äuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herzen die allertollſten Launen niſteten. Es war nämlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn Das recht kniſterte und krachte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine als eine unheilbare Wahnſinnige in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonificierte Kaprice, iſt zugleich die perſonificierte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe, die uns aus den Poeſien des Herrn Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreißt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit fünfzehn Jahr' lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja eingemauert in ſeinem Katholicismus. Es gab nichts Koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen, die ihn liebten, und Jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon.“ Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken*)

*) „von Worten und Wortſpielen“ ſteht in der älteſten deutſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

zu ſehen. Das tummelt ſich Alles in ſüßeſter Verwirrung, und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Wortſpiele durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Ärmeln und allzu großen Weſtenknöpfen. Da ſpringen bucklichte Witze mit kurzen Beinchen, wie Policinelle. Liebesworte wie neckende Kolombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und Das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bacchantiſchen Zerſtörungsluſt.

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, „Die Gründung Prag's“ iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Es ſind Scenen darin, wo man von den geheimnisvollſten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauſchen die dunkel böhmiſchen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da ſchmettern noch die heidniſchen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume beſtrahlt ſchon das ſanfte Morgenroth des Chriſtenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geſchrieben, namentlich: „Die Geſchichte vom braven Kaſperl und dem

ſchönen Annerl.“ Als das ſchöne Annerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich Etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Annerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: Eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrak noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „Liebe Frau! in dieſem Schranke hängt mein Richtſchwert, und das bewegt ſich jedesmal von ſelbſt, wenn ihm Jemand nahet der einſt damit geköpft werden ſoll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieſes Kindes. Erlaubt mir, daſs ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert iſt dann zufrieden geſtellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen.“ Die Großmutter gab jedoch dieſem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es ſpäterhin genugſam bereuen, als das ſchöne Annerl wirklich geköpft wurde mit demſelben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr' alt ſein, und er lebt zu Frankfurt, einſiedleriſch zurückgezogen, als ein korreſpondierendes Mitglied der katholiſchen Propaganda. Sein Name

ist in der letzten Zeit fast verschollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit seinem verstorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich, in Gemeinschaft mit Letzterem, unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn," eine Sammlung Lieder herausgegeben, die sie theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und seltenen Druckschriften gefunden haben. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, Der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. Diese Bemerkung machte einst ein deutscher Dichter, der mir am liebsten ist, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches ist ein Knabe, der das Horn bläst; und wenn ein Deutscher in der Fremde dieses Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heim-

weh beſchleichen, wie den Schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Baſtei Schildwache ſtand, fern den Kuhreigen hörte, die Pike von ſich warf, über den Rhein ſchwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deſerteur erſchoſſen wurde. „Des Knaben Wunderhorn“ enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
Ins Vaterland muſſt' ich hinüberſchwimmen,
Das gieng nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf,
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon,

Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir Solches angethan,
Das klag' ich an. — — —

Welch ein ſchönes Gedicht! Es liegt in dieſen Volksliedern ein ſonderbarer Zauber. Die Kunſtpoeten wollen dieſe Naturerzeugniſſe nachahmen, in derſelben Weiſe, wie man künſtliche Mineralwaſſer verfertigt. Aber wenn ſie auch durch chemiſchen Proceſs die Beſtandtheile ermittelt, ſo entgeht ihnen doch die Hauptſache, die unzerſetzbare ſympathetiſche Naturkraft. In dieſen Liedern fühlt man den Herzſchlag des deutſchen Volks. Hier offenbart ſich all ſeine düſtere Heiterkeit, all ſeine närriſche Vernunft. Hier trommelt der deutſche Zorn, hier pfeift der deutſche Spott, hier küſſt die deutſche Liebe. Hier perlt der echt deutſche Wein und die echt deutſche Thräne. Letztere iſt manchmal doch noch köſtlicher als erſterer; es iſt viel Eiſen und Salz darin. Welche Naivetät in der Treue! In der Untreue,

welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl iſt der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt! Hört einmal die phlegmatiſch rührende Geſchichte, die er von ſich ſelber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eſſ' und trink ſo gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein.
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich ſinken.

„Man ſetzt mich oben an den Tiſch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel ſtand mir leere.

„Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

„Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da muſſt' ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer muſſt' zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch 'muſſt' er mir laſſen."

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter, den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewuſſte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt ihr kennen lernen. Es iſt ein

aufrichtiges Mädel, und ich liebe sie sehr. Der Hans sprach zu dem Gretel:

„Nun schürz dich, Gretlein, schürz dich,
Wohlauf mit mir davon,
Das Korn ist abgeschnitten,
Der Wein ist abgethan."

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir sein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein."

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein.
Die Kleider dieses Gretlein
Müssen verschlemmet sein."

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth der war groß,
Daſs ihr die lichte Zähre
Über die Wänglein floſs.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redeteſt nicht alſo,
Als du mich heim ausführteſt
Aus meines Vaters Hof.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weineſt du ſo ſehr?
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr'?“

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr.“

Das ist kein Goethe'sches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da ist kein deutscher Mondschein. Es liegt eben so wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des Nachts, bei seinem Mädel Einlaß verlangt, und sie ihn abweist mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Heide,
Woher du gekommen bist;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg,
Trägst keine Federn weg."

Aber Mondschein, Mondschein die Hülle und Fülle und die ganze Seele übergießend, strahlt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht
Und an dich gedenkt:
Daſs du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfaſſer ſolcher Lieder, ſo antworten dieſe wohl ſelbſt mit ihren Schluſsworten:

Wer hat das ſchöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gänſ' übers Waſſer gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich iſt es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburſchen, die ſolch ein Lied gedichtet. Es ſind

beſonders die Handwerksburſchen. Gar oft auf meinen Fußreiſen verkehrte ich mit dieſen Leuten und bemerkte, wie ſie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereigniſſe, ein Stück Volkslied improviſierten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauſchten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen ſaßen; und kam nachher ein anderer Burſch mit Ränzel und Wanderſtab vorbeigeſchlendert, dann pfiffen ſie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er ſang die fehlenden Verſe hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen ſolchem Burſchen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht ſie nur auszuſprechen, und ſie ſind dann noch poetiſcher als all' die ſchönen poetiſchen Phraſen, die wir aus der Tiefe unſeres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutſchen Handwerksburſchen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es iſt eine merkwürdige Menſchenſorte. Ohne Sous in der Taſche, wandern dieſe Handwerksburſchen durch ganz Deutſchland, harmlos, fröhlich und frei. Gewöhnlich fand ich, daſs Drei zuſammen auf ſolche Wanderſchaft ausgingen. Von dieſen Dreien war der Eine immer der Räſonneur; er räſonnierte mit humoriſtiſcher Laune über Alles, was vorkam, über jeden bunten Vogel, der in der Luft flog, über jeden Muſterreiter, der vorüberritt, und kamen ſie gar

in eine ſchlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironiſch: Der liebe Gott hat die Welt in ſechs Tagen erſchaffen, aber ſeht einmal, es iſt auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeſelle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein; er kann kein Wort ſagen, ohne dabei zu fluchen; er ſchimpft grimmig auf alle Meiſter, bei denen er gearbeitet; und ſein beſtändiger Refrain iſt, wie ſehr er es bereue, daſs er der Frau Wirthin in Halberſtadt, die ihm täglich Kohl und Waſſerrüben vorgeſetzt, nicht eine Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort „Halberſtadt" ſeufzt aber der dritte Burſche aus tiefſter Bruſt; er iſt der Jüngſte, macht zum erſtenmal ſeine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens ſchwarzbraune Augen, läſſt immer den Kopf hängen und ſpricht nie ein Wort.

„Des Knaben Wunderhorn" iſt ein zu merkwürdiges Denkmal unſerer Literatur und hat auf die Lyriker der romantiſchen Schule, namentlich auf unſeren vortrefflichen Herrn Uhland, einen zu bedeutenden Einfluſs geübt, als daſs ich es unbeſprochen laſſen durfte. Dieſes Buch und das Nibelungenlied ſpielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muſs hier eine beſondere Er-

wähnung geſchehen. Es war lange Zeit von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klaſſiſchen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieſes Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber ſtritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere ſei? Und das Publikum ſah dabei aus wie ein Knabe, den man ernſthaft fragt: Haſt du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls iſt aber dieſes Nibelungenlied von großer, gewaltiger Kraft. Ein Franzoſe kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache, worin es gedichtet iſt. Es iſt eine Sprache von Stein, und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen artigen Leutchen euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeſchritten der Straßburger Münſter,

der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. ſ. w., und dieſe machten der ſchönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Kour. Es iſt wahr, daſs ihr Gang ein bischen unbeholfen iſt, daſs einige darunter ſich ſehr linkiſch benehmen, und daſs man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieſes Lachen hätte doch ein Ende, ſobald man ſähe, wie ſie in Wuth gerathen, wie ſie ſich untereinander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterſchlägt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptperſonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm iſt ſo hoch und kein Stein iſt ſo hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chriemhilde.

Wer hat aber dieſes Lied verfaſſt? Eben ſo wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geſchrieben. Sonderbar! von den vortrefflichſten Büchern, Gedichten, Bauwerken und ſonſtigen Denkmälern der Kunſt weiß man ſelten den Urheber. Wie hieß der Baumeiſter, der den Kölner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die ſchöne Gottesmutter und die heiligen drei Kö-

nige so erquicklich abkonterfeit sind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das so viele leidende Menschengeschlechter getröstet hat? Die Menschen vergessen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edlen, der für das Heil seiner Mitbürger gesorgt, finden wir selten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtnis bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden. Der Baum der Menschheit vergisst des stillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Thieren geschützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern.

2.

Wegen ihrer gemeinschaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns“ pflegt man auch sonst die Namen Brentano und Arnim zusammen zu nennen, und da ich Ersteren besprochen, darf ich von dem Andern um so weniger schweigen, da er in weit höherem Grade unsere Aufmerksamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim ist ein großer Dichter, und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen würden an diesem Dichter mehr als an jedem andern deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wusste noch inniger als Dieser in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann selbst zuweilen betrachtete, so kam es mir vor, als hätte Arnim

ihn gedichtet. Im Volke iſt dieſer Schriftſteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommée unter den Literaten. Letztere aber, obgleich ſie ihm die unbedingteſte Anerkennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr geprieſen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und Das waren eben Diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Stevens von Voltaire gebraucht, als Dieſer den Shakſpeare ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt; er ſagte nämlich: Dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen, er, der über ſo manches unbedeutende Machwerk ſo viel Geiſtreiches ſagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignoriert. Nur nach ſeinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube, Arnim's Renommée konnte beſonders deſshalb nicht aufkommen, weil er ſeinen Freunden, der katholiſchen Partei, noch immer viel zu proteſtantiſch blieb, und weil wieder die proteſtantiſche Partei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem ſeine Romane und Novellen in jeder Leih-

bibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unſeren Literaturzeitungen und äſthetiſchen Blättern faſt gar nicht beſprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff ſeiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein geleſen. Warum vernachläſſigte nun das deutſche Volk einen Schriftſteller, deſſen Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: Das Leben. Das Volk verlangt, daſs die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daſs ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen, das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfnis konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In Allem, was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich und flüſtern uns leiſe ins Ohr: Wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſein, wäre nicht die Arnim'ſche Grazie, die über

jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch, als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſthaftes Geſchöpf, und nun erſt ein todter Deutſcher! Ein Franzoſe hat gar keine Idee davon, wie ernſthaft wir erſt im Tode ſind; da ſind unſere Geſichter noch viel länger, und die Würmer, die uns ſpeiſen, werden melancholiſch, wenn ſie uns dabei anſehen. Die Franzoſen wähnen, Wunder wie ſchrecklich ernſthaft der Hoffmann ſein könne; aber Das iſt Kinderſpiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann ſeine Todten beſchwört, und ſie aus den Gräbern hervorſteigen und ihn umtanzen, dann zittert er ſelber vor Entſetzen, und tanzt ſelbſt in ihrer Mitte, und ſchneidet dabei die tollſten Affengrimaſſen. Wenn aber Arnim ſeine Todten beſchwört, ſo iſt es, als ob ein General Heerſchau halte, und er ſitzt ſo

ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Scharen vor sich vorbeidefilieren, und sie sehen ängstlich nach ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784 in der Mark Brandenburg, und starb den Winter 1830*). Er schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich ein Stück darunter betitelt: „Der Auerhahn". Die erste Scene wäre selbst des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu ist die betrübteste Langeweile da geschildert! Der Eine von den drei natürlichen Söhnen des verstorbenen Landgrafen sitzt allein in dem verwaisten weiten Burgsaal und spricht gähnend mit sich selber, und klagt, daſs ihm die Beine unter dem Tische immer länger wüchsen, und daſs ihm der Morgenwind so kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nur langsam hereingeschlappt, in den Kleidern des seligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig

*) Arnim war geboren am 26. Januar 1781 zu Berlin, und starb am 21. Januar 1831. Vgl. die Vorrede Heine's zum zweiten Theil der ersten Auflage dieses Buches.

Der Herausgeber.

gedenkt er, wie er sonst um diese Stunde dem Vater beim Anziehen half, wie Dieser ihm oft eine Brotkruste zuwarf, die er mit seinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab; diese letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daſs nun der Vater todt sei und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnim's Romane heißen: „Die Kronwächter" und „Die Gräfin Dolores." Auch ersterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz ist oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und seiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht so dick ist, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es ist Verleumdung, wenn man ihr nachsagte, sie sei oben in der Thurmwohnung so korpulent geworden, daſs sie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabsteigen könne, und nach dem Tode ihres ersten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt gewesen sei, den neuen Thürmer zu heirathen. Über solche böse Nachrede grämte sich die arme Frau droben nicht wenig; und sie konnte nur deſshalb die Thurmtreppe nicht hinabsteigen, weil sie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „Die Gräfin Dolores," hat ebenfalls den allervortrefflichsten An-

fang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth, und zwar einer adligen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch' ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörnis! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloſs der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloſsgarten iſt Alles verödet: die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorber und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit Brenneſſeln geißeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf nach langer Abweſenheit wieder in ſein Schloſs heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau ſehr auffallend, es paſſiert bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und Das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben

und, eben so wie das übrige Hausgesinde, längst todt war. Der Graf scheint es aber am Ende selbst zu ahnen, dass er sich unter lauter Gespenstern befindet, und, ohne sich Etwas merken zu lassen, reist er in der Stille wieder ab.

Unter Arnim's Novellen dünkt mir die kostbarste seine „Isabella von Ägypten." Hier sehen wir das wanderschaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich Bohémiens, auch Égyptiens nennt. Hier lebt und webt das seltsame Märchenvolk mit seinen braunen Gesichtern, freundlichen Wahrsageraugen und seinem wehmüthigen Geheimnis. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen mystischen Schmerz. Die Zigeuner müssen nämlich nach der Sage, die in dieser Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeit lang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungastlichen Härte, womit einst ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewiesen, als Diese auf ihrer Flucht in Ägypten ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deßhalb hielt man sich auch berechtigt, sie mit Grausamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schelling'schen Philosophen hatte, so musste die Poesie damals die Beschönigung der unwürdigsten und grausamsten Gesetze übernehmen. Gegen Niemand waren diese

Gesetze barbarischer als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten sie, jeden Zigeuner, bei Diebstahlverdacht, ohne Untersuchung und Urthel aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Ägypten, unschuldig gehenkt. Mit diesem trüben Ereignis beginnt die Arnim'sche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürstenmantel um die Schulter, setzen ihm die silberne Krone auf das Haupt, und versenken ihn in die Schelde, fest überzeugt, dass ihn der mitleidige Strom nach Hause bringt, nach dem geliebten Ägypten. Die arme Zigeunerprinzessin Isabella, seine Tochter, weiß Nichts von dieser traurigen Begebenheit, sie wohnt einsam in einem verfallenen Hause an der Schelde, und hört des Nachts, wie es so sonderbar im Wasser rauscht, und sie sieht plötzlich, wie ihr bleicher Vater hervortaucht im purpurnen Todtenschmuck, und der Mond wirft sein schmerzliches Licht auf die silberne Krone. Das Herz des schönen Kindes will schier brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will sie den todten Vater festhalten; er schwimmt ruhig weiter nach Ägypten, nach seinem heimatlichen Wunderland, wo man seiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würden zu begraben.

Rührend ist das Todtenmal, womit das arme Kind den verstorbenen Vater ehrt; sie legt ihren weißen Schleier über einen Feldstein, und darauf stellt sie Speis' und Trank, welches sie feierlich genießt. Tief rührend ist Alles, was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er schon an anderen Orten sein Mitleid gewidmet, z. B. in seiner Nachrede zum „Wunderhorn," wo er behauptet, dass wir den Zigeunern so viel Gutes und Heilsames, namentlich die mehrsten unserer Arzneien verdanken. Wir hätten sie mit Undank verstoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten sie bei uns keine Heimat erwerben können. Er vergleicht sie in dieser Hinsicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, dass sie Alles herbeischafften, was sich ihre großen starken Feinde zu Gastmälern wünschten, aber einmal für wenige Erbsen, die sie aus Noth vom Felde ablasen, jämmerlich geschlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menschen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafherde, und Jeder dort ein Münzchen niederlegen musste, bis sie ein Fass damit füllten.

Eine Übersetzung der erwähnten Novelle: „Isabella von Ägypten" würde den Franzosen nicht

bloß eine Idee von Arnim's Schriften geben, sondern auch zeigen, daſs all' die furchtbaren, unheimlichen, grauſigen und geſpenſtiſchen Geſchichten, die ſie ſich in der letzten Zeit gar mühſam abgequält, in Vergleichung mit Arnim'ſchen Dichtungen nur roſige Morgenträume einer Operntänzerin zu ſein ſcheinen. In ſämmtlichen franzöſiſchen Schauergeſchichten iſt nicht ſo viel Unheimliches zuſammengepackt, wie in jener Kutſche, die Arnim von Bracke nach Brüſſel fahren läſſt, und worin folgende vier Perſonagen bei einander ſitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe iſt. Sie ſieht aus wie die ſchönſte von den ſieben Todſünden, und ſtrotzt im bunteſten Goldflitter- und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe geſtiegen und ſich auf ſieben Jahr' als Bedienter verdingt. Es iſt ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weſshalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3) Ein Golem; nämlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein ſchönes Weib geformt iſt und wie ein ſchönes Weib ſich gebärdet. Auf der Stirn, verborgen unter den ſchwarzen Locken, ſteht mit hebräiſchen Buchſtaben das Wort: „Wahrheit," und

wenn man dieſes ausliſcht, fällt die ganze Figur wieder leblos zuſammen als eitel Lehm.

4) Der Feldmarſchall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Hiſtoriker dieſes Namens verwandt iſt, ja welcher ſich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel iſt, eine Alraunwurzel, welche die Franzoſen Mandragora nennen. Dieſe Wurzel wächſt unter dem Galgen, wo die zweideutigſten Thränen eines Gehenkten gefloſſen ſind. Sie gab einen entſetzlichen Schrei, als die ſchöne Iſabella ſie dort um Mitternacht aus dem Boden geriſſen. Sie ſah aus wie ein Zwerg, nur daſs ſie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Geſicht zwei ſchwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entſtanden. Nachher ſtreute ſie dem Männlein auch ein bischen Hirſe auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas ſtruppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Miſsgeſchöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdſeligen Roſenlippen küſſte ſie ihm das Hagebuttmaul ganz ſchief; ſie küſſte ihm vor Liebe faſt die Wachholderäuglein aus dem Kopf, und der garſtige Knirps wurde dadurch ſo verzogen, daſs er am

Ende Feldmarschall werden wollte, und eine brillante Feldmarschalluniform anzog, und sich durchaus Herr Feldmarschall titulieren ließ.

Nicht wahr, Das sind vier sehr ausgezeichnete Personen? Wenn ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Miracle und sämmtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen, wie jene, die in einer einzigen Kutsche von Bracke nach Brüssel fuhr. Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehen, daſs das Grauenhafte nicht euer Fach, und daſs Frankreich kein geeigneter Boden für Gespenster jener Art. Wenn ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Ja, wir Deutschen, die wir bei euren heitersten Witzen ganz ernsthaft bleiben können, wir lachen desto herzlicher bei euren Gespenstergeschichten. Denn eure Gespenster sind doch immer Franzosen; und französische Gespenster! welch' ein Widerspruch in den Worten! In dem Wort „Gespenst" liegt so viel Einsames, Mürrisches, Deutsches, Schweigendes, und in dem Worte „Französisch" liegt hingegen so viel Geselliges, Artiges, Französisches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzose ein Gespenst sein, oder gar wie könnten in Paris Gespenster existieren! In Paris, im Foyer der europäischen Gesellschaft! Zwischen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun ein-

mal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brauſendſte Finale, aus den Variétés und dem Gymnaſe ſtrömen die heiterſten Gruppen, und Das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soirée. Wie müſſte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt umjauchzt! Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiſs nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die Einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen, ſie würden bald Geſpenſterreunions bilden, ſie würden ein Todtenkaffehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine Pariſer Todtenrevue, und es gäbe bald Todtenſoirées, où l'on fera de la musique. Ich bin überzeugt, die

Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſieren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüſſte ich, daſs man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtieren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daſs ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde, und in Paris ſpuken kann zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht! ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchichten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muſs, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf dem Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben*).

O ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, ihr ſolltet doch endlich einſehen, daſs eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir Anderen ſich gehaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Maſken vors Geſicht halten, um ſich einander Furcht einzujagen. Es ſind ernſthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenluken ſchauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutſchen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichſten Larven, und aus den Augen lauſcht der greiſe Tod. Ihr ſeid ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menſchliche liegt im Bereiche eurer Kunſt. Das haben ſchon eure älteren Schriftſteller eingeſehen, und ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieſer Einſicht gelangen. Laſſt ab vom Schauerlichen und Geſpenſtiſchen! Laſſt uns Deutſchen alle Schreckniſſe des Wahnſinns, des Fiebertraums und der Geiſterwelt. Deutſchland iſt ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geſchlechts, und beſonders für Feldmarſchälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenſeits des Rheins können ſolche Geſpenſter gedeihen, nimmermehr in Frankreich. Als ich hieher reiſte, begleiteten mich meine Geſpenſter bis an die franzöſiſche Grenze. Da nahmen ſie betrübt von mir Abſchied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verſcheucht die Geſpenſter jeder Art.

O! ich möchte mich auf den Straßburger Münſter ſtellen, mit einer dreifarbigen Fahne in der Hand, die bis nach Frankfurt reichte. Ich glaube, wenn ich die geweihte Fahne über mein theures Vaterland hinüberſchwenkte, und die rechten exorcierenden Worte dabei ausſpräche: die alten Hexen würden auf ihren Beſenſtielen davonfliegen, die kalten Bärenhäuter würden wieder in ihre Gräber hinabkriechen, die Golems würden wieder als eitel Lehm zuſammenfallen, der Feldmarſchall Cornelius Nepos kehrte wieder zurück nach dem Orte, woher er gekommen, und der ganze Spuk wäre zu Ende*).

*) Hier ſchloß die erſte deutſche ſowie die erſte franzöſiſche Ausgabe der „Romantiſchen Schule."

Der Herausgeber.

3.

Die Geſchichte der Literatur iſt eben ſo ſchwierig zu beſchreiben wie die Naturgeſchichte. Dort wie hier hält man ſich an die beſonders hervortretenden Erſcheinungen. Aber wie in einem kleinen Waſſerglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten iſt, die eben ſo ſehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Beſtien, ſo enthält der kleinſte Muſenalmanach zuweilen eine Unzahl Dichterlinge, die dem ſtillen Forſcher eben ſo intereſſant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott iſt groß!

Die meiſten Literaturhiſtoriker geben uns wirklich eine Literaturgeſchichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer beſonders abgeſperrt zeigen ſie uns epiſche Säugedichter, lyriſche Luftdichter, dramatiſche Waſſerdichter, proſaiſche Amphibien, die ſowohl Land- wie Seeromane ſchreiben, humoriſtiſche

Mollusken u. ſ. w. Andere im Gegentheil treiben die Literaturgeſchichte pragmatiſch, beginnen mit den urſprünglichen Menſchheitsgefühlen, die ſich in den verſchiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunſtform angenommen; ſie beginnen ab ovo, wie der Geſchichtſchreiber, der den trojaniſchen Krieg mit der Erzählung vom Ei der Leda eröffnet. Und wie Dieſer handeln ſie thöricht. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ei der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden ſich dennoch Hektor und Achilles vor dem ſkäiſchen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen Fakta und die großen Bücher entſtehen nicht aus Geringfügigkeiten, ſondern ſie ſind nothwendig, ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sternen, und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen . . . aber wie kommt es, daſs zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daſs ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Tichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit, eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher, worin dieſe ſich offenbaren, aus der Konſtellation der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur den momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimieren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem innerſten Weſen nach lauter Doktrinäre; ſie wiſſen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtificiert. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten, die irdiſchen Trauben ſeien ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, wird es den Leuten möglich, emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doktrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindiciert.

Nahen wir dem Ende der chriſtlichen Faſtenzeit, und bricht das roſige Weltalter der Freude ſchon leuchtend heran? Wie wird die heitere Doktrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſecierte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthiers, ſehr leicht prophezeien, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten

wird. Ich würde herzlich gern als ein literariſcher Kalchas in dieſer Abſicht einige unſerer jüngſten Poeten kritiſch abſchlachten, müſſte ich nicht befürchten, in ihren Eingeweiden viele Dinge zu ſehen, über die ich mich hier nicht ausſprechen darf. Man kann nämlich unſere neueſte deutſche Literatur nicht beſprechen, ohne ins tiefſte Gebiet der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo ſich die belletriſtiſchen Schriftſteller von der politiſchen Zeitbewegung zu entfernen ſuchen, ſogar mehr als löblich, da mag man jetzt die Schöngeiſter des Tages beurtheilen und den Tag ſelbſt unbeſprochen laſſen können. Aber jenſeits des Rheines werfen ſich jetzt die belletriſtiſchen Schriftſteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon ſie ſich ſo lange entfernt gehalten. Ihr Franzoſen ſeid während fünfzig Jahren beſtändig auf den Beinen geweſen und ſeid jetzt müde; wir Deutſche hingegen haben bis jetzt am Studiertiſche geſeſſen und haben alte Klaſſiker kommentiert, und möchten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derſelbe Grund, den ich oben angedeutet, verhindert mich, mit gehöriger Würdigung einen Schriftſteller zu beſprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben, und auf welchen ſeitdem durch die geiſtreichen Artikel von Philarète

Chasles das französische Publikum noch besonders aufmerksam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erst ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgesonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeschichte von ihm reden müsste. Er ist fast gleichzeitig mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne im mindesten daran Theil zu nehmen, und eben so wenig hegte er später die mindeste Gemeinschaft mit der Goethe'schen Kunstschule. Er steht ganz isoliert in seiner Zeit, eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und seine Schriften waren Eins und Dasselbe. Diese Eigenschaft, diese Ganzheit finden wir auch bei den Schriftstellern des heutigen jungen Deutschlands, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind.

Ja, ich wiederhole das Wort: Apostel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine

Ahnung hatten. Es ist Dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daſs diese Erde groß genug ist, daſs sie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daſs diese Erde uns Alle anständig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten des Anderen leben will; und daſs wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. — Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen*). Und ist das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachen und Komödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn wie könnte ich von dem jungen Deutschland sprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet?

---

*) Die nachfolgenden, auf die Schriftsteller des „jungen Deutschlands" bezüglichen Bemerkungen fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Heinrich Laube, einer jener Schriftſteller, die ſeit der Julusrevolution aufgetreten ſind, iſt für Deutſchland von einer ſocialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermeſſen werden kann. Er hat alle guten Eigenſchaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apoſtoliſchen Eifer des jungen Deutſchlands. Dabei iſt ſeine gewaltige Leidenſchaft durch hohen Kunſtſinn gemildert und verklärt. Er iſt begeiſtert für das Schöne eben ſo ſehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein ſcharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, ſelbſt wenn ſie als Kämpen für noble Geſinnung dem Vaterlande nutzen. Dieſer Kunſtſinn, der ihm angeboren, ſchützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotiſchen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unſeren großen Meiſter Goethe zu verläſtern und zu ſchmähen.

In dieſer Hinſicht verdient auch ein anderer Schriftſteller der jüngſten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchſte Lob. Wenn ich Dieſen erſt nach Laube erwähne, ſo geſchieht es keineswegs, weil ich ihm nicht eben ſo viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von ſeinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muſs ich die ſchönſten Eigenſchaften der ſchaffenden Kraft und

des urtheilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse; aber in Allem, was Laube schreibt, herrscht eine weitaustönende Ruhe, eine selbstbewusste Größe, eine stille Sicherheit, die mich persönlich tiefer anspricht, als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkow'schen Geistes.

Herr Karl Gutzkow, dessen Seele voller Poesie, musste, eben so wie Laube, sich zeitig von jenen Zeloten, die unseren großen Meister schmähen, aufs bestimmteste lossagen. Dasselbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Gustav Schlesier, zwei höchst ausgezeichneten Schriftstellern der jüngsten Periode, die ich hier, wo vom jungen Deutschland die Rede ist, ebenfalls nicht unerwähnt lassen darf. Sie verdienen in der That, unter dessen Chorführern genannt zu werden, und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande. Es ist hier nicht der Ort, ihr Können und Wirken ausführlicher zu besprechen. Ich habe mich zu sehr von meinem Thema entfernt; nur noch von Jean Paul will ich mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt, wie Jean Paul Friedrich Richter in seiner Hauptrichtung dem jungen Deutschland voranging. Dieses Letztere jedoch, aufs Praktische angewiesen, hat sich der abstrusen Verworren-

heit, der barocken Darstellungsart und des ungenießbaren Stiles der Jean-Paul'schen Schriften zu enthalten gewusst. Von diesem Stile kann sich ein klarer, wohlredigierter, französischer Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Paul's Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, dass, wenn eine Idee dort mit einer andern zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er lässt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum seines Geistes und seines Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzel fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern sich ausbreiten ließe, diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüssel als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame, ungenießbare Kost; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und

Bananen in solcher Menge vertragen. Jean Paul ist ein großer Dichter und Philosoph, aber man kann nicht unkünstlerischer sein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in seinen Romanen echtpoetische Gestalten zur Welt gebracht, aber alle diese Geburten schleppen eine närrisch lange Nabelschnur mit sich herum und verwickeln und würgen sich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich sein Denken selbst, wir sehen die materielle Thätigkeit seines Gehirns; er giebt uns, so zu sagen, mehr Gehirn als Gedanken. In allen Richtungen hüpfen dabei seine Witze, die Flöhe seines erhitzten Geistes*). Er ist der lustigste Schriftsteller und zugleich der sentimentalste. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer, und sein Lachen verwandelt sich jählings in Weinen. Er vermummt sich manchmal in einen bettelhaften plumpen Gesellen, aber dann plötzlich, wie die Fürsten inkognito, die wir auf dem Theater sehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den strahlenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfasser des „Tristram Shandy," wenn er sich in

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

den roheſten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich durch erhabene Übergänge an ſeine fürſtliche Würde, an ſeine Ebenbürtigkeit mit Shakſpeare zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in ſeinen Schriften ſeine Perſönlichkeit preisgegeben, er hat ſich ebenfalls in menſchlichſter Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewiſſen unbeholfenen Scheu, beſonders in geſchlechtlicher Hinſicht. Lorenz Sterne zeigt ſich dem Publikum ganz entkleidet, er iſt ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hoſe. Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl beſeſſen als Sterne, weil Dieſer, ſobald der Gegenſtand, den er behandelt, eine tragiſche Höhe erreicht, plötzlich in den ſcherzhafteſten, lachendſten Ton überſpringt; ſtatt daſs Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindeſten ernſthaft wird, allmählich zu flennen beginnt und ruhig ſeine Thränendrüſen austräufen läſſt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er iſt ein größerer Dichter. Er iſt, wie ich ſchon erwähnt, ebenbürtig mit William Shakſpeare, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Muſen erzogen auf dem Parnaſs. Aber nach Frauenart haben ſie ihn beſonders durch ihre Liebkoſungen ſchon frühe verdorben. Er war das Schoßkind der bleichen tragiſchen Göttin. Einſt, in einem Anfall

von grauſamer Zärtlichkeit, küſſte Dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daſs das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſyne's, die roſige Göttin des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen, und küſſte begütigend ſeine Lippen, und küſſte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerei.

Und ſeitdem geriethen Sterne's Herz und Sterne's Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch; wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.

4.

Im Mittelalter herrſchte unter dem Volke die Meinung, wenn irgend ein Gebäude zu errichten ſei, müſſe man etwas Lebendiges ſchlachten und auf dem Blute deſſelben den Grundſtein legen; dadurch werde das Gebäude feſt und unerſchütterlich ſtehen bleiben. War es nun der altheidniſche Wahnwitz, daſs man ſich die Gunſt der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Miſsbegriff der chriſtlichen Verſöhnunslehre, was dieſe Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von dieſem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug er war herrſchend, und in Liedern und Sagen lebt die ſchauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geſchlachtet, um mit ihrem Blute große Bauwerke zu feſtigen. Heut zu Tage iſt die Menſchheit verſtändiger; wir glauben nicht mehr an die

Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Besteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den silbernen und goldenen Hostien, schreiben sie eine Wunderkraft zu; das Geld ist der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn sie ein Gebäude zu errichten haben, so tragen sie große Sorge, daſs unter den Grundstein einige Geldstücke, eine Kapsel mit allerlei Münzen, gelegt werden.

Ja, wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben so wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf dem Glauben an Blut beruhte, so beruhen alle unsere heutigen Institutionen auf dem Glauben an Geld, auf wirklichem Geld. Jenes war Aberglauben, doch Dieses ist der bare Egoismus. Ersteren zerstörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerstören. Die Grundlage der menschlichen Gesellschaft wird einst eine bessere sein, und alle großen Herzen Europas sind schmerzhaft beschäftigt, diese neue bessere Basis zu entdecken.

Vielleicht war es der Misſmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den sie überall hervorgrinsen sahen, was in

Deutſchland einige Dichter von der romantiſchen Schule, die es ehrlich meinten, zuerſt bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Reſtauration des Mittelalters zu befördern. Dieſes mag namentlich bei Denjenigen der Fall ſein, die nicht die eigentliche Koterie bildeten. Zu dieſer letztern gehörten die Schriftſteller, die ich im zweiten Buche beſonders abgehandelt, nachdem ich im erſten Buche die romantiſche Schule im Allgemeinen beſprochen. Nur wegen dieſer literarhiſtoriſchen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes habe ich von dieſen Koteriegenoſſen, die in Gemeinſchaft wirkten, zuerſt und ganz umſtändlich geredet. Man wird mich daher nicht miſsverſtehen wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herrn Ludwig Uhland eine ſpätere und kärglichere Meldung geſchieht. Dieſe drei Schriftſteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher beſprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, deſſen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudiert wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epiſche Dichter der Schule, deſſen Romane das ganze Publikum anſprachen. Und Herr Ludwig Uhland iſt

der einzige Lyriker der Schule, deſſen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen ſind und noch jetzt im Munde der Menſchen leben.

In dieſer Hinſicht verdienen die erwähnten drei Dichter einen Vorzug vor Herrn Ludwig Tieck, den ich als einen der beſten Schriftſteller der Schule geprieſen habe. Herr Tieck hat nämlich, obgleich das Theater ſein Steckenpferd iſt und er von Kind auf bis heute ſich mit dem Komödiantenthum und mit den kleinſten Details deſſelben beſchäftigt hat, doch immer darauf verzichten müſſen, jemals von der Bühne herab die Menſchen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen iſt. Herr Tieck hat ſich immer ein Hauspublikum halten müſſen, dem er ſelber ſeine Stücke vordeklamierte, und auf deren Händeklatſchen ganz ſicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué von der Herzogin bis zur Wäſcherin mit gleicher Luſt geleſen wurde und als die Sonne der Leihbibliotheken ſtrahlte, war Herr Tieck nur die Aſtrallampe der Theegeſellſchaften, die, angeglänzt von ſeiner Poeſie, bei der Vorleſung ſeiner Novellen ganz ſeelenruhig ihren Thee verſchluckte. Die Kraft dieſer Poeſie muſſte immer deſto mehr hervortreten, jemehr ſie mit der Schwäche des Thees kontraſtierte, und in Berlin, wo man den matteſten Thee trinkt,

mußte Herr Tieck als einer der kräftigsten Dichter erscheinen. Während die Lieder unseres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erschollen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden, ist kein einziges Lied des Herrn Tieck in unsere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herrn Ludwig Tieck ist in unserem Ohre geblieben, das große Publikum kennt kein einziges Lied dieses großen Lyrikers.

Zacharias Werner ist geboren zu Königsberg in Preußen den 18. November 1768. Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine persönliche, sondern nur eine sympathetische. Er begriff in der Ferne, was sie wollten und that sein Möglichstes, in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte sich für die Restauration des Mittelalters nur einseitig, nämlich nur für die hierarchisch katholische Seite desselben begeistern; die feudalistische Seite hat sein Gemüth nicht so stark in Bewegung gesetzt. Hierüber hat uns sein Landsmann T. A. Hoffmann in den Serapionsbrüdern einen merkwürdigen Aufschluss ertheilt. Er erzählt nämlich, dass Werner's Mutter gemüthskrank gewesen und während ihrer Schwangerschaft sich eingebildet, dass sie die Muttergottes sei und den Heiland zur Welt bringe. Der Geist Werner's trug nun sein ganzes Leben

hindurch das Muttermal dieſes religiöſen Wahnſinns. Die entſetzlichſte Religionſchwärmerei finden wir in allen ſeinen Dichtungen. Eine einzige, „Der Vierundzwanzigſte Februar,“ iſt frei davon und gehört zu den koſtbarſten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Literatur. Sie hat, mehr als Werner's übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthuſiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatiſchen Werke haben den großen Haufen weniger angeſprochen, weil es dem Dichter bei aller draſtiſchen Kraft faſt gänzlich an Kenntnis der Theaterverhältniſſe fehlte.

Der Biograph Hoffmann's, der Herr Kriminalrath Hitzig, hat auch Werner's Leben beſchrieben. Eine gewiſſenhafte Arbeit, für den Pſychologen eben ſo intereſſant wie für den Literarhiſtoriker. Wie man mir jüngſt erzählt, war Werner auch einige Zeit hier in Paris, wo er an den peripatetiſchen Philoſophinnen, die damals des Abends im brillanteſten Putz die Galerien des Palais-Royal durchwandelten, ſein beſonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein und neckten ihn und lachten über ſeinen komiſchen Anzug und ſeine noch komiſcheren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais-Royal, ſo hat ſich auch Zacharias Werner ſpäterhin ſehr verändert; die

letzte Lampe der Luſt erloſch im Gemüthe des vertrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sankt-Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Er hatte ausgefunden, daſs Alles auf Erden eitel ſei. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, ſei nur eine häſsliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein Paar hirſchlederne, nicht ſehr reinliche Poſtillonshoſen. Der Pater Zacharias kaſteite ſich jetzt und faſtete und eiferte gegen unſere verſtockte Weltluſt. Verflucht iſt das Fleiſch! ſchrie er ſo laut und mit ſo grell oſtpreußiſchem Accent, daſs die Heiligenbilder in Sankt Stephan erzitterten und die Wiener Griſetten allerliebſt lächelten. Außer dieſer wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beſtändig, daſs er ein großer Sünder ſei.

Genau betrachtet, iſt ſich der Mann immer konſequent geblieben, nur daſs er früherhin bloß beſang, was er ſpäterhin wirklich übte. Die Helden ſeiner meiſten Dramen ſind ſchon mönchiſch entſagende Liebende, ascetiſche Wollüſtlinge, die in der Abſtinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleiſches ihre Genuſsſucht ſpiritualiſieren, die in den Tiefen der religiöſen

Myſtik die ſchauerlichſten Seligkeiten ſuchen, heilige Roués.

Kurz vor ſeinem Tode war die Freude an dramatiſcher Geſtaltung noch einmal in Werner erwacht, und er ſchrieb noch eine Tragödie, betitelt: „Die Mutter der Makkabäer.“ Hier galt es aber nicht, den profanen Lebensernſt mit romantiſchen Späßen zu feſtonieren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen ſind feierlich gemeſſen wie Glockengeläute, bewegen ſich langſam wie eine Charfreitagsproceſſion, und es iſt eine paläſtinaſche Legende in griechiſcher Tragödienform. Das Stück fand wenig Beifall bei den Menſchen hier unten; ob es den Engeln im Himmel beſſer gefiel, Das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias ſtarb bald darauf, Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahr' auf dieſer ſündigen Erde gewandelt.

Wir laſſen ihn ruhen, den Todten, und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantiſchen Triumvirats. Es iſt der vortreffliche Freiherr de la Motte Fouqué, geboren in der Mark Brandenburg im Jahr' 1777, und zum Profeſſor ernannt an der Univerſität Halle im Jahr 1833. Früher ſtand er als Major im königlich preußiſchen Militärdienſt, und gehört zu den Sangeshelden oder Heldenſängern,

deren Leier und Schwert während dem sogenannten Freiheitskriege am lautesten erklang. Sein Lorber ist von echter Art. Er ist ein wahrer Dichter, und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte. Wenigen Schriftstellern ward so allgemeine Huldigung zu Theil, wie einst unserem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er seine Leser nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieses Publikum ist immer groß genug, und Herr Fouqué kann sich rühmen, daſs er der Einzige von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niederen Klassen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlin's über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich in einer kleinen Harzstadt ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand, daſs sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmal den Verfasser der „Undine" küssen könnte. — Und dieses Mädchen hatte die schönsten Lippen, die ich jemals gesehen.

Aber welch' ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuſs; der Genius der Poesie küſste den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und

was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, Das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: „Undine."

Ich weiß nicht, ob diese Novelle ins Französische übersetzt worden. Es ist die Geschichte von der schönen Wasserfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daſs sie sich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt . . . aber, ach! mit dieser Seele bekömmt sie auch unsere menschlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemal wird treulos, und sie küsst ihn todt. Denn der Tod ist in diesem Buche ebenfalls nur ein Kuſs.

Diese Undine könnte man als die Muse der Fouqué'schen Poesie betrachten. Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir, und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentlich menschliches Wesen. Unsere Zeit aber stößt alle solche Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens, und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adlige Ritter verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtsadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümelei misſsbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man

wandte ſich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That, dieſer beſtändige Singſang von Harniſchen, Turnierroſſen, Burgfrauen, ehrſamen Zunftmeiſtern, Zwergen, Knappen, Schloſskapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel ſonſt heißt, wurde uns endlich läſtig; und als der ingenioſe Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué ſich immer tiefer in ſeine Ritterbücher verſenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verſtändnis der Gegenwart einbüßte, da muſſten ſogar ſeine beſten Freunde ſich kopfſchüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieſer ſpäteren Zeit ſchrieb, ſind ungenießbar. Die Gebrechen ſeiner früheren Schriften ſind hier aufs höchſte geſteigert. Seine Rittergeſtalten beſtehen nur aus Eiſen und Gemüth; ſie haben weder Fleiſch noch Vernunft. Seine Frauenbilder ſind nur Bilder oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen über die anmuthigen Blumengeſichter. Wie die Werke von Walter Scott, mahnen auch die Fouqué'ſchen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Geſtaltung und Farbenpracht mehr unſer Auge als unſere Seele ergötzen. Das ſind Ritterfeſte, Schäferſpiele, Zweikämpfe, alte Trachten, Alles recht hübſch neben einander, abenteuerlich ohne tieferen Sinn, bunte

Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouqué's, wie bei den Nachahmern des Walter Scott, ist diese Manier, statt der inneren Natur der Menschen und Dinge nur ihre äußere Erscheinung und das Kostüm zu schildern, noch trübseliger ausgebildet. Diese flache Art und leichte Weise grassiert heutigen Tags in Deutschland eben so gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darstellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen, sondern auch unsere moderne Zustände betreffen, so ist es doch noch immer die vorige Manier, die statt der Wesenheit der Erscheinung nur das Zufällige derselben auffasst. Statt Menschenkenntnis bekunden unsere neueren Romanciers bloß Kleiderkenntnis, und sie fußen vielleicht auf dem Sprichwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenschreiber, besonders bei den Engländern! Richardson giebt uns die Anatomie der Empfindungen; Goldsmith behandelt pragmatisch die Herzensaktionen seiner Helden. Der Verfasser des „Tristram Shandy" zeigt uns die verborgensten Tiefen der Seele; er öffnet eine Luke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradiese und Schmutzwinkel, und lässt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das seltsame Theater hineingeschaut, Beleuchtung und Perspektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt,

und indem wir das Unendliche geſchaut zu haben meinen, iſt unſer Gefühl unendlich geworden, poetiſch. Was Fielding betrifft, ſo führt er uns gleich hinter die Kouliſſen, er zeigt uns die falſche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpeſten Springfedern der zarteſten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeiſtrung aufblitzen wird, die Pauke, worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der ſpäterhin den gewaltigſten Donner der Leidenſchaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Maſchinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menſchen anders erſcheinen als ſie wirklich ſind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beiſpiel die Engländer wählen, da unſer Goethe in ſeinem „Wilhelm Meiſter“ das beſte Muſter eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouqué'ſchen Romane iſt Legion; er iſt einer der fruchtbarſten Schriftſteller. „Der Zauberring“ und „Thiodolph der Isländer“ verdienen beſonders rühmend angeführt zu werden. Seine metriſchen Dramen, die nicht für die Bühne beſtimmt ſind, enthalten große Schönheiten. Beſonders „Sigurd, der Schlangentödter“ iſt ein kühnes Werk, worin die altſkandinaviſche Heldenſage mit all ihrem Rieſen- und Zauberweſen ſich abſpiegelt. Die Hauptperſon des Dramas, der Sigurd, iſt eine

ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Muth wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie sind die Lieblichkeit selbst. Sie sind so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahinflatternd; es sind süße lyrische Kolibris.

Der eigentliche Liederdichter aber ist Herr Ludwig Uhland, der, geboren zu Tübingen im Jahre 1787, jetzt als Advokat in Stuttgart lebt. Dieser Schriftsteller hat einen Band Gedichte, zwei Tragödien und zwei Abhandlungen über Walter von der Vogelweide und über französische Troubadoure geschrieben. Es sind zwei kleine historische Untersuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heißen „Ludwig der Baier“ und „Herzog Ernst von Schwaben.“ Erstere habe ich nicht gelesen; sie ist mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung. Es weht darin ein süßer Hauch der Poesie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unserem Theater so viel Beifall ernten, nimmermehr angetroffen wird. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas, und wir sehen

ſie hier, ſtark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutſche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um ſo rührender ins Herz. Dieſes Drama, oder vielmehr dieſes Lied, enthält Stellen, welche zu den ſchönſten Perlen unſerer Literatur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzu bitter darob tadeln. Dieſe Leute haben beſtimmte Bedürfniſſe, deren Befriedigung ſie vom Dichter verlangen. Die Produkte des Poeten ſollen nicht eben den Sympathien ſeines eignen Herzens, ſondern viel eher dem Begehr des Publikums entſprechen. Dieſes letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüſte, der einen Sack mit Erbſen gefunden zu haben glaubt und ihn haſtig öffnet; aber ach! es ſind nur Perlen. Das Publikum verſpeiſt mit Wonne des Herrn Raupach's dürre Erbſen und Madame Birch-Pfeiffer's Saubohnen; Uhland's Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzoſen höchſtwahrſcheinlich nicht wiſſen, wer Madame Birch-Pfeiffer und Herr Raupach iſt, ſo muſs ich hier erwähnen, daſs dieſes göttliche Paar, geſchwiſterlich neben einander ſtehend wie Apoll und Diana, in den Tempeln unſerer

dramatiſchen Kunſt am meiſten verehrt wird. Ja, Herr Raupach iſt eben ſo ſehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeiffer der Diana vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, ſo iſt Letztere als kaiſerlich öſterreichiſche Hofſchauſpielerin in Wien, und Erſterer als königlich preußiſcher Theaterdichter in Berlin angeſtellt. Die Dame hat ſchon eine Menge Dramen geſchrieben, worin ſie ſelber ſpielt. Ich kann nicht umhin, hier einer Erſcheinung zu erwähnen, die den Franzoſen faſt unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unſerer Schauſpieler ſind auch dramatiſche Dichter und ſchreiben ſich ſelbſt ihre Stücke. Man ſagt, Herr Ludwig Tieck habe durch eine unvorſichtige Äußerung dieſes Unglück veranlaßt. In ſeinen Kritiken bemerkte er nämlich, daſs die Schauſpieler in einem ſchlechten Stücke immer beſſer ſpielen können als in einem guten Stücke. Fußend auf ſochem Axiom, griffen die Komödianten ſcharenweis zur Feder, ſchrieben Trauerſpiele und Luſtſpiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal ſchwer zu entſcheiden: dichtete der eitle Komödiant ſein Stück abſichtlich ſchlecht, um gut darin zu ſpielen? oder ſpielte er ſchlecht in ſo einem ſelbſtverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen, das Stück ſei gut? Der Schauſpieler und der Dichter, die bisher in eine

Art von kollegialiſchem Verhältniſſe ſtanden (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder), traten jetzt in offne Feindſchaft. Die Schauſpieler ſuchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben, ſie verſtänden Nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verſtänden Nichts von draſtiſchen Effekten und Theaterkoups, wie nur der Schauſpieler ſie in der Praxis erlernt und ſie in ſeinen Stücken anzubringen weiß. Die Komödianten oder, wie ſie ſich am liebſten nennen, die Künſtler ſpielten daher vorzugsweiſe in ihren eignen Stücken oder wenigſtens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künſtler, verfertigt hatte. In der That, dieſe entſprachen ganz ihren Bedürfniſſen; hier fanden ſie ihre Lieblingskoſtüme, ihre fleiſchfarbige Trikotpoeſie, ihre applaudierten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimaſſen, ihre Flittergold-Redensarten, ihr ganzes affektiertes Kunſtzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern geſprochen wird, Blumen, die nur dieſem erlogenen Boden entſproſſen, Früchte, die nur am Lichte der Orcheſterlampe gereift, eine Natur, worin nicht der Odem Gottes, ſondern des Souffleurs weht, kouliſſenerſchütternde Tobſucht, ſanfte Wehmuth mit kitzelnder Flötenbegleitung, geſchminkte Unſchuld mit Laſterverſenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentuſch u. ſ. w.

Solchermaßen haben die Schauspieler in Deutschland sich von den Poeten und auch von der Poesie selbst emancipiert. Nur der Mittelmäßigkeit erlauben sie noch, sich auf ihrem Gebiete zu producieren. Aber sie geben genau Acht, daſs es kein wahrer Dichter ist, der im Mantel der Mittelmäßigkeit sich bei ihnen eindrängt. Wie viel Prüfungen hat Herr Raupach überstehen müssen, ehe es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu fassen! Und noch jetzt haben sie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mal ein Stück schreibt, das nicht ganz und gar schlecht ist, so muſs er aus Furcht vor dem Ostracismus der Komödianten gleich wieder ein Dutzend der allermiserabelsten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert euch über das Wort: „ein Dutzend“? Es ist gar keine Übertreibung von mir. Dieser Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen schreiben, und man bewundert diese Produktivität. Aber „es ist keine Hexerei,“ sagt Jantjen von Amsterdam, der berühmte Taschenspieler, wenn wir seine Kunststücke anstaunen, „es ist keine Hexerei, sondern nur die Geschwindigkeit.“

Daſs es Herrn Raupach gelungen ist, auf der deutschen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen besondern Grund. Dieser Schriftsteller, von Geburt ein Deutscher, hat lange Zeit in Rusland

gelebt, dort erwarb er seine Bildung, und es war die moskowitische Muse, die ihn eingeweiht in die Poesie. Diese Muse, die eingezobelte Schöne mit der holdselig aufgestülpten Nase, reichte unserem Dichter die volle Branntweinschale der Begeistrung, hing um seine Schulter den Köcher mit kirgisischen Witzpfeilen, und gab in seine Hände die tragische Knute. Als er zuerst auf unsere Herzen damit losschlug, wie erschütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erscheinung musste uns nicht wenig in Verwunderung setzen. Der Mann gefiel uns gewiss nicht im civilisierten Deutschland; aber sein sarmatisch ungethümes Wesen, eine täppische Behendigkeit, ein gewisses brummendes Zugreifen in seinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf seinem slavischen Pegasus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poesie dahinjagte, und unter dem Sattel nach echter Baschkirenweise seine dramatischen Stoffe gar ritt. Dieses fand Beifall in Berlin, wo, wie ihr wisst, alles Russische gut aufgenommen wird; dem Herrn Raupach gelang es, dort Fuß zu fassen, er wusste sich mit den Schauspielern zu verständigen, und seit einiger Zeit, wie schon gesagt, wird Raupach-Apollo neben Diana-Birch-Pfeiffer göttlich verehrt in dem Tempel der

dramatiſchen Kunſt. Dreißig Thaler bekömmt er für jeden Akt, den er ſchreibt, und er ſchreibt lauter Stücke von ſechs Akten, indem er dem erſten Akt den Titel „Vorſpiel“ giebt. Alle möglichen Stoffe hat er ſchon unter den Sattel ſeines Pegaſus geſchoben und gar geritten. Kein Held iſt ſicher vor ſolchem tragiſchen Schickſal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unterbekommen. Die Muſe der deutſchen Geſchichte iſt in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet ſie mit bleichem Schmerze die edlen Kinder, die Raupach-Apollo ſo entſetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es ſogar, Hand zu legen an die Hohenſtaufen, unſere alten geliebten Schwabenkaiſer! Es war nicht genug, daſs Herr Friedrich Raumer ſie geſchichtlich eingeſchlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach, der ſie fürs Theater zurichtet. Raumer'ſche Holzfiguren überzieht er mit ſeiner ledernen Poeſie, mit ſeinen ruſſiſchen Juchten, und der Anblick ſolcher Karikaturen und ihr Miſsduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die ſchönſten und edelſten Kaiſer des deutſchen Vaterlandes. Und die Polizei hemmt nicht ſolchen Frevel? Wenn ſie nicht gar ſelbſt die Hand im Spiel hat! Neue, emporſtrebende Regentenhäuſer lieben nicht bei dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiſerſtämme, an deren Stelle ſie gern treten

möchten. Nicht bei Immerman, nicht bei Grabbe, nicht einmal bei Herrn Uechtritz, sondern bei dem Herrn Raupach wird die Berliner Theaterintendanz einen Barbaroſſa beſtellen. Aber ſtreng bleibt es Herrn Raupach unterſagt, einen Hohenzollern unter den Sattel zu ſtecken; ſollte es ihm einmal danach gelüſten, ſo würde man ihm bald die Hausvogtei als Helikon anweiſen*).

Die Ideenaſſociation, die durch Kontraſte entſteht, iſt Schuld daran, daſs ich, indem ich von Herrn Uhland reden wollte, plötzlich auf Herrn Raupach und Madame Birch-Pfeiffer gerieth. Aber obgleich dieſes göttliche Paar, unſere Theater-Diana noch viel weniger als unſer Theater-Apoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, ſo muſſte ich doch einmal von ihnen reden, weil ſie die jetzige Bretterwelt repräſentieren. Auf jeden Fall war ich es unſeren wahren Poeten ſchuldig, mit wenigen Worten in dieſem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute ſind, die bei uns die Herrſchaft der Bühne uſurpieren**).

*) Dieſer ganze Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Der letzte Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

5.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichteſammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhland'ſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich befriedigen. Aber ich bitte euch, Zeit und Ort, wo ich Dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hätte ich den vortrefflichen Uhland zu

feiern vermocht! Damals empfand ich seine Vortrefflichkeit vielleicht besser als jetzt; er stand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber so Vieles hat sich seitdem ereignet! Was mir so herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholische Wesen, jene Ritter, die im adligen Turnei sich hauen und stechen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minnesänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsschauern, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir seitdem verleidet! Ja, einst war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schlosses zu Düsseldorf am Rhein, saß ich und deklamierte vor mich hin das schönste aller Uhland'schen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb,
Da ſah er hin, bis in der Höh'
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein.“
Ein Geiſterlaut herunterſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schloſſes ſaß und dieſes Lied deklamierte, hörte ich auch wohl zuweilen, wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeifließt, meine Worte nachäfften, und Das ſeufzte und Das ſtöhnte aus den Fluthen mit komiſchem Pathos:

„Ein Geiſterlaut herunterſcholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Ich ließ mich aber nicht ſtören von ſolchen Neckereien der Waſſerfrauen, ſelbſt wenn ſie bei den ſchönſten Stellen in Uhland's Gedichten ironiſch kicherten. Ich bezog ſolches Gekicher damals beſcheidentlich auf mich ſelbſt, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit hereinbrach, und ich mit etwas erhobener Stimme deklamierte, um dadurch die geheimnisvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloſstrümmer einflößten. Es ging nämlich die Sage, daſs dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange ſeidne Schleppe vorbeirauſchen zu hören, und mein Herz pochte ... Das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland“ begeiſtert war.

Daſſelbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, ich

habe unterdeſſen Viel gehört und geſehen, gar Viel, ich glaube nicht mehr an Menſchen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth. Das Haus, worin ich eben ſitze und leſe, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildeſten Wogen des Tages, dort kreiſchen die lauteſten Stimmen der modernen Zeit; Das lacht, Das grollt, Das trommelt; im Sturmſchritt ſchreitet vorüber die Nationalgarde; und Jeder ſpricht franzöſiſch. — Iſt Das nun der Ort, wo man Uhland's Gedichte leſen kann? Dreimal habe ich den Schluſs des oberwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamiert, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einſt ergriff, wenn das Königstöchterlein ſtirbt und der ſchöne Schäfer ſo klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein:

„Ein Geiſterlaut herunterſcholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Vielleicht auch bin ich für ſolche Gedichte etwas kühl geworden, ſeitdem ich die Erfahrung gemacht, daſs es eine weit ſchmerzlichere Liebe giebt als die, welche den Beſitz des geliebten Gegenſtandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der

That, ſchmerzlicher iſt es, wenn der geliebte Gegenſtand Tag und Nacht in unſeren Armen liegt, aber durch beſtändigen Widerſpruch und blödſinnige Kapricen uns Tag und Nacht verleidet, dergeſtalt, daſs wir Das, was unſer Herz am meiſten liebt, von unſerem Herzen fortſtoßen, und wir ſelber das verflucht geliebte Weib nach dem Poſtwagen bringen und fortſchicken müſſen:

„Ade, du Königstöchterlein!“

Ja, ſchmerzlicher als der Verluſt durch den Tod iſt der Verluſt durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte aus wahnſinniger Leichtfertigkeit ſich von uns abwendet, wenn ſie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Menſch ſie begleiten kann, und wenn ſie dann, ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig friſiert, dem erſten beſten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt . . .

„Ade, du Schäfer mein!“

Vielleicht erging es Herrn Uhland ſelber nicht beſſer als uns. Auch ſeine Stimmung muſs ſich ſeitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er ſeit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, daſs dieſes ſchöne

Dichtergemüth so kärglich von der Natur begabt gewesen und nur einen einzigen Frühling in sich trug. Nein, ich erkläre mir das Verstummen Uhland's vielmehr aus dem Widerspruch, worin die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung gerathen sind. Der elegische Dichter, der die katholisch-feudalistische Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu besingen wusste, der Ossian des Mittelalters, wurde seitdem in der würtembergischen Ständeversammlung ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit. Dass diese demokratische und protestantische Gesinnung bei ihm echt und lauter ist, bewies Herr Uhland durch die großen persönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einst den Dichterlorber errungen, so erwarb er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit so ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeisterung weiter singen; und da sein Pegasus nur ein Ritterross war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich stetig wurde, wenn es vorwärts sollte in das moderne Leben, da ist der wackere Uhland lächelnd abgestiegen, ließ ruhig absatteln und den unfügsamen Gaul nach dem Stall bringen.

Dort befindet er ſich noch bis auf heutigen Tag, und wie ſein Kollege, das Roſs Bayard's, hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er iſt todt.

Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen ſein, daſs das hohe Ritterroſs mit ſeinen bunten Wappendecken und ſtolzen Federbüſchen nie recht gepaſſt habe zu ſeinem bürgerlichen Reiter, der an den Füßen ſtatt Stiefeln mit goldenen Sporen nur Schuhe mit ſeidenen Strümpfen, und auf dem Haupte ſtatt eines Helms nur einen Tübinger Doktorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben, daſs Herr Ludwig Uhland niemals mit ſeinem Thema ganz übereinſtimmen konnte; daſs er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealiſierter Wahrheit wiedergiebt, ſondern ſie vielmehr in eine kränklich ſentimentale Melancholie auflöſt; daſs er die ſtarken Klänge der Heldenſage und des Volkslieds in ſeinem Gemüthe gleichſam weich gekocht habe, um ſie genießbar zu machen für das moderne Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhland'ſchen Gedichte genau betrachtet, ſo ſind es nur ſchöne Schatten, verkörperter Mondſchein, in den Adern Milch, in den Augen ſüße Thränen, nämlich Thränen ohne Salz. Ver-

gleicht man die Uhland'schen Ritter mit den Rittern der alten Gesänge, so kommt es uns vor, als bestänben sie aus Harnischen von Blech, worin lauter Blumen stecken, statt Fleisch und Knochen. Die Uhland'schen Ritter duften daher für zarte Nasen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiserne Hosen trugen und viel fraßen und noch mehr soffen.

Aber Das soll kein Tadel sein. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Kopei die deutsche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerschein ergötzen, und er ließ sie freundlich zurückspiegeln von der dämmernden Fläche seines Geistes. Dieses mag seinen Gedichten vielleicht einen besonderen Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler sanften und guten Menschen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber selbst in der mattesten Beschwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Partei gefasst, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Überlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns diese Geisterstimmen selbst in ihrem schwächsten Nachhall. Und es ist leicht begreiflich, daſs die Balladen und Romanzen unseres vortrefflichen Uhland's nicht bloß bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jung-

frauen, sondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den schönsten Beifall finden.

Ich habe bei dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um sie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterscheiden, die nicht mehr von den Erinnerungen des sogenannten Freiheitskrieges zehren. Jene älteren Patrioten müssen an der Uhland'schen Muse das süßeste Wohlgefallen finden, da die meisten seiner Gedichte ganz von dem Geiste ihrer Zeit geschwängert sind, einer Zeit, wo sie selber noch in Jugendgefühlen und stolzen Hoffnungen schwelgten. Diese Vorliebe für Uhland's Gedichte überlieferten sie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einst als Patriotismus angerechnet, wenn sie sich Uhland's Gedichte anschafften. Sie fanden darin Lieder, die selbst Max von Schenkendorf und Herr Ernst Moritz Arndt nicht besser gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhland'schen Gedichte:

„Vorwärts! fort und immer fort,
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewaltiges Öſterreich!
Vorwärts! thu's den Andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund!
Elſaſs, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall!
Vorwärts, tapfre Streiter all'!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herrn Uhland's Gedichten den Geiſt ihrer Zeit aufs koſtbarſte aufbewahrt, und nicht bloß den politiſchen, ſondern auch den moraliſchen und äſthetiſchen Geiſt. Herr Uhland repräſentiert eine ganze Periode, und er repräſentiert ſie jetzt faſt allein, da die anderen Repräſentanten derſelben in Vergeſſenheit gerathen und ſich wirklich in dieſem Schriftſteller alle reſumieren. Der Ton, der in den Uhland'ſchen Liedern, Balladen und Romanzen herrſcht, war der Ton aller ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen, und Mancher darunter hat, wo nicht gar Beſſeres, doch wenigſtens eben ſo Gutes geliefert. Und hier iſt der Ort, wo ich noch Manchen von der romantiſchen Schule rühmen kann, der, wie geſagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart ſeiner Gedichte die ſprechendſte Ähnlichkeit mit Herrn

Uhland bekundet, auch an poetiſchem Werthe ihm nicht nachzuſtehen braucht, und ſich etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterſcheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter iſt der Freiherr von Eichendorff; die Lieder, die er ſeinem Roman „Ahnung und Gegenwart“ eingewebt hat, laſſen ſich von den Uhland'ſchen gar nicht unterſcheiden, und zwar von den beſten derſelben. Der Unterſchied beſteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfriſche und der kriſtallhafteren Wahrheit der Eichendorff'ſchen Gedichte. Herr Juſtinus Kerner, der faſt gar nicht bekannt iſt, verdient hier ebenfalls eine preiſende Erwähnung; auch er dichtete in derſelben Tonart und Weiſe die wackerſten Lieder; er iſt ein Landsmann des Herrn Uhland. Daſſelbe iſt der Fall bei Herrn Guſtav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den ſchwäbiſchen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübſchen und duftenden Liedern erquickt. Beſonderes Talent beſitzt er für die Ballade, und er hat die heimiſchen Sagen in dieſer Form aufs erfreuſamſte beſungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in ſeiner heiterſten Jugendfülle entriſſen, muſs hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutſchen Volksliedes klingt er ganz zuſammen mit Herrn Uhland; mich will es ſogar bedünken,

als ſei er in ſolchem Gebiete manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geiſt der alten Liedesformen und brauchte ſie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bei ihm ein freieres Handhaben der Übergänge und ein verſtändiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verſtorbenen Wetzel, der jetzt vergeſſen und verſchollen iſt, muſs ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er iſt ein Wahlverwandter unſeres vortrefflichen Uhland's, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinſchmelzender Innigkeit. Dieſe Lieder, halb Blume halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus' „Urania." Daſs Herr Clemens Brentano ſeine meiſten Lieder in derſelben Tonart und Gefühlsweiſe, wie Herr Uhland gedichtet hat, verſteht ſich von ſelbſt; ſie ſchöpften Beide aus derſelben Quelle, dem Volksgeſange, und bieten uns denſelben Trank; nur die Trinkſchale, die Form, iſt bei Herrn Uhland gerundeter. Von Adalbert von Chamiſſo darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenoſſe der romantiſchen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieſes Mannes ſich in der letzten Zeit ſo wunderbar verjüngt, daſs er in

ganz neue Tonarten überging, ſich als einen der eigenthümlichſten und bedeutendſten modernen Dichter geltend machte, und weit mehr dem jungen als dem alten Deutſchland angehört. Aber in den Liedern ſeiner früheren Periode weht derſelbe Odem, der uns auch aus den Uhland'ſchen Gedichten entgegenſtrömt; derſelbe Klang, dieſelbe Farbe, derſelbe Duft, dieſelbe Wehmuth, dieſelbe Thräne ... Chamiſſo's Thränen ſind vielleicht rührender, weil ſie, gleich einem Quell, der aus einem Felſen ſpringt, aus einem weit ſtärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in ſüdlichen Versarten geſchrieben, ſind ebenfalls den Sonetten, Aſſonanzen und Ottaverime ſeiner Mitſchüler von der romantiſchen Schule aufs innigſte verwandt, und man kann ſie nimmermehr, ſowohl der Form als des Tones nach, davon unterſcheiden. Aber, wie geſagt, die meiſten jener Uhland'ſchen Zeitgenoſſen mitſammt ihren Gedichten gerathen in Vergeſſenheit; Letztere findet man nur noch mit Mühe in verſchollenen Sammlungen, wie der „Dichterwald," die „Sängerfahrt," in einigen Frauen- und Muſenalmanachen, die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitſchriften, namentlich in Achim von Arnim's „Tröſteinſamkeit" und in der „Wünſchelruthe," redigiert von Heinrich Straube

und Rudolph Chriſtiani, in den damaligen Tagesblättern, und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland iſt nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder ſonſt ſo Einer, aus deren Individualität ein beſonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenoſſen einen beſtimmten Wiederhall fand. Herr Uhland iſt nicht der Vater, ſondern er iſt ſelbſt nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht urſprünglich angehört, ſondern den ſie aus früheren Dichterwerken mühſam hervorgequetſcht hatte. Aber als Erſatz für dieſen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben ſo herrlich wie ſelten ſind. Er iſt der Stolz des glücklichen Schwabenlandes, und alle Genoſſen deutſcher Zunge erfreuen ſich dieſes edlen Sängergemüthes. In ihm reſumieren ſich die meiſten ſeiner lyriſchen Geſpielen von der romantiſchen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um ſo inniger, da wir im Begriffe ſind, uns auf immer von ihm zu trennen*).

*) Hier ſchließt die franzöſiſche Ausgabe der „Romantiſchen Schule.“ Vgl. das Vorwort des Herausgebers zum vorliegenden Bande. Der Herausgeber.

Ach! nicht aus leichtfertiger Luſt, ſondern dem Geſetze der Nothwendigkeit gehorchend, ſetzt ſich Deutſchland in Bewegung ... Das fromme, friedſame Deutſchland! ... es wirft einen wehmüthigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter ſich läſſt, noch einmal beugt es ſich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns aus Uhland's Gedichten ſo ſterbebleich anſchaut, und es nimmt Abſchied mit einem Kuſſe. Und noch einen Kuſs, meinetwegen ſogar eine Thräne! Aber laſſt uns nicht länger weilen in müßiger Rührung ...

Vorwärts! fort und immer fort,
Frankreich rief das ſtolze Wort
Vorwärts!

6.

„Als nach langen Jahren Kaiser Otto III. an das Grab kam, wo Karl's Gebeine bestattet ruhten, trat er mit zwei Bischöfen und dem Grafen von Laumel (der dieses Alles berichtet hat) in die Höhle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte, sondern saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handschuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbohrt und waren herausgewachsen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk sehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, musste eine Öffnung gebrochen werden; sobald man hineingelangt war, spürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten sogleich die Knie, und erwiesen dem Todten Ehrerbietung. Kaiser Otto legte ihm ein

weißes Gewand an, beſchnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbeſſern. Von den Gliedern war Nichts verfault, außer von der Naſenſpitze fehlte Etwas; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen. Zuletzt nahm er aus Karl's Mund einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. — Nachts drauf ſoll ihm im Traume Karl erſchienen ſein und verkündigt haben, daſs Otto nicht alt werden und keinen Erben hinterlaſſen werde."

Solchen Bericht geben uns die „deutſchen Sagen." Es iſt Dies aber nicht das einzige Beiſpiel der Art. So hat auch euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen laſſen, um ſelber zu ſehen, ob dieſer Held von ſo rieſenhafter Geſtalt geweſen, wie die Dichter rühmen. Dieſes geſchah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebaſtian von Portugal ließ die Grüfte ſeiner Vorfahren öffnen, und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog*).

*) In der neueſten franzöſiſchen Ausgabe ſteht etwas ausführlicher: „Einen ähnlichen Beſuch machte der König Sebaſtian von Portugal den Grüften ſeiner Vorfahren, ehe er ſich zu dem unglücklichen Feldzuge nach Afrika einſchiffte, wo der Sand von Alkaſſar-Kebir ſein Leichentuch ward. Er ließ jeden Sarg öffnen, und betrachtete lange fragend die Züge der alten Könige." Der Herausgeber.

Sonderbar ſchauerliche Neugier, die oft die Menſchen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuſchauen! Es geſchieht Dieſes zu außerordentlichen Perioden, nach Abſchluſs einer Zeit, oder kurz vor einer Kataſtrophe. In unſeren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erſcheinung erlebt; es war ein großer Souverän, das franzöſiſche Volk, welcher plötzlich die Luſt empfand, das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längſt verſchütteten, verſchollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die mit Spaten und Brecheiſen ſchnell bei der Hand waren, um den alten Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein ſtarker Duft ließ ſich verſpüren, der als gothiſches Haut-gout diejenigen Naſen, die für Roſenöl*) blaſiert ſind, ſehr angenehm kitzelte. Die franzöſiſchen Schriftſteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere ſchnitt ihm die Nägel, ein Dritter ſetzte ihm eine neue Naſe an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausriſſen, Alles wie Kaiſer Otto.

*) „für klaſſiſche Parfüms" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ob der Geist des Mittelalters diesen Zahnausreißern im Traume erschienen ist und ihrer ganzen romantischen Herrschaft ein frühes Ende prophezeit hat, Das weiß ich nicht. Überhaupt, ich erwähne dieser Erscheinung der französischen Literatur nur aus dem Grunde, um bestimmt zu erklären, daſs ich weder direkt noch indirekt eine Befehdung derselben im Sinne habe, wenn ich in diesem Buche eine ähnliche Erscheinung, die in Deutschland statt fand, mit etwas scharfen Worten besprochen. Die Schriftsteller, die in Deutschland das Mittelalter aus seinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus diesen Blättern ersehen wird, und die Wirkung, die sie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes. Die französischen Schriftsteller hatten nur artistische Interessen, und das französische Publikum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die Meisten schauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Absicht, um sich ein interessantes Kostüm für den Karneval auszusuchen. Die Mode des Gothischen war in Frankreich eben nur eine Mode, und sie diente nur dazu, die Lust der Gegenwart zu erhöhen. Man läſst sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bei der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs,

daſs es nicht gut kleide, läſst man es kurz abſchneiden mitſammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutſchland iſt Das anders. Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei euch, gänzlich todt und verweſt iſt. Das deutſche Mittelalter liegt nicht vermodert im Grabe, es wird vielmehr manchmal von einem böſen Geſpenſte belebt, und tritt am hellen, lichten Tage in unſere Mitte, und ſaugt uns das rothe Leben aus der Bruſt . . .

Ach! ſeht ihr nicht, wie Deutſchland ſo traurig und bleich iſt? zumal die deutſche Jugend, die noch unlängſt ſo begeiſtert emporjubelte? Seht ihr nicht, wie blutig der Mund des bevollmächtigten Vampyrs, der zu Frankfurt reſidiert, und dort am Herzen des deutſchen Volkes ſo ſchauerlich langſam und langweilig ſaugt?

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion desſelben eine ganz beſondere Anwendung. Loyalität erfordert, daſs ich eine Partei, die man hier zu Land die katholiſche nennt, aufs allerbeſtimmteſte von jenen deplorablen Geſellen, die in Deutſchland dieſen Namen führen, unterſcheide. Nur von Letzteren habe ich in dieſen Blättern geſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu

gelinde dünken. Es sind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Gesindel, heuchlerisch, verlogen und von unüberwindlicher Feigheit. Das ziſchelt in Berlin, Das ziſchelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelst, fühlst du plötzlich den Stich in der Ferse. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es ist die Partei der Lüge, es sind die Schergen des Despotismus*), die Restauratoren aller Misère, aller Greuel und Narrethei der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verschieden ist jene Partei, die man hier die katholische nennt, und deren Häupter zu den talentreichsten Schriftstellern Frankreichs gehören. Wenn sie auch nicht eben unsere Waffenbrüder sind, so kämpfen wir doch für dieselben Interessen nämlich für die Interessen der Menschheit. In der Liebe für dieselbe sind wir einig; wir unterscheiden uns nur in der Ansicht Dessen, was der Menschheit frommt. Jene glauben, die Menschheit bedürfe nur des geistlichen Trostes, wir hingegen sind der Meinung, dass sie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene, die katholische Partei in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, sich als die

*) „die Schergen der heiligen Alliance" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Partei der Vergangenheit, als die Reſtauratoren des Glaubens derſelben ankündigt, müſſen wir ſie gegen ihre eigne Ausſage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat den Katholicismus in Frankreich ſo gründlich ekraſiert, daſs faſt gar keine lebende Spur davon übrig geblieben, und daſs Derjenige, welcher den Katholicismus in Frankreich wieder herſtellen will, gleichſam eine ganz neue Religion predigt. Unter Frankreich verſtehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, iſt eine eben ſo gleichgültige Sache, als was unſere Beine denken; der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken. Man ſagte mir, die Franzoſen in der Provinz ſeien gute Katholiken; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menſchen, welche ich in der Provinz fand, ſahen Alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder große Entfernung von der Hauptſtadt auf der Stirne geſchrieben trugen. Die Frauen dort ſuchen vielleicht Troſt im Chriſtenthum, weil ſie nicht in Paris leben können. In Paris ſelbſt hat das Chriſtenthum ſeit der Revolution nicht mehr exiſtiert, und ſchon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In einem abgelegenen Kirchwinkel lag es lauernd, das Chriſtenthum, wie eine Spinne, und ſprang dann und wann haſtig hervor, wenn es ein

Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge erhaſchen konnte. Ja, nur zu zwei Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, gerieth der Franzoſe in die Gewalt des katholiſchen Prieſters; während der ganzen Zwiſchenzeit war er bei Vernunft, und lachte über Weihwaſſer und Ölung. Aber heißt Das eine Herrſchaft des Katholicismus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Karl X. durch den Reiz der Neuheit auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der Katholicismus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Überraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die klaſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolge gepredigt worden, daſs die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Handeln wie im Gedanken ganz heidniſch koſtümiert waren. Während der Revolution blühte die klaſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antike Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und

die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen, und dieſer reſumierte ſich in dem heiligen Namen*): „Napoleon!“ Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher ſagt, das franzöſiſche Volk ſei irreligiös, weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muſs vielmehr ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daſs ſie jetzt an einen Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muſs ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daſs ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letztere Punkt iſt zweifelhaft; ſo Viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen**) noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe, man wird dieſe Bemerkungen nicht miſsverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen, den Leſer dieſes Buches vor einem argen Miſsverſtändniſſe zu bewahren.

---

*) „in einem einzigen Namen:“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „ſind die Franzoſen“ ſteht in der älteren, — „iſt Frankreich“ ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Anhang.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 166) in Betreff des großen Eklektikers entſchlüpft ſind, ganz miſsverſtanden werden. Wahrlich, fern iſt von mir die Abſicht, Herren Victor Couſin zu verkleinern. Die Titel dieſes berühmten Philoſophen verpflichten mich ſogar zu Preis und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und ſeine geiſtreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs. Dabei iſt er ein liebendes Gemüth, und er liebt nicht die banalen Gegenſtände, die jeder Franzoſe lieben kann, z. B. den Napoleon, er liebt nicht einmal den Voltaire, der ſchon minder leicht zu lieben iſt . . . nein, des Herren Couſin's Herz verſucht das

Schwerste: er liebt Preußen. Ich wäre ein Böse-wicht, wenn ich einen solchen Mann verkleinern wollte, ich wäre ein Ungeheuer von Undankbarkeit . . . denn ich selber bin ein Preuße. Wer wird uns lieben, wenn das große Herz eines Victor Cousin nicht mehr schlägt?

Ich muss wahrlich alle Privatgefühle, die mich zu einem überlauten Enthusiasmus verleiten könnten, gewaltsam unterdrücken. Ich möchte nämlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Cousin ist sehr einflussreich im Staate durch seine Stellung und Zunge. Diese Rücksicht könnte mich sogar bewegen, eben so freimüthig seine Fehler wie seine Tugenden zu besprechen. Wird er selber Dieses misbilligen? Gewiss nicht! Ich weiß, dass man große Geister nicht schöner ehren kann, als indem man ihre Mängel eben so gewissenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Herkules besingt, muss man auch erwähnen, dass er einmal die Löwenhaut abgelegt und am Spinnrocken gesessen; er bleibt ja darum doch immer ein Herkules! Wenn wir eben solche Umstände von Herrn Cousin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Cousin, wenn er auch zuweilen schwatzend am Spinnrocken saß, so hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Herkules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen ſchmeichelhaften Unterſchieds erwähnen. Das Volk hat nämlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeſchrieben, die von verſchiedenen ſeiner Zeitgenoſſen vollbracht worden; die Werke des Herren Couſin ſind aber ſo koloſſal, ſo erſtaunlich, daſs das Volk nie begriff, wie ein einziger Menſch Dergleichen vollbringen konnte, und es entſtand die Sage, daſs die Werke, die unter dem Namen dieſes Herren erſchienen ſind, von mehren ſeiner Zeitgenoſſen herrühren.

So wird es auch einſt Napoleon gehn; ſchon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger Held ſo viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Couſin ſchon jetzt nachſagt, daſs er fremde Talente zu exploitieren und ihre Arbeiten als die ſeinigen zu publicieren gewuſſt, ſo wird man einſt auch von dem armen Napoleon behaupten, daſs nicht er ſelber, ſondern Gott weiß wer, vielleicht gar Herr Sebaſtiani, die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht bloß durch ihre Thaten, ſondern auch durch ihr perſönliches Leben. In dieſer Beziehung muſs man Herren Couſin ganz

unbedingt loben. Hier erſcheint er in ſeiner tadelloſeſten Herrlichkeit. Er wirkte durch ſein eignes Beiſpiel zur Zerſtörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meiſten ſeiner Landsleute davon abgehalten hat, ſich dem Studium der Philoſophie, der wichtigſten aller Beſtrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrſchte nämlich die Meinung, daſs man durch das Studium der Philoſophie für das praktiſche Leben untauglich werde, daſs man durch metaphyſiſche Spekulationen den Sinn für induſtrielle Spekulationen verliere, und daſs man, allem Ämterglanz entſagend, in naiver Armuth und zurückgezogen von allen Intriguen leben müſſe, wenn man ein großer Philoſoph werden wolle. Dieſen Wahn, der ſo viele Franzoſen von dem Gebiete des Abſtrakten fernhielt, hat nun Herr Couſin glücklich zerſtört, und durch ſein eignes Beiſpiel hat er gezeigt, daſs man ein unſterblicher Philoſoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair de France werden kann.

Freilich, einige Voltairianer erklären dieſes Phänomen aus dem einfachen Umſtande, daſs von jenen zwei Eigenſchaften des Herren Couſin nur die letztere konſtatiert ſei. Giebt es eine liebloſere, unchriſtlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer iſt dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann ist aber jemals der Persifflage seiner Zeitgenossen entgangen? Haben die Athener mit ihren attischen Epigrammen den großen Alexander verschont? Haben die Römer nicht Spottlieder auf Cäsar gesungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herren Cousin trifft dasselbe Schicksal, welches schon Alexander, Cäsar und Friedrich getroffen, und noch viele andere große Männer mitten in Paris treffen wird. Je größer der Mann, desto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge sind schon schwerer zu treffen.

Die Masse aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, ist von ernsthafter Natur, es ist abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erscheinungen erklärt es in tiefsinnig mystischer Weise. Alle seine Auslegungen tragen einen poetischen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganini's erstaunliches Violinspiel sucht das Volk dadurch zu erklären, daſs dieser Musiker aus Eifersucht seine Geliebte ermordet, deſshalb lange Jahre im Gefängnisse zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine besessen und, indem er sich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchste Meisterschaft auf diesem

Instrumente erlangt habe. Die philosophische Virtuosität des Herren Cousin sucht das Volk in ähnlicher Weise zu erklären, und man erzählt, dass einst die deutschen Regierungen unseren großen Eklektiker für einen Freiheitshelden angesehen und festgesetzt haben, dass er im Gefängnisse kein anderes Buch außer Kant's Kritik der reinen Vernunft zu lesen bekommen, dass er aus langer Weile beständig darin studiert, und dass er dadurch jene Virtuosität in der deutschen Philosophie erlangte, die ihm späterhin in Paris so viele Applaudissements erwarb, als er die schwierigsten Passagen derselben öffentlich vortrug.

Dieses ist eine sehr schöne Volkssage, märchenhaft, abenteuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Beor's, von Quasar dem Weisen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Cousin eine symbolische Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herren Cousin nicht mehr ein wirkliches Individuum sehen, sondern nur die Personifikation des Märtyrers der Freiheit, der, im Kerker sitzend, Trost sucht in der Weisheit, in der Kritik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche sieht vielleicht in ihm eine Allegorie seiner Zeit selbst, einer

Zeit, wo die Kritik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker saß.

Was nun wirklich diese Gefangenschaftsgeschichte des Herren Cousin betrifft, so ist sie keineswegs ganz allegorischen Ursprungs. Er hat in der That einige Zeit, der Demagogie verdächtig, in einem deutschen Gefängnisse zugebracht, eben so gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daſs aber Herr Cousin dort in seinen Mußestunden Kant's Kritik der reinen Vernunft studiert habe, ist aus drei Gründen zu bezweifeln. Erstens, dieses Buch ist auf Deutsch geschrieben. Zweitens, man muſs Deutsch verstehen, um dieses Buch lesen zu können. Und drittens, Herr Cousin versteht kein Deutsch.

Ich will Dieses, bei Leibe! nicht in tadelnder Absicht gesagt haben. Die Größe des Herren Cousin tritt um so greller ins Licht, wenn man sieht, daſs er die deutsche Philosophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verstehen, worin sie gelehrt wird. Dieser Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menschen, die wir nur mit großer Mühe diese Philosophie verstehen, obgleich wir mit der deutschen Sprache von Kind auf ganz vertraut sind! Das Wesen eines solchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; Das sind jene intuitive Naturen, denen Kant das spontaneische Begreifen der Dinge

in ihrer Totalität zuſchreibt, im Gegenſatz zu uns gewöhnlichen analytiſchen Naturen, die wir erſt durch ein Nacheinander und durch Kombination der Einzeltheile die Dinge zu begreifen wiſſen. Kant ſcheint ſchon geahnt zu haben, daſs einſt ein ſolcher Mann erſcheinen werde, der ſogar ſeine Kritik der reinen Vernunft durch bloße intuitive Anſchauung verſtehen wird, ohne diskurſiv analytiſch Deutſch gelernt zu haben. Vielleicht aber ſind die Franzoſen überhaupt glücklicher organiſiert wie wir Deutſchen, und ich habe bemerkt, daſs man ihnen von einer Doktrin, von einer gelehrten Unterſuchung, von einer wiſſenſchaftlichen Anſicht nur ein Weniges zu ſagen braucht, und dieſes Wenige wiſſen ſie ſo vortrefflich in ihrem Geiſte zu kombinieren und zu verarbeiten, daſs ſie alsdann die Sache noch weit beſſer verſtehen wie wir ſelber, und uns über unſer eignes Wiſſen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als ſeien die Köpfe der Franzoſen, eben ſo wie ihre Kaffehäuſer, inwendig mit lauter Spiegeln verſehen, ſo daſs jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, ſich dort unzähligemal reflektiert; eine optiſche Einrichtung, wodurch ſogar die engſten und dürftigſten Köpfe ſehr weit und ſtrahlend erſcheinen. Dieſe brillanten Köpfe, eben ſo wie die glänzenden Kaffehäuſer, pflegen einen armen Deut-

ſchen, wenn er zuerſt nach Paris kömmt, ſehr zu blenden.

Ich fürchte, ich komme aus den ſüßen Gewäſſern des Lobes unverſehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin, den Herren Couſin wegen eines Umſtandes bitter zu tadeln: nämlich Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, er iſt ungerecht gegen ſich ſelber, er verleumdet ſich ſelber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel Allerlei entlehnt. Gegen dieſe Selbſtanſchuldigung muſs ich Herren Couſin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewiſſen! dieſer ehrliche Mann hat aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeſte geſtohlen, und wenn er als ein Andenken von dieſen Beiden Etwas mit nach Hauſe gebracht hat, ſo war es nur ihre Freundſchaft. Das macht ſeinem Herzen Ehre. Aber von ſolchen fälſchlichen Selbſtanklagen gibt es viele Beiſpiele in der Pſychologie. Ich kannte einen Mann, der von ſich ſelber ausſagte, er habe an der Tafel des Königs ſilberne Löffel geſtohlen; und doch wuſſten wir Alle, daſs der arme Teufel nicht hoffähig war, und ſich dieſes Löffeldiebſtahls anklagte, um uns glauben zu machen, er ſei im Schloſſe zu Gaſte geweſen.

Nein, Herr Couſin hat in der deutſchen Philoſophie immer das ſechſte Gebot befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee eingeſteckt. Alle Zeugenausſagen ſtimmen darin überein, daſs Herr Couſin in dieſer Beziehung, ich ſage: in dieſer Beziehung, die Ehrlichkeit ſelbſt ſei. Und es ſind nicht bloß ſeine Freunde, ſondern auch ſeine Gegner, die ihm dieſes Zeugnis geben. Ein ſolches Zeugnis enthalten z. B. die Berliner Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik von dieſem Jahre, und da der Verfaſſer dieſer Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und ſeine Worte alſo deſto unverdächtiger ſind, ſo will ich ſie ſpäter in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt, einen großen Mann von einer ſchweren Anklage zu befreien, und nur deſshalb erwähne ich das Zeugnis der Berliner Jahrbücher, die freilich durch einen etwas ſpöttiſchen Ton, womit ſie von Herren Couſin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich ſchon gezeigt in dieſen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Herkules, Napoleon, Alexander, Cäſar, Friedrich, Orpheus, Bileam dem Sohne Beor's, Quaſer dem Weiſen,

Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der Erste, der diesen großen Namen auch den Namen Cousin beigesellt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! werden freilich seine Feinde sagen, seine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen Nichts heilig ist, die keine Religion haben, und die nicht einmal an an Herrn Cousin glauben. Aber es wird nicht das erste Mal sein, dass eine Nation erst durch einen Fremden ihre großen Männer schätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienst um Frankreich, dass ich den Werth des Herren Cousin für die Gegenwart und seine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn schon bei Lebzeiten poetisch ausschmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt, wie er sich allmählig ins Sagenhafte verliert, und wie einst eine Zeit kommt, wo der Name Victor Cousin eine Mythe sein wird. Jetzt ist er schon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

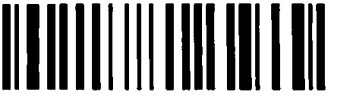
O ihr Verlästerer des Thrones und des Altars, ihr Bösewichter, die ihr, wie Schiller singt, „das Glänzende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen pflegt," ich prophezeie euch, dass die Renommée des Herren Cousin, wie

die französische Revolution, die Reise um die Welt macht! — Ich höre wieder boshaft hinzusetzen: In der That, die Renommée des Herren Cousin macht eine Reise um die Welt, und von Frankreich ist sie bereits abgereist*).

*) Die vorliegende Diatribe gegen Victor Cousin, welche in der neuesten französischen Ausgabe fehlt, schließt in der ersten Ausgabe des Buches De l'Allemagne vom Jahre 1835 mit den Worten: „Die Franzosen sind ein frivoles Volk, und ein ernsthafter Deutscher, wie ich, hat Mühe, mit ihnen fertig zu werden. Ich will daher aufhören, die hohen Verdienste des Herren Cousin herauszustreichen, und ich beschränke mich darauf, den obenerwähnten Aufsatz der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" hier abzudrucken, dessen Verfasser der berühmte Hinrichs ist. Man wird daraus erkennen, daß, wenn Herr Cousin die deutschen Philosophen nicht versteht, Diese dafür Herren Cousin nicht besser verstehen." — Die erwähnte Kritik der „Fragmens philosophiques, par V. Cousin" findet sich im Augustheft der „Berliner Jahrbücher" vom Jahre 1834.

Der Herausgeber.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.


00100430

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018